

Robert Walser  
Kritische Ausgabe  
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band II 1  
Drucke in der Neuen Rundschau

*Stroemfeld* | **Schwabe**

Robert Walser  
Kritische Ausgabe  
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und  
Barbara von Reibnitz

Band II 1

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über [www.schwabeverlag.ch](http://www.schwabeverlag.ch) erhältlich.

Robert Walser  
Drucke in der Neuen Rundschau

herausgegeben von

Hans-Joachim Heerde  
Barbara von Reibnitz  
Caroline Socha

*Stroemfeld* | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe  
Herausgegeben im Auftrag der  
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel  
Delegierter des Stiftungsrats für die Herausgabe: Wolfram Grodeck

Publiziert mit Unterstützung des Swisslos-Fonds Basel-Stadt.  
Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde durch den Schweizerischen Nationalfonds  
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Editorial Board:  
Prof. Dr. Ulrike Landfester, Präsidentin der Stiftung  
Prof. Dr. Alexander Honold, Universität Basel  
Prof. Dr. Davide Giuriato, Universität Zürich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86600-275-3 (Stroemfeld)  
ISBN 978-3-7965-3677-9 (Schwabe)

Copyright © 2017 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel  
Copyright für die Texte von Robert Walser, mit freundlicher Genehmigung der  
Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern  
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986  
alle Rechte bei und vorbehalten durch die Suhrkamp Verlag AG Berlin

Eine Gemeinschaftsproduktion von  
Stroemfeld Verlag, CH-4054 Basel, Altkircherstrasse 17  
D-60322 Frankfurt am Main, Holzhausenstraße 4  
Schwabe Verlag, CH-4010 Basel, Steinentorstrasse 13

Layout und Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main  
Druck und Verarbeitung: Schwabe AG, Druckerei, Muttenz / Basel  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier gemäß ISO 9706  
[www.schwabe.ch](http://www.schwabe.ch) [www.kritische-walser-ausgabe.ch](http://www.kritische-walser-ausgabe.ch)

E-Book  
ISBN E-Book (PDF) 978-3-7965-3747-9 (Schwabe)  
DOI 10.24894/978-3-7965-3747-9 (Schwabe)



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-  
NonCommercial-NoDerivates 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

## Inhalt

Veröffentlichungen Robert Walsers in der <i>Neuen Rundschau</i>	6
Zur Anlage von Abteilung II	163
Editorisches Nachwort	165
Dokumentarischer Anhang	199
Abbildungen	223
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen	237
Chronologisches Verzeichnis der Texte	241
Editorische Zeichen	244

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 5, Mai 1907, S. 513–640

Werner Sombart, *Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart*, 513–536

Helene Böhlau, *Das Haus zur Flamm'. Roman* [Schluss], 537–571

*Künstlerbriefe aus zwei Generationen*

[Aus dem Nachlass Fritz Gurlitt], 572–588

Julie Wassermann-Speyer, *Moderne Erziehung*, 589–595

André Gide, *Die Heimkehr des verlorenen Sohnes* [Aus dem Manuskript  
übersetzt von Kurt Singer], 596–608

Henning Berger, *Der Traum von der Hölle. Novelle*, 609–624

Eduard Bernstein, *Wo steht die Sozialdemokratie?*, 625–628

Rundschau:

J[akob] v. Uexküll, *Das Problem der tierischen Formbildung*, 629–632

Albrecht Wirth, *Persien*, 632–633

Kurt Singer, *Umkehr*, 633–635

Friedrich Glaser, *Börsenelegie*, 635–636

Emil Heilbut, *Herr Eberlein*, 636–637

Karl Jentsch, *Lange Gesichter und Masken*, 637–638

Oscar Bie, *Tanzschule*, 638–639

Robert Walser, *Guten Tag, Riesin!*, 639–640

Es ist einem, als schüttle da eine Riesin ihre Locken und strecke ein Bein zum Bett heraus, wenn man am frühen Morgen, noch ehe die Elektrischen fahren, von irgend einer Pflicht angetrieben, in die Weltstadt hineingeht. Kalt und weiß liegen die Straßen wie ausgestreckte Menschenarme da; man läuft, reibt sich die Hände und sieht, wie zu den Toren und Türen der Häuser Menschen her austreten, als speie ein ungeduldiges Ungeheuer seinen warmen, flammenden Speichel aus. Augen begegnen dir, wenn du so dahergehst, Mädchen- und Männeraugen, trübe und frohmütige; Beine laufen hinter und vor dir, und du selber beinelst auch, was du nur kannst und schaust mit deinen eigenen Augen, mit denselben Blicken, wie alle blicken. Und die Brüste tragen alle irgend ein verschlafenes Geheimnis, und in den Köpfen allen spukt irgend ein wehmütiger oder anspornender Gedanke. Herrlich, herrlich. Da ist es also kalter, halb sonniger, halb trüber Morgen, viele, viele Menschen liegen noch in ihren Betten, Schwärmer, die die Nacht und den halben Morgen durchgelebt und -geabenteuert haben, Vornehme, zu deren Lebensgewohnheiten es gehört, spät aufzustehen, faule Hunde, die zwanzigmal erwachen, gähnen und wieder einschnarchen, Greise und Kranke, die sich überhaupt nicht mehr, oder nur mühsam erheben können, Frauen, die geliebt haben, Künstler, die sich sagen: awas, quatsch, früh aufstehen, Kinder von reichen, schönen Eltern, fabelhaft gepflegte und behütete Wesen, die in ihren eigenen Stuben, hinter schneeweißen Fensterumhängen, das Mündchen offen, märchenhaft träumend, bis neun, zehn oder elf Uhr schlafen. Was zu solch früher Morgenstunde auf den wild ineinander verschlungenen Straßen gramselt und ameiselt, das sind, wenn nicht Dekorationsmaler so doch vielleicht Tapezierer, Adressen-

Vgl. *Aufsätze* (1913), S. 103–108 [KWA I 5].

schreiber, kleine, lausichte Agenten, Menschen auch, die einen frühen Eisenbahnzug nach Wien, München, Paris oder Hamburg erreichen wollen, kleine Menschen in der Regel, Mädchen von allen möglichen Erwerbszweigen, Erwerbende also. Einer, der dem Rummel zusieht, muß das notwendigerweise einzig finden. Er geht dann so und meint beinahe, auch rennen, atempusten und seine Arme hin und her schwenken zu müssen; das Treiben und Emsigtun ist ja so ansteckend, wie etwa ein schönes Lächeln ansteckend sein kann. Nein nicht so. Der frühe Morgen ist noch etwas ganz anderes. Er schleudert aus Kneipen etwa noch ein paar schmierig gekleidete Nachtgestalten mit ekelhaft rotbemalten Gesichtern auf die blendend-staubig-weiße Straße hinaus, wo sie eine gute Weile, den Hakenstock an der Schulter tragend, blödsinnig stehen bleiben, um Vorübergehende anzuoeden. Wie ihnen die trunkene Nacht zu den schmutzigen Augen hinausblendet! Weiter, weiter. Bei Besoffenen hält sich das blauäugige Wunder, der frühe Morgen, nicht auf. Er hat tausend schimmernde Fäden, womit er dich weiter zieht, er schiebt dich von hinten und lockt und lächelt dich von vorne an, du siehst hinauf, wo ein weißlich verschleierter Himmel ein paar zerrissene Stücke Blau hervorläßt; hinter dich, um einem Menschen, der dich interessiert, nachzuschauen, neben dich, an ein reiches Portal, hinter dem ein fürstliches Palais verdrossen und vornehm emporragt. Statuen winken dir aus Gärten und Parkanlagen entgegen; immer gehst du und hast flüchtige Blicke für alles, für Bewegliches und Feststehendes, für Droschken, die träge fortrumpeln, für die Elektrische, die jetzt zu fahren beginnt, von der herab Menschaugen dich ansehen, für den stupiden Helm eines Schutzmannes, für einen Menschen mit zerrissenen Schuhen und Hosen, für einen zweifellos ehemals Gutsituierteren, der im Pelzmantel und Zylinder die Straße fegt, für alles, wie du selber



für alles ein flüchtiges Augenmerk bist. Das ist das Wunder der Stadt, daß eines jeden Haltung und Benehmen untertaucht in all diesen tausend Arten, daß das Betrachten ein flüchtiges, das Urteil ein schnelles und das Vergessen ein selbstverständliches ist.

5 Vorüber. Was ist vorüber? Eine Fassade aus der Empirezeit? Wo? Da hinten? Ob sich da einer wohl entschließen kann, sich nochmals umzudrehen, um der alten Baukunst einen Extrablick zu schenken? I woher. Weiter, weiter. Die Brust dehnt sich, die Riesin Weltstadt hat jetzt in aller üppigen Gemächlichkeit ihr schimmernd-durchsonntes Hemd angezogen. So eine Riesin kleidet sich eben ein bißchen langsam an; dafür aber duftet und dampft und pocht und läutet jede ihrer schönen, großen Bewegungen. Droschken mit Amerikakoffern obenauf poltern und radebrechen vorbei, du gehst jetzt im Park; die stillen Kanäle sind noch

10 mit grauem Eis bedeckt, die Matten frieren dich an, die schlanken, dünnen, kahlen Bäume jagen dich mit ihrem zitternd-frörlischen Aussehen flugs weiter; Karren werden geschoben, zwei herrschaftliche Fuhrwerke aus der Remise irgend eines Menschen von offiziellem Gepräge, jedes zwei Kutscher und einen

15 Lakaien tragend, jagen vorüber; immer ist etwas, und jedesmal ist das Etwas, wenn man es näher betrachten will, verschwunden. Natürlich hast du eine Unmenge Gedanken während deines einstündigen Marsches, du bist Dichter und kannst dazu ruhig deine Hände in den Taschen deines hoffentlich anständigen

20 Überziehers behalten, du bist Maler und hast vielleicht bereits während deines Morgenspazierganges fünf Bilder fix und fertig gemacht. Du bist Aristokrat, Held, Löwenbändiger, Sozialist, Afrikaforscher, Tänzer, Turner oder Kneipenwirt gewesen, hast flüchtig geträumt, eben jetzt dem Kaiser vorgestellt worden zu

25 sein. Er ist vom Thron herniedergestiegen und hat dich in ein halbstündiges, vertrauliches Gespräch, an welchem sich auch die Frau Kaiserin dürfte beteiligt haben, gezogen. Du bist in Gedanken Stadtbahn gefahren, hast Dernburg seinen Lorbeerkranz

vom Haupte gerissen, geheiratet und dich in einer Ortschaft in der Schweiz heimisch niedergelassen, ein bühnenfähiges Drama geschaffen – lustig, lustig, weiter, he da, was? Sollte das? Ja, da ist dir dein Kollege Kitsch begegnet, und da seid ihr zusammen nach Hause gegangen und habt Schokolade getrunken.

5

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 6, Juni 1907, S. 641–768

J[akob] v. Uexküll, *Die Umrissse einer kommenden Weltanschauung*, 641–661

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Hoang Tchin Fo. Novelle*, 662–672

R[oderich] v. [Engel]hardt, *Rußlands „Auferstehung“*, 673–680

Julius Meier-Graefe, *Constables Skizzen*, 681–694

Otto Julius Bierbaum, *Das vielgeliebte Weib*, 695–712

Hector Berlioz, *Briefe an Franz Liszt* [Übersetzt und hrsg. von La Mara (Marie Lipsius)], 713–725

Martin Buber, *Das Rufen. Eine chassidische Legende*, 726–729

E[rland] Nordenskiöld, *Südamerikanische Reise*, 730–751

Erich Dombrowski, *Deutsche Politik im Osten*, 752–756

Rundschau:

Albrecht Wirth, *Weltpolitik*, 757–759

W. Fred [Alfred Wechsler], *Tausendundein Bücher*, 760–761

Hermann Graf Keyserling, *Sinnliche und geistige Liebe*, 761–763

Moritz Heimann, *Rudolf Rittner*, 763–764

Ludwig Brinkmann, *Das Einwanderungsproblem*, 764–766

Oscar A. H. Schmitz, *Ideal*, 766–767

Kurt Singer, *Der Blütenzweig in der Vase*, 767

Robert Walser, *Kutsch*, 767–768

Man weiß von Kutsch, daß er drei unfertige Dramen im Kleiderschrank hat, außerdem arbeitet er jetzt an einem vierten, den Stoff liefert ihm Maupassant.

Heda, Kutsch!

5

Kutsch liebt es gar nicht, in so leichtsinniger Weise angesprochen zu werden, er ist mißtrauisch und er hat vielleicht Ursache dazu, denn er erstrebt das Höchste, und alle, die ganz Hohes erstreben, mögen nicht recht vertraulich zu den Nebenmenschen sein.

10

Da ist immer so etwas Fernes, was solchen Leuten vorschwebt. Solche Menschen sehen immer die Notwendigkeit vor sich, die ihnen zuflüstert: Entwickle dich! – Kutsch muß sich entwickeln, das steht oben an in seinem Programm, und das ist das Unheimliche, das ihn beständig ein wenig folttert, das ihn schärfer horchen läßt, das ihm befiehlt, ein nervös-zerrissenes Gesicht zu machen.

15

768 Er hat lange, schmale Hände, sensible Hände. Gewisse Witzblattzeichner machen sich gern über solche Hände her, um sie zeichnerisch auszubeuten. Mir liegt daran, eine ernste Charakterstudie zu bieten, und da heißt es so sehr aufpassen, kommt es so sehr darauf an, keinen Wesenszug zu übertreiben.

20

Kollege Kutsch!

Er hört dieses Wort nicht gern, er möchte am liebsten Niemandes Kollege sein, er ist so eine Art Höhenmensch, der den Mantelkragen in die Höhe zieht. Wenn man seine Hand lebhaft drückt, knackt sie und wenn Kutsch seinen Hut auf hat, so ist sein Kopf sehr interessant.

25

Er fürchtet immer, man könne über ihn spotten, aber es gibt gewisse Menschen, die man nur dann getreu abbildet, indem man über sie spottet.

30

Kutsch hat eines Nachts ein flüchtig entworfenes Drama im Kaffeehaus liegen lassen, auf so einem Kaffeehaussofa, auf das

der Gewohnheitsschöngeist sich in der Regel so nachlässig-edel hinwirft, um Kaffee zu schlürfen und in die Luft zu starren. Ein anderer hat das Stück gefunden, genommen, eingesteckt, nach Hause getragen, abgeschrieben, vollendet, Bühnenfähig gemacht und zur Aufführung auf den weltbedeutenden Brettern gebracht und Erfolg gehabt.

Es war auch nach einer Novelle von Maupassant. Ja, ja. Bei Maupassant, diesem normännischen Bauernlummel, liegt das „Leben“ eben nur so aufgespeichert, das wird jeder empfunden haben, der ihn einmal gelesen hat.

Kutsch studiert die Stoffe, nicht das Leben; das Leben, das er zu erleben bekommt, ist bis jetzt noch nicht weit her. Er ist Zeitungsreferent und Bücherbesprecher, das hat er erlebt, und das ist nach seiner eigenen Meinung kein apartes Erlebnis.

Schade, daß er nicht, sagen wir beispielsweise, zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich zur Welt gekommen ist; er hätte dann dem einen oder dem andern jener geistvollen Schlingel, die damals in die Höhe schossen, schon gezeigt, was er gekonnt hätte.

Die Sache ist die: Kutsch kann alles und will alles, aber er tut effektiv nichts. Er bespricht jetzt Romane, weil er selber durch und durch Epiker ist, er kritisiert Dramen, weil er selber durch und durch vom Teufel dieses Faches besessen ist, er schreibt über Gedichte, weil er selber welche hätte machen müssen, wenn er gewollt hätte.

Er wird böse sein, wenn er dies liest. Ich werde ihm sagen: Da, nimm! Und werde ihm das wenn auch kleine, so doch für ihn nicht belanglose Honorar in die Hand drücken, das ich für diese Studie bekomme.

Spötter haben manchmal die Extravaganz, menschenfreundlich zu sein.

Ach Gott, Kutsch ist so arm, so weltverlassen. Man bedenke, er strebt nach nur Hohem und Erstklassigem. Er ist nicht ein Mensch

wie andere Menschen, gerade so, wie die meisten Menschen nicht Menschen sind wie andere Menschen.

Ich aber gehöre entschieden unter die Hunderttausend. Ich bin zum Verwechseln einem Hausdiener ähnlich, und ich bin so froh, so gewöhnlich zu sein. 5

Man höre diesen Unterton rachesüchtigen Neides!

Weshalb sollte ich Kutsch beneiden? Im Gegenteil, ich bedauere ihn. Ich schreibe ja über ihn, ich muß ihn also unter mir fühlen, denn sonst schriebe ich ja nicht „über“ ihn.

Diese Gemeinheit. – Hinzugehen und über lebende Men- 10  
schen zu schreiben, als ob sie tot wären. Und dann ist dieser Kutsch ja nicht einmal interessant, höre ich den Leser.

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 10, Oktober 1907, S. 1153–1280

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Moderner Humanismus*, 1153–1164

E[duard] Graf Keyserling, *Dumala. Roman* [I.], 1165–1196

Hans v. Bülow, *Briefe aus der Meininger Zeit*, 1197–1222

Hugo v. Hofmannsthal, *Furcht. Ein Dialog*, 1223–1230

Richard Dehmel, *Der Werwolf. Erzählung*, 1231–1237

Ludwig Brinkmann, *Aus Amerika*, 1238–1257

Engelbert Pernerstorfer, *Neu-Österreich?*, 1258–1266

Rundschau:

Emil Heilbut, *Kunst-Rundschau*, 1267–1270

Karl Jentsch, *Zweierlei Förderer des Weltfriedens*, 1270–1272

Karl Joël, *Gute Gesellschaft*, 1272–1276

Robert Heller, *Aphorismen*, 1276–1277

Herman Bang, *Ein Vorwort*, 1277–1279

Robert Walser, *Der Park*, 1279–1280

Wachehabende Soldaten sitzen auf einer Bank neben dem Portal, ich trete ein, zu Boden gefallene, dürre Blätter fliegen und wirbeln und rollen und rühren mir entgegen. Das ist ungemein lustig und zugleich gedankenvoll; das Lebhaftes ist immer gedankenvoller als das Tote und Traurige. Parkluft grüßt mich; die vielen tausend grünen Blätter der hochaufragenden Bäume sind Lippen, die mir guten Tag sagen: Auch schon aufgestanden? In der Tat ja, ich wundere mich selber. So ein Park, das ist wie ein weites, stilles, abgesondertes Zimmer. Übrigens ist es in einem Park eigentlich immer Sonntag, denn es ist immer ein bißchen wehmütig, und das Wehmütige erinnert lebhaft an zu Hause, und Sonntage hat es ja eigentlich nur zu Hause gegeben, wo man ein Kind gewesen ist. Etwas Elterliches und Kindliches haben Sonntage. Ich gehe weiter unter den hohen, schönen Bäumen, wie das leise und freundlich rauscht, ein Mädchen sitzt allein auf einer Bank, sticht mit dem Sonnenschirm in den Boden, hält den hübschen Kopf gesenkt und ist in Gedanken versunken. Was mag sie denken? Will sie eine Bekanntschaft machen? Eine lange, hellgrüne Allee tut sich auf, einzelne Menschen begegnen mir, die Bänke sind indessen ziemlich spärlich besetzt. Wie die Sonne so scheinen mag, so für gar nichts. Sie küßt die Bäume und das Wasser des künstlich angelegten Sees, ich betrachte ein altes Geländer und lache, weil es mir gefällt. Heutzutage ist es Mode geworden, vor alten eisernen Geländern stehen zu bleiben und deren solide, zierliche Arbeit zu bewundern, was ein bißchen dumm ist. Weiter. Ein Bekannter steht plötzlich vor mir, es ist Kutsch, der Schriftsteller, er erkennt mich nicht, während ich ihn doch freundlich grüße. Was hat er? Übrigens hatte ich immer geglaubt, er sei in die afrikanischen Kolonien gegangen. Ich eile auf ihn zu, da verschwindet er mit einem

Vgl. *Geschichten* (1914), S. 66–72 [KWA I 6].



Male; tatsächlich, es ist nur eine alberne Einbildung von mir gewesen, der Platz unter der hohen Eiche, wo ich ihn zu sehen glaubte, ist leer. Eine Brücke! Wie das Wasser unter der Sonne glitzert und schimmert, so zauberhaft. Aber es fährt hier niemand im  
5 Kahn, das gibt dem See etwas Verschlafenes, es ist, als ob er nur gemalt daläge. Junge Leute kommen. Merkwürdig, wie man sich an solch einem Sonntagvormittag in die Augen schaut, als ob man sich gegenseitig etwas zu sagen hätte, aber man hat sich nicht das geringste zu sagen, sagt man sich. Ein kleines, entzückend  
10 schlankgebautes Schloß ragt vor mir zwischen Bäumen in die weißlich-blaue Luft. Wer mag hier gewohnt haben? Vielleicht eine Maitresse, ich hoffe es, der Gedanke ist anziehend. Hier mag es einstmals von hohen und höchsten Herrschaften gewimmelt haben, Droschken und Kaleschen und Diener in grünen und blauen  
15 Livreen. Wie verlassen und vernachlässigt jetzt das edle Gebäude aussieht. Gottlob <sup>1</sup>beachtet man es nicht, denn wenn der Baumeister käme und es mit Hilfe einer Gelehrtenbrille renovierte, man gestatte mir, diese Idee unabgewogen hinunterzuschlucken. Was ist aus uns Volk geworden, daß wir das Schöne nur noch in Träumen  
20 besitzen dürfen. Eine alte Frau und ein alter Mann sitzen da, ich gehe vorüber, auch an einem lesenden Mädchen gehe ich vorüber, es geht nicht gut an, ein Liebesabenteuer mit den Worten anzufangen: Was lesen Sie da, Fräulein. Ich gehe ziemlich rasch und plötzlich bleibe ich stehen: Wie schön und still ist so ein Park,  
25 er versetzt einen in die abgelegenste Landschaft, man ist in England oder in Schlesien, man ist Gutsherr und gar nichts. Am schönsten ist es, wenn man scheinbar das Schöne gar nicht empfindet und nur so ist wie anderes auch ist. Ich blicke ein wenig zum stillen, halb grünen Fluß hinunter. Übrigens ist ja alles so grün,  
30 und grau, das ist eigentlich eine Farbe zum Schlafen, zum die Augen zudrücken. In der Ferne, von Blättern umschlossen, sieht man das bläuliche Kleid einer sitzenden Dame. Zigaretten darf man hier auch nicht rauchen, ein Mädchen lacht hell auf, sie geht

1280

zwischen zwei jungen Herren, von denen der eine sie umschlungen hält. Wieder eine Aussicht in eine Allee, wie schön, wie still, wie merkwürdig. Eine alte Dame kommt auf mich zu, das feine, blasse Gesicht von Schwarz umrahmt, diese alten, klugen Augen. Offen gestanden, ich finde es prachtvoll, wenn eine vereinzelte 5  
alte Dame durch eine grüne Allee geht. Ich gelange zu einer Blumen- und Gewächsanlage, wo auf einer hübschen Bank im Schatten ein Jude sitzt. Hätte es vielleicht ein Germane sein sollen, würde das besser gewesen sein? Eine kleine Statue steht mitten unter 10  
Blumen, es ist eine kreisrunde Anlage, ich gehe langsam rund herum, da kommt wieder das lesende Mädchen, es liest jetzt gehend, es lernt halblaut französisch. Diese wundervolle Langeweile, die in allem ist, diese sonnige Zurückgezogenheit, diese Halbheit und Schläfrigkeit unter Grün, diese Melancholie, diese Beine, wem seine, meine? Ja. Ich bin zu faul, Beobachtungen zu machen, 15  
sehe auf meine Beine herab und marschiere weiter. Ich sage ja, Sonntage gibt es nur an Familientischen und auf Familienspaziergängen. Der erwachsene, einzelstehende Mensch ist dieses Vergnügens beraubt, er kann, wie Kutsch, jede Stunde nach Afrika abdampfen. Überhaupt, welch ein Verlust, fünfundzwanzig Jahre 20  
alt geworden zu sein. Es gibt anderes dafür, aber von diesem andern mag ich jetzt nichts wissen. Ich bin jetzt auf der Straße und rauche und trete in eine bürgerliche Kneipe ein, und hier bin ich auch sogleich Herr der Umgebung. Schöner Park, schöner Park, denke ich da. 25

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 11, November 1907, S. 1281–1408

Chr[istian] Collin, *Henrik Ibsen und Norwegen*, 1281–1302  
E[duard] Graf Keyserling, *Dumala. Roman* [Schluss], 1303–1342  
J[akob] v. Uexküll, *Neue Ernährungsprobleme*, 1343–1346  
Ignotus [Hugó Veigelsberg], *Christmesse. Novelle*, 1347–1352  
Kurt Singer, *Die lyrische Legende*, 1353–1358  
Emil Lucka, *Godiva, eine Legende*, 1359–1366  
Friedrich Nietzsche, *Briefe aus dem Jahre 1888*, 1367–1390  
Eduard Bernstein, *Politisches Kometentum*, 1391–1400

Rundschau:

Felix Poppenberg, *Die junge Marie Ebner*, 1401–1403  
Hermann Gottschalk, *Im Spiegel*, 1403–1405  
Peter Altenberg, *Eine Abhandlung*, 1405  
Robert Walser, *Fabelhaft*, 1405–1406  
Amfortas, *Das lenkbare Luftschiff*, 1406–1407  
Phorkyas, *Herbst*, 1407–1408

Das Wetter war fabelhaft. Bei dem Wetter mochten Kitsch und Kutsch nicht zu Hause bleiben, und so machten sie sich zum Ausgehen fertig und eilten auf die Straße hinunter. Fabelhaft, dieses Licht in der Straße, murmelte Kutsch, während sie beide rüstig vorwärtsmarschierten, und Kitsch sagte auch: fabelhaft. Bald kam ihnen ein dickes Weib entgegen, dieses Weib wurde von beiden Spaziergängern augenblicklich als fabelhaft empfunden. Sie stiegen in die Elektrische, das sei doch fabelhaft, meinte wieder  
 1406 Kutsch, indem er sich den jugendlichen Bart kratzte, so zu fahren und Kitsch beeilte sich, seinem Kameraden lebhaft zuzustimmen. Ein Mädchen mit „fabelhaften Augen“ saß im Wagen. Plötzlich fing's an leise zu regnen: fabelhaft! Nach einer Weile stiegen unsere Kitsch und Kutsch aus und traten in einen Kunstsalon. Der Kunsthändler schaute zu seiner Kunsthandlung heraus, das wäre für die beiden um ein Haar fabelhaft gewesen, nämlich so: fabelhaft, wie der Kerl zu seinem Geschäft herausieht, aber sie vermieden es, diesen Gedanken laut zu äußern, weil sie fühlten, daß man denn doch nicht immer wieder dasselbe sagen darf. Eine halbe Minute später standen sie vor einem Renoir: einfach fabelhaft! fuhr es ihnen zu den Munden heraus. Kutsch fing wieder an, sich mit den Fingern am Bart zu rasieren, aber schon hatte sein Kollege etwas entdeckt, das noch um zehn Fabeln fabelhafter war, als der Renoir, es war dies ein alter Holländer. So etwas, sagten sie, sei mehr wie fabelhaft, und sie hätten beide schreien mögen. Dann gingen sie. Inzwischen war draußen eine feine Kruste Schnee gefallen, das sah fabelhaft aus, der Schnee war ganz schwarz, bläulich schwarz, einfach, na, sie hielten an sich, schließlich möchte man nicht immer dasselbe sagen. Ein Maler begegnete ihnen. Nicht lange dauerte es und so sagte der Maler, er kenne nichts

5 während sie] wäh-/sic NRs

Fabelhafteres als Paris. Kitsch und Kutsch fanden das ekelhaft, zu sagen, Paris sei fabelhaft, sie behandelten rasch den ahnungslosen Maler samt seinem fi- fä- fö- fü- fabelhaften Paris mit Verachtung. Sobald sie wieder allein waren, kam's ihnen schon wieder, aber sie  
5 fanden's am Platz, diesmal war es ein Teich. Sie standen auf einer Brücke, und da unten lag der Teich in seiner ganzen Fabelhaftigkeit. Mit einem Male sprachen sie von Gedichten von Verlaine, Kutsch schlug die Hände zusammen und schrie: fabelhaft. Da lächelte Kitsch. Er hatte es jetzt heraus, er sagte sich: wie gemein,  
10 derart zu fabelhaften bei jeder geringfügigen Gelegenheit. Nach einer Minute stürzte er zu Boden, umgeschlagen vom fabelhaften Aussehen eines blauen Weiberrockes. Das Blau ist enorm, sagte ruhig Kutsch. Ja, enorm, sagte Kitsch, indem er sich mühsam emporrichtete. Er hatte den Fuß verstaucht. Von diesem Moment an  
15 sagten sie immer enorm, nicht mehr fabelhaft.

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 12, Dezember 1907, S. 1409–1536

Karl Larsen, *Zur Geschichte einer Handschrift*, 1409–1416

Henrik Ibsen, *Der epische „Brand“*. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda, 1417–1460

Joseph August Lux, *Psychologie des Geschenkes*, 1461–1465

Herman Bang, *Am stärksten*. Novelle, 1466–1492

Willi Handl, *Theater*, 1493–1499

Oscar Wilde, *Briefe an die Presse*, 1500–1513

Hermann Hesse, *Unterwegs*, 1514

Theodor Barth, *Politische Chronik. Briefe über deutsche Politik an einen amerikanischen Freund*, 1515–1522

Rundschau:

Moritz Heimann, *Beleidigungen*, 1523–1525

Phorkyas, *Wirtschaftspolitik*, 1525–1526

Johannes V[ilhelm] Jensen, „64“, 1526–1529

[Konrad] Müller-Kaboth, *Hogarth und die Impressionisten*, 1529–1531

Oscar Bie, *Das Regal*, 1531–1533

Kurt Singer, *Erinnerung an Blake* [Über William Blake, *Die Ethik der Fruchtbarkeit*], 1533–1534

Alfred Gold, *Österreicher*, 1534–1535

Robert Walser, *Aschinger*, 1535–1536

Ein Helles bitte! Der Biereingießer kennt mich schon seit geraumer Zeit. Ich schaue das gefüllte Glas einen Moment an, nehme es mit zwei Fingern an seinem Henkel und trage es nachlässig zu einem der runden Tische, die mit Gabeln, Messern, Brötchen, Essig und Öl versehen sind. Ich stelle das nässende Glas ordnungsgemäß auf den Filzuntersatz und überlege, ob ich mir etwas zu essen holen soll, oder nicht. Der Eßgedanke treibt mich zu dem blauweiß gestreiften Schnittwaren-Fräulein. Von dieser Dame lasse ich mir eine Auswahl Belegtes auf einem Teller verabreichen, derart bereichert trabe ich ordentlich träge an meinen Platz zurück. Ich gebrauche weder Gabel noch Messer, nur das Senflöffelchen, mit dem ich meine Schnitten braun anstreiche, worauf ich dieselben gemütvoll in den Mund hineinschiebe, daß es die Seelenruhe selber ist, die mir jetzt unter Umständen zuschauen darf. Bitte, noch ein Helles. Bei Aschinger gewöhnt man sich rasch einen Eß- und Trink-Vertraulichkeitston an, man spricht dort nach einiger Zeit fast nur noch wie Waßmann im deutschen Theater. Mit dem zweiten oder dritten Glas Hellem in der Faust treibt's einen dann gewöhnlich an, allerlei Beobachtungen zu machen. Man will gern recht exakt notiert haben, wie die Berliner essen. Sie stehen dabei, aber sie nehmen sich ganz nett Zeit dazu. Es ist ein Märchen, zu glauben, in Berlin haste, zische oder trabe man nur. Man versteht hier geradezu drollig, Zeit dahinfließen zu lassen, man ist eben auch Mensch. Es ist eine innige Freude, zu sehen, wie hier nach Würstbrödchen und italienischen Salaten geangelt wird. Die Gelder werden meistens zu Westentaschen hervorgezogen, es handelt sich ja doch beinahe regelmäßig nur <sup>1</sup>um einen Groschen. Jetzt habe ich mir eine Zigarette gedreht und nehme am Selbst-

1536

Vgl. *Aufsätze* (1913), S. 109–113 [KWA I 5].

5 Messern,] Messern NRs

brenner, der unter grünem Glas steckt, Feuer. Wie gut ich dieses Glas kenne und die Messingkette zum Anziehen. Immer wimmelt es ein und aus von eßlustigen und satten Menschen. Die Unbefriedigten finden rasch an der Bierquelle und am warmen Wursturm Befriedigung, und die Satten springen wieder an die Geschäftsluft hinaus, gewöhnlich eine Mappe unter dem Arm, einen Brief in der Tasche, einen Auftrag im Gehirn, einen festen Plan im Schädel, eine Uhr in der offenen Hand, die sagt, daß es jetzt Zeit ist. Im runden Turm in der Mitte des Gemaches thront eine junge Königin, es ist die Beherrscherin der Würste und des Kartoffelsalates, sie langweilt sich ein wenig in ihrer köcherlichen Umgebung. Eine feine Dame tritt ein und spießt ein Kaviarbrödchen an zwei Fingern auf, sofort mache ich mich ihr bemerkbar, aber so, als ob mir das Bemerkwerden Wurst wäre. Ich habe inzwischen Zeit gefunden, mich an einem neuen Hellen festzuhalten. Die feine Frau geniert sich ein bißchen, in die Kaviarherrlichkeit hineinzubeißen, ich bilde mir natürlich sogleich ein, das sei ich und kein anderer, wegen dem sie ihrer Zubeißesinne nicht so ganz völlig mächtig wäre. Man täuscht sich so leicht und so gern. Draußen auf dem Platz ist ein Lärm, den man eigentlich gar nicht hört, ein Durcheinander von Wagen, Menschen, Autos, Zeitungsverkäufern, Elektrischen, Handwagen und Fahrrädern, das man eigentlich auch gar nicht mal sieht. Es ist beinahe unpassend, zu denken, man wolle das hören und sehen, man ist doch kein Zugereister. Die elegant-geschweifte Taille, die soeben noch Brot geknuspert hat, verläßt jetzt Aschinger. Wie lang habe eigentlich denn ich im Sinn, dazubleiben? Die Bierburschen haben momentan ein wenig Ruhe, aber nicht lange, denn es wälzt sich wieder von draußen herein und wirft sich durstig an die sprudelnde Quelle. Menschen, die essen, betrachten Andere, die ebenfalls mit den Zähnen

9 thront] tront NRs

29 Menschen, die] Menschen die NRs



arbeiten. Wenn einer den Mund gerade voll hat, so sehen zu gleicher Zeit seine Augen einen, der mit Hereinschieben betätigt ist, an. Und die Leute lachen nicht einmal, auch ich nicht. Seit ich in Berlin bin, habe ich mir abgewöhnt, das Menschheitliche lächerlich zu finden. Übrigens lasse ich mir in diesem Augenblick selber ein neues Eßzauberstück geben, es ist dies ein Brotbrett mit einer schlafenden Sardine darauf, sie liegt auf einem Butterlacken, dies gewährt einen so reizenden Anblick, daß ich das ganze Schauspiel beinahe auf einen Ruck in den offenen Drehbühnen-Rachen hinunterwerfe. Ist so etwas lächerlich? Keineswegs. Nun also. Was an mir nicht lächerlich ist, kann es an den Andern noch weniger sein, denn man hat die Pflicht, Andere unter allen Umständen höher zu achten, als sich selber, eine Weltanschauung, die zu dem Ernst, mit dem ich jetzt an den ruckweisen Untergang meines Sardinien-nachtlagers denke, prächtig paßt. Einige von den Menschen, die mich umgeben, unterhalten sich essend. Die Wichtigkeit, mit der sie solches tun, ist ansprechend. Wenn man schon dabei ist, etwas zu unternehmen, unternehme man es würdig und sachlich. Würde und Selbstbewußtheit wirken behaglich, auf mich wenigstens, und deßhalb stehe ich so gern in irgend einem von unsern Aschingerhäusern, wo die Menschen zu gleicher Zeit trinken, essen, reden und denken. Wie viele Geschäfte sind hier schon ersonnen worden. Und das Schönste ist: man kann Stunden lang am Fleck stehen, das verletzt niemanden, das findet kein Einziger von all denen, die kommen und gehen, auffällig. Wer hier an der Bescheidenheit Geschmack findet, der kann auskommen, er kann leben, es hindert ihn niemand. Wer keine gar so besondere Herzlichkeit beansprucht, der darf ein Herz haben, man erlaubt ihm das.

30

Robert Walser

5 diesem] diesen NRs

Die neue Rundschau, Jg. XIX, H. 1, Januar 1908, S. 1–160

[Moritz Heimann], *Politische Ängste eines unpolitischen Mannes*, 1–5

Gerhart Hauptmann, *Aus einer griechischen Reise*, 6–30

Arthur Schnitzler, *Der Weg ins Freie. Roman* [I.], 31–71

Robert Hessen, *Wintersport*, 72–76

La Mara [Marie Lipsius], *Gräfin Therese Brunsvik, die Unsterbliche Geliebte Beethovens*, 77–101

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Die Mutter. Eine Erzählung aus Singapore*, 102–118

Ernst Heilborn, *Ameisen, Bienen und Menschen*, 119–137

Alfred Kerr, *Korrekturbogen über Shaw*, 138–145

Rainer Maria Rilke, *Bildnis*, 145

Theodor Barth, *Politische Chronik*, 146–151

Rundschau:

S[amuel] Saenger, *Keplerbund*, 152–154

Julius, *Kamarilla*, 154

Hermann Gottschalk, *Das Jahrhundert der Kindischen*, 154–156

[Jakob] Schaffner, *Diesseits* [Über Hermann Hesse, *Diesseits. Erzählungen\**], 156–157

Peter Altenberg, *Ein Tagebuchblatt*, 157–158

Anselma Heine, *Zwei neue Romane* [Über 1. Georg Hirschfeld, *Der Wirt von Veladuz. Roman\**; 2. Gabriele Reuter, *Der Amerikaner. Roman\**], 158–159

Robert Walser, *Wenn ich Pfarrer wäre*, 159–160

würde ich, eines Vormittags, an den Schreibtisch gelehnt, zu meiner Gattin sagen: Liebe Frau, mach bitte die Tür zu, laß mich ungestört. Dein Engelsantlitz ist lieb, aber es will mich immer und  
5 ewig vom Schwung meiner Gedankenwelt loslösen. Also geh, gib her, noch schnell einen Kuß. Und verlasse mich jetzt, geh in die andere Stube. Denke dir, ich habe einen von denen Aufsätzen neu zu verfassen, wie man sie heutzutage der lesenden Welt gern unter die sorgsam tastende und fühlende Nase schiebt. Von dem Honorar, das ich bekomme, kannst du dir sodann einen neuen Rock  
10 machen lassen. Oder du kannst dir ein trautes Halsband kaufen, oder einen üppigen Pelz, angeschmieget nachher, ich meine, wenn er da ist, an die köstlich anzuschauende Taille. Ich habe auch Sinn für Fleisch, und so drücke dich jetzt hübsch zur Tür hinaus  
15 und laß deinen Mann wirken und dichten. So, jetzt bin ich endlich allein vor dem Thron Gottes. Nämlich. Wie? Wer spricht hier? Niemand? Dann ist es gut, und so will ich nun so recht empfinden, wer ich bin, dann stellen sich die hohen Gedanken von selber ein. Als Pfarrer bin ich ganz wie von selber zur tiefen Gedankenanlage  
20 verpflichtet, diese Anlage erweitere ich jetzt und verliere mich mit den Worten, schlicht und recht, damit es das letzte Dirnchen von der Elsässerstraße leicht verstehen kann: „Lang ist es her“ in die erhabene und um Jahrtausende zurückgeworfene Weltgeschichte. Ein bißchen mag ich es jetzt gern dem J. P. Jacobsen, dem zierlichen Dänen nachmachen und sagen: „Die Schneeflocken rollen  
25 am Boden“. Auch das paßt, es paßt alles in die hohlen Grundgedanken. Tatsächlich ist so ein Gedanke meist hohl und zwar deshalb, damit er mit Gefühlen angepfropft werde. Ich schreibe ein bißchen viel in der letzten Zeit, aber warum fordern sie einen auf  
30 zu schreiben? Ich kann das übrigens ebensogut wie die nach Wortleckerbissen schnappenden Journalisten. Die Würde meines Berufes verträgt sich mit der Spitze und Schärfe der Schreibfeder

sehr gut, denn wo überhaupt Takt ist, darf eins sich alles gestatten. Was man auch anpakt und angreift, es atmet dann alles ein und denselben von Anstand durchtränkten Stil. Ich kann ebenso gut die Hand eines Schwerkranken ergreifen als schreiben: „Gehet in euch. Es genügt nicht, ein fester Mensch zu sein.“ Ich kann ebenso gut Aufsatz schreiben wie trösten, ebenso gut es dem Monsieur Goethe nachmachen wie hilfespenden, ebenso gut stilisieren wie weinen über den vollkommenen Jammer der Menschheit. Und dann ist es doch so reizvoll für den geliebten Leser, die schriftstellerischen Produkte des Seelsorgers kennen zu lernen, es ist fast so, nicht ganz, aber fast, als wenn ein Regierungsrat von der offenen Schau**u**hne herab dem Mitbürgerpublikum seine dramatischen Künste zeigt. Und dann ist vielleicht noch eines zu bedenken: Man bedient sich heutzutage, im Zeitalter der geflügelten Luftgondel, der, wenn es in Gottes Namen sein muß, schreiendsten Mittel, um Stellung in der Welt zu behaupten. So gut wie eine Sängerin, ein profaner Autor, ein Verlag, ein Zirkus, ein Restaurant, eine Regierung, ein Metzger, ein Gerber, ein Buchdrucker, eine Aktiengesellschaft und was weiß ich Reklame machen kann, kanns auch der Pfarrer. Wir schütten und putzen uns alle aus, das ist es. Wenn einer der Welt Dinge von Bedeutung zu sagen hat, soll er sich dahintersetzen und den Mund auf tun, auch wenn eine kleine Portion eitlen Selbst-Wohlgefallens ihn antreibt. Die Beweglichkeit, das ist die Hauptsache. Vor Gott hält nur der Fleiß, die von der übernommenen Anstrengung schwitzende Stirn, der ermüdete Arm, das von der Empfindung noch über den Tod hinaus leuchtende Auge stand. Gott versteht, Fehler zu verzeihen. Jetzt will ich meine emsige Feder abtrocknen. Halt noch dies: „Lang ist es her!“ Das macht sich sehr hübsch. Die Leute werden sagen, ich sei eine Art kunstgewerbliches Talent, ich meistere die Form, wenn ich derart, wie ich es jetzt getan habe, die Eingangsworte dem Schluß bezaubernd beifüge.

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XIX, H. 3, März 1908, S. 321–464

Friedrich Naumann, *Der deutsche Reichstag*, 321–326

Arthur Schnitzler, *Der Weg ins Freie. Roman* [II.], 327–361

Karl Scheffler, *Falsche Idealisten*, 362–378

Henrik Ibsen, *Reise nach Abydos. Briefe*, 379–398

Helene Lange, *Feministische Gedanken-anarchie*, 399–404

Otto Pniower, *Fritz Katzfuß*, 405–412

Ricarda Huch, *Der Hahn von Quakenbrück. Eine Schnurre*, 413–436

Alfred Kerr, *Kaiser Karls Geisel*, 437–442

Oscar Bie, *Operetten*, 443–446

Theodor Barth, *Politische Chronik*, 447–452

Rundschau:

S[amuel] Saenger, *Flottenkomödie. Parias unter den deutschen Studenten.*

*Jedem das Seine. Kapuzinaden*, 453–456

Ferdinand Tönnies, *Atheismus*, 456–457

Ferdinand Tönnies, *Glückliches England*, 457–458

Moritz Heimann, *Die Geschichten des Rabbi Nachman* [Nacherzählt von Martin Buber], 458–461

Oscar Bie, *Leibl und Daumier; Effet en bleu; Tristan-Anmerkung; Das bewegliche Prosenium; Die illustrierte Judith; Lebenslauf einer Straße*, 461–463

Robert Walser, *Dinerabend*, 463–464

[Redaktionelle Mitteilung von Oscar Bie: Projekt der Sammlung und Herausgabe von Briefen Adolf von Menzels durch den S. Fischer Verlag], 464

O, in Gesellschaft zu gehen, das ist garnicht so ohne. Man zieht sich so hübsch an, wie es einem die Verhältnisse, in denen man vegetiert, gestatten, und begibt sich an Ort und Stelle. Der Diner öffnet die gastliche Pforte. Gastliche Pforte? Ein etwas feuil-  
 5 letonistischer Ausdruck, aber ich liebe es, mich im Stil kleiner Tagesware zu bewegen. Ich gebe mit so viel Manier, als ich kann, Hut und Mantel ab, streiche mein ohnehin glattes Haar vor dem Spiegel noch ein wenig glätter, trete ein, stürze mich dicht vor die Herrin des Hauses, möchte ihr die Hand gleich küssen, gebe  
 10 indessen diesen Gedanken auf und begnüge mich damit, eine vollendete (?) Verbeugung vor ihr zu machen. Vollendet oder nicht, vom geselligen Zug hingerissen, entfalte ich jetzt eine Menge Schwung und übe mich in den Tönen und Sitten, die zu den Lichtern und Blumen am besten zu passen scheinen. „Zum  
 15 Essen, Kinder“, ruft die Hausfrau aus. Schon will ich rennen, ich erinnere mich aber rasch, daß man so etwas nicht tun soll, und ich zwingt mich zu einer langsamen, ruhigen, stolzen, bescheidenen, gelassenen, geduldigen, lächelnden, flüsternden und schicklichen Gangart. Es geht vortrefflich. Entzückend sieht mir  
 20 da wieder einmal die Tafel aus. Man setzt sich, mit und ohne Dame. Ich prüfe das Arrangement und nenne es im stillen ein schönes. Wäre noch schöner, wenn einer wie ich irgend was an der Dekoration auszusetzen hätte. Gottlob, ich bin bescheiden, ich danke, indem ich jetzt zugreife, zugable und messere und  
 25 löffle und esse. Wunderbar schmecken einem gesunden Menschen solch zartsinnig zubereitete Speisen, und das Besteck, wie es glänzt, die Gläser, wie sie beinahe duften, die Blumen, wie sie

Vgl. *Der Bund*, Jg. 59, Nr. 126, *Sonntag*, 15.3.1908, S. 2f. [KWA III 2].

Vgl. *Aufsätze* (1913), S. 118–122 [KWA I 5].

28 Gläser,] Gläser NRs

freundlich grüßen und lispeln. Und jetzt lispelt auch schon meinerseits eine ziemlich ungenierte Unterhaltung. Nimmt mich bald einmal selber Wunder, wo und wie ichs hernehme, dieses Welt-Betragen, derart Essen zum Mund führen, und dazwischen  
5 parlieren zu können. Wie doch die Gesichter purpurn anlaufen, je mehr Speisen und Weine daher getragen werden. Schon könnte man satt sein, wenn man wollte, aber man will nicht, und zwar in erster Linie aus Schicklichkeitsgründen. Man hat weiter zu danken und weiter zu essen. Appetitlosigkeit ist eine Sünde an so  
10 reichbesetzten Tischen. Ich gieße immer mehr flüssige und leuchtende Laune in die allezeit, wie es scheint, durstige Kehle hinunter. Wie das anhumort. Jetzt schenkt der Diener auch noch aus dicken Flaschen schäumende Begeisterung ein, in Gläser, breitgeformte, in denen das holde Wasser wie in schönen See-  
15 becken ruhen und glänzen kann. Und nun prosten alle, Damen und Herren, einander zu, ich mache es nach, ich geborner Nachahmer. Aber stützt sich denn nicht alles, was in der Gesellschaft taktvoll und lieblich ist, auf die fortlaufende Nachahmung? Nachahmer sind in der Regel glückliche Kerls, so ich. Ich bin in  
20 der Tat ganz glücklich, schicklich und unauffällig sein zu dürfen. Und jetzt erhebt sich der leichte Witz, die Zunge wird lose, das lachende Wort will jedesmal an die sorglose, süße Ungezogenheit streifen. Es lebe, es lebe! Wie dumm! Aber das Schöne und Reiche ist immer ein ganz klein wenig dumm. Es gibt Menschen,  
25 die plötzlich lachen müssen beim Küssen. Das Glück ist ein Kind, das „heute“ wieder gottlob einmal nicht zur Schule zu gehen braucht. Immer wieder wird eingeschenkt, und das wie von unsichtbarer Geisterhand Eingegossene wird hinuntergeschüttet. Ich schütte geradezu unedel hinunter. Aber die silbernen Flügel  
30 hübschen Anstandes rauschen um mich und zwicken mich öfters mahnend an die Wangen. Hinwiederum verpflichten die Weine und die Schönheit der Frauen zu leisen, feinen Unverschämtheiten. Die Verzeihung dazu ist der Kirschkuchen, der jetzt galant

serviert wird. O ich freue mich über das alles, ich Proletarier, was ich bin. Mein Gesicht ist ein wahres hochrotes Eßgesicht, aber essen Aristokraten etwa nicht auch? Es ist dumm, allzufein sein zu wollen. Die Eß- und Trinklust hat vielleicht einen ganz aparten feinen Ton des Umganges. Das Wohlbefinden bewegt sich 5 möglicherweise noch am zartesten. Das sage ich so. Was? Auch noch Käse? Und noch Obst und jetzt noch einmal einen See voll Sekt? Und nun steht man auf, um vorsichtig nach Zigarren angeln zu gehen. Man spaziert durch die Räume. Welche Weltsicherheit. In reizenden kleinen Nischen setzt man sich unge- 10 zwungen und eng neben die Damen nieder. Alsdann, um es nicht ganz zu verlernen, schritthüpft man zu den Likörtischen, um sich in Wolken von Genüssen von Neuem einzuhüllen. Der Herr des Hauses scheint fröhlich. Das genügt, um sich wie sonnenbeschieden vorzukommen. Lässig und witzig redet man zum 15 weiblichen Geschlecht, wenn man kann. Immer zündet man sich neue Zigarettenstangen an. Das Vergnügen, einen neuen Menschen kennen zu lernen, tippt einen an die Stirne, kurz, es ist ein beständiges gutes, dummes, behagliches Lachen um einen herum. Nichts kann mehr aufregend sein. Gewöhnt an das Schwel- 20 gen, bewegt man sich mit einer behäbigen Sicherheit und mit dem Mindestmaß an Formen im Glanz und im Menschenkranz einher, daß man leise und glücklich staunen muß, es im Leben so weit gebracht zu haben. Spät sagt man gute Nacht, und dem Diener drückt man mit Gewicht sein in mancherlei Beziehung red- 25 lich verdientes Trinkgeld in die Hand.

Robert Walser



Die neue Rundschau, Jg. XIX, H. 9, September 1908, S. 1249–1392

Friedrich v. d. Leyen, *Aufgaben der Universität*, 1249–1258

Herman Bang, *Das graue Haus. Roman* [Schluss], 1259–1282

Gerhart Hauptmann, *Aus einer griechischen Reise* [Schluss], 1283–1301

Felix Auerbach, *Ernst Abbes sozialpolitisches Vermächtnis*, 1302–1312

Hans v. Bülow, *Briefe aus den letzten Jahren*, 1313–1328

Gerhardt Katsch, *Die Heimat des Lebens*, 1329–1333

Paul Ernst, *Die selige Insel. Erzählung* [I.], 1334–1366

Felix Poppenberg, *Die posthume Fontane-Tochter*, 1367–1370

Emile Verhaeren, *Die Freude* [Nachdichtung von Stefan Zweig], 1371–1372

Junius [Samuel Saenger], *Chronik*, 1373–1378

Rundschau:

S[amuel] Saenger, *Kulturbotschafter*, 1379–1380

Lucia Dora Frost, *Die „soziale“ Frauenbildungsreform*, 1380–1382

Wilhelm von Scholz, *Von der Selbstüberschätzung*, 1382–1383

S[amuel] Saenger, *Walter Rathenaus Reflexionen*, 1383–1385

Moritz Heimann, *Ein Kollegienheft* [Über Ludwig Hatvany, *Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten. Ein Kollegienheft*], 1385–1388

Willi Handl, *Die kritischen Bücher von Hermann Bahr* [Über Hermann Bahr, *Renaissance, Wiener Theater, Rezensionen, Glossen\**], 1388–1389

Stefan Zweig, *Laukhard, der Landstörtzer* [Über Friedrich Christian Laukhardt, *Leben und Schicksale*], 1389–1391

Oscar Bie, *Musikalische Strafpredigten* [Über Max Steinitzer, *Musikalische Strafpredigten. Veröffentlichte Privatbriefe eines alten Grobians*], 1391

Robert Walser, *Ballonfahrt*, 1391–1392

Die drei Menschen, der Kapitän, ein Herr und ein junges Mädchen, steigen in den Korb ein, die befestigenden Stricke werden losgeknöpft, und das seltsame Haus fliegt langsam, als ob es sich erst noch auf irgend etwas besänne, in die Höhe; gute Reise! 5  
 rufen die versammelten Menschen von unten her, hüte- und taschentuschwendend, nach. Es ist zehn Uhr abends im Sommer. Der Kapitän zieht eine Landkarte zu einer Tasche heraus und bittet den Herrn, sich mit Kartenlesen beschäftigen zu wollen. Man kann lesen und vergleichen, alles Sichtbare ist hell. Es hat alles eine beinahe bräunliche Helle. Die schöne Mondnacht 10  
 1392 scheint den prachtvollen Ballon in unsichtbare Arme zu nehmen, sanft und still fliegt der rundliche Körper zur Höhe, und nun wird er, kaum, daß man es bemerkt, von feinen Winden nördlich getrieben. Der kartenstudierende Herr wirft von Zeit zu Zeit auf Anleitung 15  
 des Führers eine Hand voll Ballast in die Tiefe hinunter. Es befinden sich fünf Säcke voll Sand an Bord, und es muß sparsam damit umgegangen werden. Wie schön ist die runde, blasse, dunkle Tiefe. Das liebe, bedeutsame Mondlicht macht die Flüsse silbern kenntlich. Man sieht Häuser da unten, so klein, dem unschuldigen 20  
 Spielzeug ähnlich. Die Wälder scheinen dunkle, uralte Lieder zu singen, aber dieser Gesang mutet eher wie eine edle, stumme Wissenschaft an. Das Bild der Erde sieht den Zügen eines schlafenden, großen Mannes ähnlich, wenigstens träumt so das jugendliche Mädchen, es läßt seine bezaubernde Hand träge über den Rand 25  
 des Korbes herabhängen. Einer Kaprice zufolge ist der Kopf des Kavaliere mit einem ritterlichen Federhut bedeckt, im übrigen ist er modern gekleidet. Wie still die Erde ist. Man sieht alles deutlich, die einzelnen Menschen in den Dorfgassen, die Kirchspitzen, den Knecht, wie er, vom langen Tagwerk ermüdet, schwerfällig über 30

*Vgl. Aufsätze (1913), S. 132–136 [KWA I 5].*

den Hof schreitet, die geisterhafte, vorbeisausende Eisenbahn, die blendend weiße, lange Landstraße. Bekanntes und unbekanntes Menschenleid scheint von unten heraufzumurmeln. Die Einsamkeit verlornen Gegenden hat ihren besondern Ton, und man meint, dieses Besondere, dieses Unverständliche verstehen, ja sogar sehen zu sollen. Wundervoll blendet jetzt die drei Menschen der herrlich gefärbte und beleuchtete Lauf der Elbe an. Der nächtliche Strom entreißt dem Mädchen einen leisen Sehnsuchtsschrei. An was mag sie denken? Sie nimmt von einem Bouquet, das sie mitgenommen hat, eine dunkle, prangende Rose und wirft sie ins glitzernde Wasser. Wie ihre Augen traurig dabei blitzen. Es ist, als wenn die junge Frau jetzt qualvollen Lebenskampf hinuntergeworfen hätte, für immer. Es ist ein großer Schmerz, von einer Qual Abschied nehmen zu müssen. Und wie lautlos die ganze Welt ist. In der Ferne glitzern die Lichter eines Hauptortes, der Kapitän nennt sachkundig den Namen der Stadt. Schöne, verlockende Tiefe! Man hat schon unzählige Stücke Wälder und Felder hinter sich, es ist jetzt Mitternacht. Jetzt schleicht auf der festen Erde irgendwo ein beutelauernder Dieb, Einbruch geschieht, und alle diese Menschen in ihren Betten da unten, dieser große Schlaf, geschlafen von Millionen. Eine ganze Erde träumt jetzt, und ein Volk ruht von Mühsalen aus. Das Mädchen lächelt. Und wie es warm ist, es ist, als säße man in einer heimatnmutenden Stube, bei Mutter, Tante, Schwester, Bruder oder bei dem Geliebten, bei der friedlichen Lampe und läse in einer schönen, aber etwas eintönigen, langen, langen Geschichte. Das Mädchen will einschlafen, sie ist jetzt etwas ermüdet vom Schauen. Die beiden im Korb stehenden Männer blicken schweigend aber fest in die Nacht hinaus. Merkwürdige weiße, gleichsam blank geputzte Ebenen wechseln mit Gärten und kleinen Buschwildnissen ab. Man sieht in Gegenden hinunter, in die einen der Fuß nie, nie hintrüge, weil man in gewissen, ja, in den meisten Gegenden nie etwas Zweckvolles zu suchen hat. Wie groß und wie unbekannt

uns die Erde ist!, denkt der federhutbedeckte Herr. Ja, das eigene Vaterland wird hier oben, Blicke hinunterwerfend, endlich zum Teil verständlich. Man empfindet, wie unerforscht und wie kraftvoll es ist. Zwei Provinzen sind durchwandert, als es beginnt zu tagen. Unten in den Siedelungen erwacht schon wieder das menschliche Leben. „Wie heißt dieser Ort?“, schreit der Führer hinunter. Eine helle Jungenstimme antwortet. Und immer noch schauen die drei Menschen; auch das Mädchen ist jetzt wieder erwacht. Es zeigen sich jetzt Farben, und die Dinge werden bestimmter. Man sieht Seen in ihren zeichnerischen Umrissen, 10 wundervoll zwischen Wäldern verborgen, man erblickt Ruinen alter Festungen zwischen altem Laubwerk hochaufragen; Hügel erheben sich fast spurlos, Schwäne sieht man weißlich im Gewässer zittern, und Stimmen des menschlichen Lebens werden sympathisch laut, und man fliegt immer weiter, und endlich zeigt 15 sich die herrliche Sonne, und von diesem stolzen Gestirn angezogen schießt der Ballon in zauberische, schwindelerregende Höhe. Das Mädchen stößt einen Schreckensschrei aus. Die Männer lachen.

Robert Walser 20

Die neue Rundschau, Jg. XIX, H. 12, Dezember 1908, S. 1713–1856

Karl Joël, *Klassische und moderne Kultur*, 1713–1738

E[duard] von Keyserling, *Bunte Herzen. Erzählung* [Schluss], 1739–1767

J[akob] v. Uexküll, *Gedanken über die Entstehung des Raumes*, 1768–1773

Hermann Bahr, *Barbaren* [Über 1. Bernhard Shaw, *Essays\**; 2. Johannes Wilhelm Jensen, *Die neue Welt. Essays\**], 1774–1781

Henriette Feuerbach, *Briefe an Herweghs. Mitgeteilt von Marcel Herwegh und Victor Fleury*, 1782–1815

Johannes V[ilhelm] Jensen, *A Koy, eine Erzählung aus dem Osten*, 1816–1829

Oscar Bie, *Held oder Abenteurer? Ein Selbstgespräch*, 1830–1833

Hermann Hesse, *Schlaflosigkeit*, 1834–1835

Emil Heilbut, *Der Maler Wilhelm Busch*, 1836–1838

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Bürgschaften*, 1839–1844

Rundschau:

Ignobilis, *Gustav von Schmoller*, 1845–1847

Oscar Bie, *Die Briefe Hans von Bülows*, 1847

Gerhardt Katsch, *Königsstraße* [Über Wilhelm Ostwald, *Grundriß der Naturphilosophie. Bücher der Naturwissenschaft, Bd. I.*], 1847–1848

A[rthur] Eloesser, *Go* [Über Martin Beradt, *Go. Roman\**], 1848–1849

Anselma Heine, *Das Tränenhaus* [Über Gabriele Reuter, *Das Tränenhaus. Roman\**], 1850–1851

Willi Handl, *Arthur Schnitzlers neuer Roman* [Über Arthur Schnitzler, *Der Weg ins Freie. Roman\**], 1851–1852

Stefan Zweig, *Crommelynck* [Über Fernand Crommelynck, *Le sculpteur de masques. Symbole tragique en un acte*], 1852–1853

Felix Poppenberg, *Omar* [Über Omar Chajjâm von Neschapur, *Ruba'ijjat*, übersetzt von G. D. Gribble], 1853–1854

Robert Walser, *Markt*, 1854–1855

Norbert Jacques, *Das Märchen der Weihnachten*, 1855–1856

Ein Wochenmarkt ist etwas Helles, Lebendiges, Reichliches und Lustiges. Durch die breite, sonst so stille Straße ziehen sich zwei lange, von Lücken unterbrochene Reihen Warenstände, belegt und behängt mit allem, was Haushaltungen und Familien tagtäglich nötig haben. Die Sonne, die sonst hier herum herrisch und träge liegen kann, hat heute zu springen und zu blitzen, sozusagen zu fuchteln, denn jedes bewegliche Ding, das hier herumrührt, jeder Gegenstand, jeder Hut, jede Schürze, jeder Topf, jede Wurst, alles will angeblendet sein. Würste in Sonnenschein gebadet sehen prächtig aus. Das Fleisch prahlt und prunkt von den Haken, an denen es hängt, stolz und purpurrot herunter. Das Gemüse grünt und lacht, Apfelsinen scherzen in prachtvoll gelben Mengen, Fische schwimmen in breiten wassergefüllten Kübeln. Man steht so, und dann tut man einen Schritt. Man tut. Es kommt so genau nicht darauf an, ob der geplante, probierte und ausgeführte Schritt wirklich ein wahrhaftiger Schritt ist. Dieses fröhliche, einfache Leben, wie es bescheiden anzieht, wie es einen kleinbürgerlich und häuslich anlacht. Dazu ist der Himmel von einem allererstklassigen Blau. Erstklassig! Man will sich nicht zu dem Wort „süß“ versteigen. Wo man Poesie empfindet, bedarf's keinerlei poetischer Anwandlungen. „Drei Abbelsinen for'n Jroschen.“ Wie oft, Mann, hast du das eigentlich schon bald mal gesagt? Welche Auswahl prächtiger, dicker Weiber. Unfeine Menschenfiguren mahnen so recht an die Erde, an das Landweben und -leben, den Gott selbst, der sicher auch keinen gar so übertrieben schönen Leib hat. Gott ist das Gegenteil von Rodin. Wie entzückend ist das: an etwas Bäurischem ein wenig, wenn auch nur für einen „Jroschen“ Geschmack empfinden zu dürfen. Frische Eier, Land- und Stadtleberwürste! Ich muß es voraussagen:

*Vgl. Aufsätze (1913), S. 114–117 [KWA I 5].*

ich stehe und taugenichtse gern in der Nähe von lockenden Eßwaren umher. Wieder erinnert's ans lebhaft Vergängliche, und das Lebendige ist mir lieber als das Unsterbliche. Hier sind Blumen, dort Kachelgeschirre, nebenan Käse, Schweizer, Tilsiter, Holländer, Harzer und entsprechender Geruch dazu. Wenn man nun in die Ferne schaut, so wimmelt es von Landschaftsmalereien, schaut man zur Erde, so entdeckt man Schalen von Äpfeln und Nüssen, Fleischabfälle, Papierreste, halbe und ganze Weltblätter, einen Hosenkнопf, ein Strumpfband. Blickt man hoch auf, so ist es ein Himmel, blickt man gerade vor sich, so ist es ein Durchschnittsmenschengesicht, von Durchschnittstagen und -Nächten redet man nicht, von einer Durchschnittsnatur auch nicht. Ist denn nicht das Durchschnittliche das Festeste und Beste? Ich bedanke mich für Genie-Tage und -Wochen, oder für einen außergewöhnlichen Herrgott. Das Bewegliche ist stets das Gerechteste. – Und wie zierlich können einen Bauernweiber angucken. Mit welcher seltsamen leisen Geberden sich hin und herdrehen. Der Markt läßt immer ein Stück Landahnung im Stadtviertel zurück, gleichsam, um es aus seinem monotonen Hochmut aufzurütteln. Wie hübsch ist das, daß alle diese Kaufgegenstände in der freien, frischen Luft liegen. Jungens kaufen sich warme Würste, sie lassen sich dieselben der ganzen saftigen Länge nach an- und abstreichen, damit sie sie gleich kunstgerecht verzehren können. Essen paßt so gut unter den blauen, hohen Himmel. Wie reizend sehen mir da die üppigen Blumenkohlbüschel aus. Ich vergleiche sie (nicht ganz gern) mit weiblichen straffen Brüsten. Der Vergleich ist impertinent, wenn er nicht klappt. Wie viel Frauen da um einen herum sind. Aber der Markt geht, sehe ich, zu Ende. Die Zeit des Abrüstens ist da. Obst wird in Körbe zusammengescharrt. Bücklinge und Sprotten werden ringepackt, Buden abgeschlagen. Das Gewimmel hat sich verzogen. Nach kurzer Zeit wird die Straße wieder ihr vorheriges Aussehen zurückerwischt haben. Adieu Farben. Adieu vielerlei. Adieu Gesprenkel von Lauten, Düften,

Bewegungen, Schritten und Lichtern. Übrigens habe ich ein Pfund Wallnüsse eingehandelt. So kann ich nun nach Hause traben, in meine Wi-wi und wä-wä-Kindergeschrei-Wohnung. Ich esse so ziemlich alles gern, aber wenn ich Nuß esse, bin ich direkt glücklich.

5

Robert Walser



Die neue Rundschau, Jg. XX, H. 6, Juni 1909, S. 785–928

Kuno Francke, *Der Amerikaner*, 785–794

Thomas Mann, *Königliche Hoheit. Roman* [VI.], 795–817

Karl Scheffler, *Religiöse Ideale*, 818–835

Alexander Ular, *Die Kinder des Ararat*, 836–854

Adolph Menzel, *Briefe an Fritz Werner*, 855–861

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Der kleine Ahasverus. Novelle*, 862–875

Hermann Bahr, *Hauskunst*, 876–885

Rundschau:

Ferdinand Tönnies, „*Berechtigte Interessen*“, 886–891

Paul Mongré, *Strindbergs Blaubuch*, 891–896

Max Steinitzer, *Zur Hygiene des Musiklebens*, 896–901

Arthur Eloesser, *Hartleben*, 901–905

Oskar Bie, *Berliner Sezession*, 906–910

Karl Albrecht, *Das Wirtshaus von Österreich*, 911–914

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Eintracht und Fortschritt*, 914–918

Anmerkungen:

[Arthur] Bonus, *Neue Dogmen*, 919–920

Eduard Bernstein, *Dialektik des Willens*, 920–922

Willi Handl, *Der Blumenhiob* [Über Hans Kyser, *Der Blumenhiob. Roman\**], 922–924

Oskar Loerke, *Kreszenz Bühler* [Über Josef Zytlaun, *Kreszenz Bühler. Eine Leidensgeschichte\**], 924–925

Max Brod, *Tschechische Musik*, 925–926

Robert Walser, *Abschied*, 927–928

Ich konnte stets tun, was ich wollte. Fiel mir etwas ein, so klingelte ich, und man brachte mir das Gewünschte. Rauchte ich aus der Pfeife und hatte sie keinen rechten Zug, so sprang dafür der Kopf eines meiner Sklaven von der Untertanenschulter herunter. Mein 5  
Leben glich einem Traum, und ich glaube, wenn ich mir die Sache jetzt so überlege, sah ich einem Herrscher sehr, sehr ähnlich. Ich ritt oft aus, umgeben von zahllosen Wächtern. Regiert habe ich offenbar schlecht, ich habe mir in dieser Beziehung keine Mühe geben mögen, wofür sie mich denn jetzt auch in der Tat weggejagt 10  
haben. Regieren? Ich lächelte träge: das hat mir als Regierung vorgeleuchtet. Lag ich auf dem schwellenden Sofa, so trat einer zu mir heran, d. h. er kroch auf den vieren und sagte irgend etwas. Das nannte ich Staatsgeschäfte erledigen. Ich bin nie auf die Politik erpicht gewesen, d. h. ich verfolgte die Bewegungen meiner 15  
Tänzerinnen, das war die Politik, welcher ich huldigte. Ich bin natürlich in der ganzen Welt verschrien als ein fürstliches Ungeziefer. Wohlan, säubert jetzt das Land, wenn ihr könnt, aber seht zu, daß euch der Orient nicht stirbt unter den Händen, die da reine machen. Ihr habt eigentlich ganz recht gehabt, mich abzusetzen, 20  
denn ich würde euch jedenfalls durch meine vollkommene kaiserliche Gleichgültigkeit bei der Ausübung eurer Pflichten schikaniert haben. Ich soll auch gemordet haben. Nun, davon wollen wir nicht reden. Es soll viel in den europäischen Zeitungen gegen mich geschrieben worden sein, ich aber, ich habe noch nie eine 25  
Zeitung in die Hand genommen, geschweige denn meine hohen Augen damit geplagt, eine zu lesen. Armer Orient, ah, jetzt töten sie dich. Ich war nur ein kleiner Mörder, ich tötete meine Kreaturen, sie aber töten die halbe Erde. Denn was sind wir, wenn sie uns zivilisiert haben? Es hat in der Türkei, deren gesalbter Herrscher 30  
ich war, nie tüchtige Leute gegeben, doch jetzt gibt es welche. Unsere Gärten werden welken, unsere Moscheen werden bald

überflüssig sein, unsern Propheten wird man auslachen. Ich saß und lag in meinen Gemächern und glich einem unantastbaren Gott. Gearbeitet habe ich nie, ich bin sogar zu schläfrig gewesen zu befehlen; ich habe mit den Augen befohlen, und die Leute, die  
5 mich umgaben, verstunden diese Sprache. Oft habe ich sogar mit meiner langen Großtürkennase Befehle erteilt, und wenn ich nie-  
ste, so wurden die Provinzen von meinen Banden verwüstet. Ich war ihnen die leuchtende und verfinsternde Sonne, doch jetzt ha-  
ben sie sie nicht mehr nötig. Es gibt weder Gnade noch Ungnade  
10 mehr unter dem Halbmond. Jetzt erst sehe ich so recht ein, wie seltsam es gewesen ist, dieses mein Herrscherleben. Wenn es mich juckte am Schädel oder irgendwo anders, so entstand Unruhe im Palast, und durch mein Reich ging ein Zittern, gleich den Erschütterungen eines zornigen Erdbebens. Ah, ich, ich herrschte  
15 noch. Dann kam das langweilige, fade Japan mit seinen militärischen Erfolgen. Ja, das fehlte noch. Man japanisiert oder europäisiert uns jetzt, das ist dasselbe. O es war so seltsam. Ich, muß man wissen, herrschte im Grunde genommen gar nicht, ich saß nur so da und blies Rauch aus der Pfeife. Meinen Kreaturen überließ ich  
20 das Amt des Herrschens. Das war vielleicht ein Fehler, doch ich verbiete mir, darüber irgendwelche Betrachtungen anstellen zu wollen. Man glaubte, mir eines Tages sagen zu sollen, Paris sei eine schöne Stadt. Ich ließ denjenigen kochen und braten, der mir das sagte, und der arme Schuft lächelte. Sie lächelten, wenn ich sie  
25 martern ließ. Sie haben an mich geglaubt, und jetzt fangen sie an, an nichts mehr zu glauben, und daher, glaube ich, wird es langweilig werden in der Türkei. Ich kann nun nach Paris gehen und im Grand Hotel wohnen, den Tag zu tausend Franks. Und das  
wird unsagbar lustig und ebenso unsagbar fade sein. Träumte ich? 928  
30 Oft lustwandelte ich unter dem Schnee der Blütenbäume. Unfern plätscherte ein Brunnen. Ich war immer ganz krank von Lüsten und Begierden. Ich habe die Leute, die mir ernsthaft ins Gesicht zu schauen wagten, vergiften lassen. Dann pfiß ich, und es

erschieden meine Frauen, und ich wußte nicht, ob ich sie vor meinen Augen sollte verbluten lassen, oder ob es netter sei, ihre süßen zitternden Glieder zu umfassen. Ihre Arme! Es wimmelt mir jetzt immer vor den Augen von Armen, Beinen, Spangen, Lippen, Gewändern und Tänzerinnen-Bewegungen. Mitunter 5  
gefiel es mir, die Frauen, die allerschönsten und üppigsten, vor mir zaghaft stehen zu lassen, sie bloß anzuschauen und sie zu verschmähen. Ich war ja schon ganz verrückt geworden von Sinnenlüsternheit. Und unterdessen schrieben sie, die Esel, die sie sind, Artikel gegen mich. Die Verblendeten, die Irreführten! 10  
Doch es scheint, daß das alles so hat kommen müssen. Allah ist gegen uns. Mit dem Islam ist es zu Ende. Durch die Wüste, wo der Klang meines Namens die Hyänen zum Respekt zwang, werden die Eisenbahnen fahren. Die Türken werden Mützen aufsetzen und wie Deutsche aussehen. Man wird uns zwingen, Geschäfte 15  
zu machen, und wenn wir nicht fähig dazu sind, so erschießt man uns einfach. Im allgemeinen, glaube ich, bin ich immerhin so etwas wie eine Persönlichkeit auf dem Thron gewesen. Schon, daß ich genoß auf dem Thron! Wo gibt's das heute? Die Könige müssen den Staat putzen, sonst werden sie abgesetzt. Ich war der letzte 20  
Herrscher, der noch einen wirklichen Palast bewohnte. Meine Nachfolger werden nur noch in öffentlichen Gebäuden wohnen.

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XX, H. 8, August 1909, S. 1089–1232

Daniel Ricardo, *Die wirtschaftliche Persönlichkeit*, 1089–1108

Thomas Mann, *Königliche Hoheit. Roman* [VIII.], 1109–1135

Hermann Bahr, *Dalmatinische Reise* [I.], 1136–1152

Paul Wiegler, *Die Spötter*, 1153–1161

Adolf Koelsch, *Naturerfahrung*, 1162–1169

Siegfried Trebitsch, *Ein Doppelgänger. Novelle*, 1170–1182

Oskar A. H. Schmitz, *Kulturgedanken*, 1183–1188

Rundschau:

Max Burckhard, *Der neue Geist im deutschen Strafrecht*, 1189–1193

Karl Scheffler, *Schulklagen*, 1193–1197

Jarno Jessen, *Englischer Sezessionismus*, 1197–1202

Willi Handl, *Formen des Dramas*, 1203–1209

Otto Julius Bierbaum, *Bansail*, 1209–1216

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Provisorisches Provisorium*, 1216–1221

Anmerkungen:

Albrecht Wirth, *Nationalitäten*, 1222–1224

S[amuel] Saenger, *Sonnenfahrten*, 1224–1225

Oskar Bie, *Richard Muther*, 1226

A[ndré] Jolles, *Diogenes*, 1227–1229

Stefan Zweig, *Isolde Weißhand* [Über Emil Lucka, *Isolde Weisshand. Ein Roman aus alter Zeit\**], 1229–1230

Tobias Fischer, *Was ist das: ein Gedanke?*, 1230–1231

Robert Walser, *Friedrichstraße*, 1231–1232

Oben ist ein schmaler Streifen Himmel, unten der glatte, schwärzliche, gleichsam von Schicksalen polierte Boden. Die Häuser zu beiden Seiten ragen kühn, zierlich und phantastisch in die architektonische Höhe. Die Luft bebt und erschrickt von Weltleben. 5 Bis zu den Dächern hinauf und über die Dächer noch hinaus schweben und kleben Reklamen. Große Buchstaben fallen in die Augen. Und immer gehen hier Menschen. Noch nie, seit sie ist, hat in dieser Straße das Leben aufgehört zu leben. Hier ist das Herz, die unaufhörlich atmende Brust des großstädtischen Lebens. Hier atmet es hoch auf und tief nieder, als wenn das Leben selber über seinem Schritt und Tritt unangenehm beengt wäre. 10 Hier ist die Quelle, der Bach, der Fluß, der Strom und das Meer der Bewegungen. Niemals sterben hier die Bewegungen und die Erregungen ganz aus, und wenn das Leben am obern Ende der Straße beinahe aufhören will, so fängt es am untern Ende von neuem an. Arbeit und Vergnügen, Laster und guter Trieb, Streben und Müßiggang, Edelsinn und Niedertracht, Liebe und Haß, feuriges und höhnisches Wesen, Buntheit und Einfachheit, Armut und Reichtum schimmern, glitzern, blöden, träumen, eilen und stolpern hier wild und zugleich ohnmächtig durcheinander. Eine Fessel ohnegleichen bändigt und sänftigt hier die Leidenschaften, und Verlockungen ohne Zahl führen zugleich in die begerlichen Versuchungen, derart, daß die Entsagung mit dem Rockärmel den Rücken der befriedigten Begierde streifen, daß die Unerstättlichkeit mit den lodernden Augen in den weisen Frieden der 15 Augen des durch-sich-selbst-Gesättigten schauen muß. Hier klaffen Abgründe, hier herrschen und gebieten bis zum offenen Unanstand, durch den sich kein vernünftiger Mensch verletzen läßt, Gegensätze, die unbeschreiblich sind. Wagen fahren immer an 20 25 30

Vgl. Aufsätze (1913), S. 123–127 [KWA I 5].

Menschenleibern, -Köpfen und -Händen dicht vorüber, und auf den Verdecken und im hohlen Innern der Wagen sitzen, dicht aneinandergepreßt und geknechtet, Menschen, die aus irgendwelchen Gründen hier drinnen sitzen, hier oben sitzen, sich drängen  
5 und pressen und fahren lassen. Für jede Dummheit gibt es hier unsagbar rasch rechtfertigende, gute, kluge Gründe. Jede Torheit ist hier durch die offenbare Schwierigkeit des Lebens geadelt und geheiligt. Jede Bewegung hat Sinn, jeder Ton hat hier praktische Ursache, und aus jedem Lächeln, jeder Geste, jedem Wort strahlt  
10 eine sonderbar anmutige Gesetztheit und Korrektheit billigend hervor. Hier billigt man alles, weil jeder Einzelne, durch den Zwang des zusammengeknepelten Verkehrs genötigt, ohne Zaudern alles, was er hört und sieht, billigen muß. Zu Mißbilligungen scheint niemand Lust, zu Abneigungen niemand Zeit und zu Unlust niemand ein Recht zu haben, denn hier, und das ist das Großartige, fühlen sich alle allen auf leichte, vorwärtshelfende Manier, gleichsam säuberlich, verpflichtet. Jeder Bettler, Gauner, Unhold usw. ist hier Mitmensch und muß einstweilen, weil alles schiebt, stößt und drängt, als etwas Mithinzugehöriges geduldet werden.  
15 Ah, hier ist die Heimat der Nichtswürdigen, der Kleinen, nein, der ganz Kleinen, der irgendwo und wann schon einmal Entehrten, hier, hier herrscht Duldung, und zwar deshalb, weil sich niemand mit Ungeduld und Unfrieden aufhalten und abgeben will. Hier wird im Sonnenschein friedlich spaziert, wie auf einer entlegenen stillen Bergesmatte, und im Laternenschimmer elegant gebummelt wie in einem Feenmärchen voller Zauberkünste und -Worte. Wunderbar ist, wie der zweiteilige Menschenstrom auf den Trottoirs unaufhaltbar und unaufhörlich ist, gleich einem dickflüssigen, schimmernden, vielbedeutenden Wasser, und herrlich ist, wie hier die Qualen gemeistert, die Wunden verschwiegen, die Träume gefesselt, die Brünste gebändigt, die Freuden unterdrückt und die Begierden gemäßigt werden, weil alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht  
20  
25  
30

nehmen muß. Wo der Mensch so nah am Menschen ist, da erhält  
der Begriff Nebenmensch eine tatsächlich geübte, begriffene und  
rasch verstandene Bedeutung, und es darf da niemandem mehr  
einfallen, überlaut zu lachen, übereifrig sich seinen persönlichen  
Bedrängnissen hinzugeben oder überhastig Geschäfte machen zu  
wollen, und doch, welch eine hinreißende betörende Hast ist in  
all der scheinbaren Gedrängtheit und Besonnenheit. Die Sonne  
scheint hier in einer Stunde auf unzählige Köpfe, der Regen netzt  
und näßt hier einen Boden, der gesalbt ist gleichsam von Lust-  
spielen und Tragödien, und abends, ah, wenn es beginnt zu dun-  
keln und wenn die Lichter angezündet werden, tut sich ein Vor-  
hang langsam auf, um in ein Stück üppig voll immer derselben  
Gewohnheiten, Lüsterheiten und Begebenheiten schauen zu  
lassen. Die Sirene Vergnügen fängt dann an in himmlisch locken-  
den und anmutenden Tönen zu singen, und Seelen werden dann  
zerrissen von den vibrierenden Wünschen und Nichtbefriedigun-  
gen, und ein Geldauswerfen beginnt dann, wie es der bescheidene  
kluge Begriff nicht kennt, wie es sich kaum eine dichterische  
Phantasie mühselig vorstellen kann. Ein wollüstig auf und nieder  
atmender Körper-Traum sinkt dann auf die Straße herab, und alles  
läuft, läuft und läuft diesem vorherrschenden Traum mit ungewis-  
sen Schritten nach.

Robert Walser



Die neue Rundschau, Jg. XX, H. 9, September 1909, S. 1233–1376

Karl Scheffler, *Lebendiger Idealismus*, 1233–1251

Thomas Mann, *Königliche Hoheit. Roman* [Schluss], 1252–1279

John Ruskin, *Briefe an Dr. Brown*, 1280–1289

Eduard Bernstein, *Machtmittel des Proletariats*, 1290–1297

Paul Rohrbach, *Das Erwachen Chinas*, 1298–1307

Carl Albrecht Bernoulli, *Die Schwalbe des Leonardo. Novelle*, 1308–1314

Hermann Bahr, *Dalmatinische Reise* [Schluss], 1315–1332

Detlev v. Liliencron, *Zigeunertreiben. (Aus dem Nachlaß)*, 1333–1334

Rundschau:

Moritz Heimann, *Detlev von Liliencron*, 1335–1337

Lucia Dora Frost, *Die Vertreibung aus der Ehe*, 1337–1340

Richard Dehmel, *Theaterreform. Ein soziales Kapitel*, 1341–1348

N. Stern, *Das Flugproblem*, 1348–1355

Robert Walser, *Die kleine Berlinerin*, 1356–1361

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Eine Kanzlerrede*, 1361–1365

Anmerkungen:

Christian Morgenstern, *Aphoristisches*, 1366–1367

Oskar Bie, *Der Unfug des Sterbens*, 1367–1368

Gerhardt Katsch, *Seelen und Ziele* [Über Kurd Laßwitz, *Seelen und Ziele. Beiträge zum Weltverständnis*], 1368–1370

Moritz Heimann, „*Die enge Pforte*“ [Über André Gide, *Die enge Pforte. Roman*], 1370–1372

S[amuel] Saenger, *Polemische Unsitten*, 1372–1373

Julius Bab, *Epigonen-Lyrik*, 1373–1375

Oskar Loerke, *Die Qualle*, 1375–1376

Heute hat mir Papa eine Ohrfeige gegeben, natürlich eine echt  
 väterliche, eine zärtliche. Ich gebrauchte die Redensart: „Vater,  
 du hast wohl einen Knall.“ Das war allerdings ein wenig unvor-  
 sichtig. „Damen sollen sich einer gewählten Sprache bedienen“, 5  
 sagt unsere Deutschlehrerin. Sie ist entsetzlich. Aber Papa will  
 nicht haben, daß ich diese Person lächerlich finde, und vielleicht  
 hat er recht. Man geht schließlich zur Schule, um einen gewissen  
 Lerneifer und einen gewissen Respekt an den Tag zu legen. Üb-  
 rigens ist es billig und unedel, an den Mitmenschen Komisches 10  
 zu entdecken und darüber zu lachen. Junge Damen sollen sich an  
 das Feine und Edle gewöhnen, das sehe ich sehr gut ein. Man ver-  
 langt keine Arbeit von mir, man wird nie eine solche von mir for-  
 dern, dafür aber wird man vornehmes Wesen bei mir vorausset-  
 zen. Werde ich im späteren Leben irgendwelchen Beruf ausüben? 15  
 Nicht doch. Ich werde eine junge feine Frau sein, ich werde mich  
 verheiraten. Es ist möglich, daß ich meinen Mann quälen werde.  
 Doch das wäre fürchterlich. Man verachtet sich immer selbst, so-  
 bald man einen Andern glaubt verachten zu sollen. Ich bin zwölf  
 Jahre alt. Ich muß geistig sehr entwickelt sein, sonst würde ich 20  
 niemals an so etwas denken. Werde ich Kinder haben? Und wie  
 wird das zugehen? Wenn mein zukünftiger Mann kein verach-  
 tungswürdiger Mensch sein wird, dann, ja dann, das glaube ich  
 bestimmt, werde ich ein Kind haben. Dann werde ich dieses Kind  
 erziehen. Aber ich bedarf ja selber noch der Erziehung. Wie man 25  
 nur so dummes Zeug denken kann.

Berlin ist die schönste, die bildungsreichste Stadt der Welt.  
 Ich wäre abscheulich, wenn ich hiervon nicht felsenfest über-  
 zeugt wäre. Lebt nicht hier der Kaiser? Würde er hier zu wohnen

*Vgl. Aufsätze (1913), S. 142–156 [KWA I 5]*

9 Respekt] Respeckt NRs

nötig haben, wenn es ihm hier nicht am besten gefiele? Neulich sah ich Kronprinzens im offenen Wagen. Sie sind entzückend. Der Kronprinz sieht wie ein junger, heiterer Gott aus, und wie schön erschien mir die hohe Frau an seiner Seite. Sie war ganz in  
5 duftende Pelze gehüllt. Es schien Blüten aus dem blauen Himmel auf das Paar herabzuregnen. Der Tiergarten ist herrlich. Ich gehe beinahe jeden Tag mit unserem Fräulein, der Erzieherin, darin spazieren. Man kann stundenlang, auf geraden und krummen Wegen, unter dem Grün gehen. Auch Vater, der sich doch eigent-  
10 lich nicht zu begeistern brauchte, begeistert sich für den Tiergarten. Vater ist ein gebildeter Mensch. Ich glaube, er liebt mich rasend. Schrecklich, wenn er dies läse, aber ich werde das Geschriebene zerreißen. Im Grunde schickt es sich ja gar nicht, zugleich noch so dumm und so unreif zu sein wie ich und schon ein  
15 Tagebuch führen zu wollen. Aber manchmal langweilt man sich ein wenig, und dann läßt man sich sehr leicht zu Unpassendem hinreißen. Das Fräulein ist sehr nett. Nun ja, im allgemeinen. Sie ist treu, und sie liebt mich. <sup>1357</sup> Außerdem hat sie wirklichen Respekt vor Papa, das ist die Hauptsache. Sie ist dünn von Figur. Unsere  
20 frühere Erzieherin war dick wie ein Frosch. Sie schien immer zu platzen. Sie war Engländerin. Sie ist gewiß auch heute noch eine Engländerin, aber sie ging uns von dem Augenblick an, wo sie sich Frechheiten erlaubte, nichts mehr an. Vater hat sie fortge-  
jagt.

25 Wir beide, Papa und ich, werden bald reisen. Es ist jetzt ja die Zeit, wo honette Leute einfach reisen müssen. Ist der nicht verdächtig, der zu solch einer grünenden und blühenden Zeit nicht reist? Papa zieht an den Meeresstrand, und er wird dort offenbar tagelang im Sand liegen und sich von der Sommersonne dunkelbraun braten lassen. Er sieht im September immer am gesündesten aus. Seinem Gesicht steht die Blässe der Abgespanntheit  
30 nicht gut. Übrigens liebe ich persönlich das Sonnverbrannte im Gesicht eines Mannes. Es ist dann, wie wenn er aus dem Krieg

käme. Sind das nicht ächte Kinderdummheiten? Ja, gewiß bin ich noch ein Kind. Was mich angeht, so reise ich nach dem Süden. Zuerst ein wenig nach München, dann nach Venedig, wo ein Mensch wohnt, der mir unsagbar nah steht, Mama. Meine Eltern leben aus Ursachen, deren Tiefe ich nicht zu verstehen, also nicht zu würdigen imstande bin, getrennt. Ich lebe die meiste Zeit bei Vati. Aber Mama hat natürlich auch das Recht, mich wenigstens für eine Zeitlang zu besitzen. Ich freue mich mächtig auf die bevorstehende Reise. Ich reise gern, und ich glaube, daß fast alle Menschen gern reisen. Man steigt ein, der Zug fährt ab, und nun geht es in's Weite. Man sitzt und wird in die ungewisse Ferne getragen. Wie gut ich es doch eigentlich habe. Weiß ich, was Not, was Armut ist? Keine Spur. Ich finde, es ist auch garnicht notwendig, daß ich so nichtswürdige Erfahrungen mache. Aber die armen Kinder dauern mich. Ich würde zum Fenster hinauspringen in solchen Verhältnissen.

Ich und Papa wohnen im vornehmsten Viertel. Viertel, die still, peinlich sauber und von einer gewissen Ältere sind, sind vornehm. Das ganz Neue? Ich möchte nicht in einem ganz neuen Haus wohnen. Am Neuen ist stets irgend etwas nicht ganz in Ordnung. Man sieht fast gar keine armen Leute, z. B. Arbeiter, in unserer Gegend, wo die Häuser ihre Gärten haben. Es wohnen Fabrikbesitzer, Bankiers und reiche Leute, deren Beruf der Reichtum ist, in unserer Nähe. Nun, da muß also Papa zum mindesten sehr wohlhabend sein. Arme und ärmere Leute können hier herum einfach garnicht wohnen, weil die Räumlichkeiten viel zu teuer sind. Papa sagt, die Klasse, in welcher das Elend herrscht, lebe im Norden der Stadt. Welch eine Stadt. Was ist das: der Norden? Ich kenne Moskau besser als den Norden unserer Stadt. Von Moskau, Petersburg, Wladiwostok und aus Yokohama sind mir zahlreiche Ansichtspostkarten geschickt worden. Ich kenne den belgischen und holländischen Strand, ich kenne das Engadin mit seinen himmelhohen Bergen und grünen Matten, aber die eige-

ne Stadt? Berlin ist vielleicht vielen, vielen Menschen, die es be-  
wohnen, ein Rätsel. Papa unterstützt die Kunst und die Künstler.  
Es ist Handel, was er treibt. Nun, Fürsten treiben ebenfalls oft  
Handel, und dann sind die Geschäfte Papas von einer absoluten  
5 Vornehmheit. Er kauft und verkauft Gemälde. Es hängen sehr  
schöne Gemälde in unserer Wohnung. Die Sache mit Vaters Ge-  
schäften, glaube ich, ist so: die Künstler verstehen in der Regel  
nichts von Geschäften, oder sie dürfen aus irgendwelchen Grün-  
den nichts davon verstehen. Oder es ist so: die Welt ist groß und  
10 kaltherzig. Die Welt denkt nie an die Existenz von Künstlern. Da  
tritt nun mein Vater auf, der Weltmanieren besitzt und allerhand  
bedeutungsreiche Beziehungen hat und macht diese im Grunde  
vielleicht ganz kunstunbedürftige Welt auf die Kunst und auf die  
Künstler, die darben, auf schickliche und kluge Art aufmerksam.  
15 Papa verachtet oft seine Käufer. Aber er verachtet oft auch die  
Künstler. Es kommt da ganz darauf an.

Nein, ich möchte nirgends anderswo fest wohnen als in Ber-  
lin. Leben die Kinder der Kleinstädte, solcher Städte, die ganz alt  
und morsch sind, schöner? Gewiß gibt's dort Manches, was es bei  
20 uns nicht gibt. Romantik? Ich glaube, ich irre mich nicht, wenn  
ich etwas, was nur noch halb lebt, für romantisch halte. Das De-  
fekte, Zerbröckelte, Kranke, z. B. eine uralte Stadtmauer. Das,  
was zu nichts nützt, was auf geheimnisvolle Art schön ist, das ist  
romantisch. Ich träume gern von derartigen Dingen, und wie ich  
25 empfinde, genügt es, davon zu träumen. Schließlich ist das Ro-  
mantischste, was es gibt, das Herz, und jeder fühlende Mensch  
trägt alte Städte, die von uralten Mauern umschlossen sind, in  
sich. Unser Berlin platzt bald überhaupt von Neuheit. Vater sagt,  
alles historisch Denkwürdige werde hier verschwinden, das alte  
30 Berlin kenne kein Mensch mehr. Vater weiß alles oder wenigstens  
fast alles. Nun, davon profitiert natürlich seine Tochter. Ja, klei-  
ne, mitten in der Landschaft gelegene Städte mögen schon auch  
schön sein. Es wird da reizende verborgene Schlupfwinkel zum

Spielen geben, Höhlen, in die man hineinkriechen kann, Wie-  
sen, Felder und nur ein paar Schritte weit entfernt der Wald. Sol-  
che Ortschaften sind ganz wie von Grün umkränzt, aber Berlin  
hat einen Eispalast, wo die Menschen mitten im heißesten Som-  
mer Schlittschuh fahren. Berlin ist allen übrigen deutschen Städ- 5  
ten eben einmal voran, in allen Dingen. Es ist die sauberste, moder-  
neste Stadt der Welt. Wer sagt das? Nun, natürlich Papa. Wie  
gut er eigentlich ist. Ja, ich kann viel von ihm lernen. Unsere Ber-  
liner Straßen haben alles Schmutzige und Holprige überwunden.  
Sie sind so glatt wie Eisflächen, und sie schimmern wie peinlich 10  
polierte Fußböden. Gegenwärtig sieht man einzelne Menschen  
Rollschuh laufen. Wer weiß, vielleicht werde ich das auch eines  
Tages tun, wenn es nicht vorher schon wieder außer Mode gera-  
ten ist. Es gibt hier Moden, die kaum Zeit haben, |recht aufzutret- 15  
ten. Voriges Jahr haben alle Kinder, auch viele Erwachsene, Dia-  
bolo gespielt. Nun, dieses Spiel ist aus der Mode, man mag es  
nicht mehr spielen. So wechselt alles ab. Berlin gibt immer den  
Ton an. Es ist niemand zur Nachahmung verpflichtet, und doch  
ist die Frau Nachahmung die große und erhabene Gebieterin  
dieses Lebens. Jedermann ahmt nach. 20

Papa kann reizend sein, er ist eigentlich immer nett, aber  
zuweilen wird er wütend, über was, das kann man nicht wissen,  
und dann ist er häßlich. Ja, ich merke es an ihm, wie die heimli-  
che Wut, wie der Mißmut den Menschen häßlich macht. Ist Papa  
nicht gut aufgelegt, so fühle ich mich unwillkürlich als geprügel- 25  
ter Hund; und deshalb sollte Papa vermeiden, seiner Umgebung,  
auch wenn sie nur aus einer Tochter besteht, seine Unpäßlichkeit  
und seine innere Unzufriedenheit zu zeigen. Väter begehen da,  
gerade da, Sünden. Das empfinde ich lebhaft. Aber wer hat keine  
Schwächen, keine, gar keine Fehler? Wer ist ohne Sünde? Eltern, 30  
die es nicht für nötig erachten, ihren Kindern ihre persönlichen  
Stürme vorzuenthalten, würdigen dieselben im Nu zu Sklaven  
herab. Böse Stimmungen soll ein Vater im Stillen besiegen (aber

wie schwer ist das!) oder er soll sie zu fremden Leuten tragen. Eine Tochter ist eine junge Dame, und in jedem gebildeten Erzeuger soll ein Kavalier lebendig sein. Ich sage ausdrücklich: ich befinde mich bei Vater überhaupt wie im Paradies, und wenn ich  
5 Mängel an ihm entdecke, so ist es die ohne Zweifel von ihm auf mich übergegangene, also seine, nicht meine Klugheit, die ihn scharf beobachtet. Papa mag nur füglich seinen Zorn an Leuten auslassen, die von ihm in gewisser Beziehung abhängig sind. Es umflattern ihn genug solche Leute.

10 Ich habe meine eigene Stube, meine Möbel, meinen Luxus, meine Bücher usw. Gott, ich bin eigentlich sehr reich ausgestattet. Bin ich Papa dankbar dafür? Welch eine geschmacklose Frage. Ich bin ihm gehorsam, und dann bin ich doch sein Besitz, und er darf schließlich doch stolz auf mich sein. Ich mache ihm Gedanken,  
15 ich bin seine häusliche Sorge, er darf mich anschnauzen, und ich sehe es immer als eine Art von feinsinniger Pflicht an, ihn auszulachen, wenn er mich anschnauzt. Papa schnauzt gern an, er hat Humor und ist zugleich temperamentvoll. Weihnachten überhäuft er mich mit Geschenken. Übrigens sind meine Möbel  
20 von einem gewiß nicht unberühmten Künstler entworfen. Papa verkehrt fast nur mit Leuten, die irgendeinen Namen haben. Er verkehrt mit Namen. Steckt in solch einem Namen etwa auch noch ein Mensch, um so besser. Wie gräßlich muß es sein, zu wissen, daß man berühmt ist und zu fühlen, daß man das gar nicht verdient. Ich stelle mir viele solcher Berühmtheiten vor. Ist solch  
25 ein Ruhm nicht wie eine unheilbare Krankheit? Wie ich mich nur ausdrücke. Meine Möbel sind weiß lackiert und von einer kunstverständigen Hand mit Blumen und Früchten bemalt. Die sehen reizend aus, und der sie bemalt hat, ist ein ausgezeichneter  
30 Mensch, der von Vater sehr geschätzt wird. Wen Vater schätzt, der soll sich aber auch geschmeichelt fühlen. Ich meine, es bedeutet etwas, wenn Papa wohlwollend zu jemandem ist, und diejenigen, die das nicht empfinden und tun, als wenn es ihnen pipe

1360

sei, die schaden sich natürlich. Die blicken zu wenig hell in die Welt. Ich halte meinen Vater für einen durchaus seltenen Menschen; daß er in der Welt Einfluß ausübt, liegt klar auf der Hand. – Viele meiner Bücher langweilen mich. Nun, dann sind es eben nicht die rechten, wie z. B. sogenannte Bücher für „das Kind“. Solche Bücher sind eine Unverschämtheit. Wie? Man erküht sich, Kindern Bücher zum Lesen zu geben, die nicht über ihren Horizont hinausgehen? Zu Kindern soll man nicht kindlich reden, das ist kindisch. Ich, die ich doch auch ein Kind bin, hasse das Kindische.

Wann werde ich aufhören, mich mit Spielsachen abzugeben? Nein, Spielsachen sind süß, und ich spiele mit der Puppe noch lang, das weiß ich, aber ich spiele bewußt. Ich weiß, daß es dumm ist, aber wie schön ist das Dumme und Nutzlose. So, denke ich mir, empfinden Künstlernaturen. Zu uns, d. h. zu Papa, kommen öfters verschiedene jüngere Künstler essen. Nun, sie werden eingeladen, und dann erscheinen sie. Oft schreibe die Einladungen ich, oft das Fräulein, und es herrscht dann eine große, amüsante Munterkeit an unserm Eßtisch, der natürlich, ohne zu prahlen oder geflissentlich zu prunken, wie der gedeckte Tisch eines feinen Hauses aussieht. Papa umgibt sich scheinbar sehr gern mit jungen Leuten, mit Leuten, die jünger sind als er, und doch ist er eigentlich immer der Lebhafteste und Jüngste. Man hört die meiste Zeit ihn reden; die Übrigen horchen, oder sie erlauben sich kleine Bemerkungen, was oft sehr drollig ist. Vater überragt sie alle an Bildung und Schwung der Weltauffassung, und alle diese Leute lernen von ihm, das sehe ich deutlich. Oft muß ich lachen bei Tisch, dann kriege ich eine sanfte oder unsanfte Zurechtweisung. Ja, und nach dem Essen wird bei uns gefaulenzet. Papa legt sich aufs Ledersopha und fängt an zu schnarchen, was eigentlich recht schlechter Ton ist. Aber in Papas Benehmen bin ich verliebt. Mir gefällt auch seine aufrichtige Schnarcherei. Will man, oder kann man denn immer Unterhaltung machen?



Vater gibt sicher viel Geld aus. Er hat Einnahmen und Ausgaben, er lebt, er erzielt Gewinne, und er läßt leben. Er sieht sogar ein wenig nach Vergeudung und Verschwendung aus. Er ist stets in Bewegung. Ganz offenbar gehört er zu den Menschen,  
5 für die es ein Genuß, ja eine Notwendigkeit ist, immer irgend etwas zu riskieren. Es ist bei uns viel von Erfolg und Mißerfolg die Rede. Wer bei uns ißt und mit uns verkehrt, der hat irgendwelche kleinere oder größere Erfolge in der Welt erzielt. Was ist Welt? Ein Gerücht, ein Gerede? Mein Vater steht jedenfalls mit  
10 ten drin, in diesem Gerede. Vielleicht dirigiert er es sogar bis zu gewissen Grenzen. Papas Ziel ist auf alle Fälle, Macht auszuüben. Er sucht sich und diejenigen, für die er sich interessiert, zu entfalten, zu behaupten. Sein Grundsatz ist: für wen ich mich nicht interessiere, der schadet sich. Infolge dieser Auffassung ist Papa  
15 immer von seinem gesunden Menschenwert durchdrungen und kann fest und sicher auftreten, und das schickt sich. Wer sich keine Bedeutung zumutet, dem macht es nichts, Schlechtigkeiten zu verüben. Wie rede ich? Habe ich das von Vater?

1361

Genieße ich eine gute Erziehung? Ich verzichte darauf, das zu  
20 bezweifeln. Man erzieht mich, wie eine Großstädterin erzogen werden soll, mit Vertraulichkeit und zugleich mit einer gewissen gemessenen Strenge, die mir erlaubt und zugleich gebietet, mich an Takt zu gewöhnen. Der Mann, der mich heiraten wird, muß reich sein oder er muß begründete Aussichten auf einen festen  
25 Wohlstand besitzen. Arm? Ich kann nicht arm sein. Mir und Geschöpfen, die mir gleichen, ist es unmöglich, pekuniäre Not zu leiden. Das sind Dummheiten. Im übrigen werde ich ganz bestimmt die Einfachheit der Lebensführung bevorzugen. Ich mag äußern Prunk nicht leiden. Die Schlichtheit muß ein Luxus sein.  
30 Schimmern muß es von Propperkeit in jeder Beziehung, und solche bis ins Letzte geforderte Lebensreinlichkeit kostet Geld. Die Annehmlichkeiten sind teuer. Wie energisch ich da rede. Ist das nicht ein bißchen unvorsichtig? Werde ich lieben? Was ist Liebe?

Was für Seltsamkeiten und Herrlichkeiten müssen mir noch bevorstehen, da ich mir noch so unwissend vorkomme in Dingen, für deren Kenntnis ich noch zu jung bin. Was werde ich erleben?

Die neue Rundschau, Jg. XXI, H. 10, Oktober 1910, S. 1321–1480

Alfred Weber, *Der Beamte*, 1321–1339

Gerhart Hauptmann, *Emanuel Quint. Roman* [X.], 1340–1370

Theodor Fontane, *Briefe an Otto Brahm, Paul und Paula Schlenther*, 1371–1384

Arthur Schnitzler, *Vorspiel zu einem Drama „Der junge Medardus“*, 1385–1415

Karl Scheffler, *Das Etagenwohnhaus*, 1416–1423

Felix Salten, *Olga Frohgemuth. Novelle* [Schluss], 1424–1445

Hermann Hesse, *Landschaften*, 1445–1446

Rundschau:

Julius Bab, *Das Ibsen-Problem*, 1447–1453

Lucia Dora Frost, *Die Auswege der Erotik*, 1453–1458

Moritz Heimann, *Georg Büchner*, 1458–1462

Daniel Ricardo, *Der Börsenwitz*, 1462–1467

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Das ökumenische Konzil der Aufklärer*, 1467–1471

Anmerkungen:

Carl Jentsch, *Gefährliche Frömmigkeit*, 1472–1474

S[amuel] Saenger, *Gilbert Keith Chesterton*, 1474–1475

Maximus Neumayer, *Die Rasse Kains*, 1475–1476

Leo Popper, *Zur Ästhetik des Aeroplans*, 1477–1479

Oskar Bie, *Petersburger Nächte* [Über Paul Barchan, *Petersburger Nächte\**], 1479

Robert Walser, *Berlin W*, 1479–1480

Es scheint hier jedermann zu wissen, was sich schickt, und das erzeugt eine gewisse Kälte, und es scheint ferner, daß hier jedermann sich durch sich selbst behauptet, und dies ruft die Unge-  
 störtheit hervor, die der Neuling hier bewundert. Die Armut 5  
 scheint hinausgeschoben in die Viertel, die an die offenen Felder  
 streifen oder nach innen ins Duster und Dunkel der Hinterhäuser  
 gedrängt, die von den herrschaftlichen Vorderhäusern verdeckt  
 werden wie von mächtigen Körpern. Es scheint, als habe hier die  
 Menschheit aufgehört zu seufzen und anfangen, ihres Lebens 10  
 und Daseins endgültig froh zu sein. Doch der Schein trügt, und  
 die Pracht und Eleganz sind nur ein Traum. Aber auch das Elend  
 ist vielleicht nur eine Einbildung. Was die Eleganz des Westens  
 1480 von Berlin betrifft, so scheint sie ausgezeichnet durch Lebhaftig-  
 keit und zugleich ein wenig verdorben durch die Unmöglichkeit, 15  
 sie ruhig zu entfalten. Es steckt hier übrigens alles in einer fortlau-  
 fenden Entfaltung und Veränderung. Die Männer sind ebenso  
 bescheiden wie unritterlich, und man kann sehr glücklich dar-  
 über sein, denn die Ritterlichkeit ist stets zu drei Vierteln unpas-  
 send. Die Galanterie ist etwas außerordentlich Dummes und Vor- 20  
 lautes. Es gibt hier demnach wenig gefühlvolle Auftritte, und wo  
 sich irgendein feinsinniges Abenteuer entspinnt, merkt man es  
 gar nicht, das ist doch immerhin sehr fein. Die Herrenwelt ist heu-  
 te eine Geschäftswelt, und wer Geld verdienen muß, hat keine  
 oder wenig Zeit, sich auffallend schön zu benehmen. Daher eine 25  
 gewisse rauhe abfertigende Tonart. Im allgemeinen gibt es viel  
 Amüsantes im Westen; die Lächerlichkeiten leben so reizend und  
 hübsch, wie man es sich nur träumen kann, weiter. Da ist die Em-  
 porkömmlingin, eine Gewaltsdame, naiv wie ein kleines Kind. Ich  
 persönlich schätze sie sehr, weil sie so üppig und zugleich so drol- 30

*Vgl. Aufsätze (1913), S. 128–131 [KWA I 5].*

lig ist. Da ist die „Kleine vom Kurfürstendamm“. Sie gleicht einer Gemse, und es ist viel braves und liebes an ihr. Da ist der Lebegreis. Es spazieren nur noch sehr wenige Exemplare dieses Kalibers in der Welt, die zu leben weiß, herum. Die Sorte ist im Aussterben begriffen, und ich finde, daß das sehr schade ist. Ich sah  
5 neulich einen solchen Herrn, er kam mir wie eine Erscheinung aus verschwundenen Zeiten vor. Da haben wir wieder etwas Anderes, den reichgewordenen ländlichen Ansiedler. Er hat sich noch nicht abgewöhnt, Augen zu machen, wie wenn er über sich selbst  
10 und über das Glück, in dem er sitzt, staune. Er benimmt sich viel zu sittsam, so, als fürchte er, zu offenbaren, woher er stamme. Da haben wir wieder die ganz, ganz gestrenge Gnädige aus der Bismarckzeit. Ich bin ein Bewunderer von strengen Gesichtern und von ins Wesen des Menschen übergegangenen guten Manieren.  
15 Mich rührt ja überhaupt das Alte, sowohl an Bauten wie an Menschengestalten; deswegen erquickt mich aber das Frische, Neue und Junge nicht weniger; und jung ists hier, und gesund scheint mir der Westen zu sein. Sollte eine gewisse Portion Gesundheit eine gewisse Portion Schönheit verdrängen? Mitnichten. Das Lebhaftige ist zuletzt das Schönste. Nun ja, vielleicht wedle und scharwenzle und schmeichle ich jetzt ein bißchen; wie z. B. durch folgenden Satz: Die hiesigen Frauen sind schön und anmutig! Die Gärten sind sauber, die Architektur ist vielleicht ein wenig drastisch, was kann das mich kümmern. Es ist heute ja jedermann  
20 überzeugt, daß wir Stümper sind im großen, stilvollen und monumental und wahrscheinlich deshalb, weil in uns zu sehr der Wunsch lebt, Stil, Größe und Monumentalität zu besitzen oder zu erzeugen. Wünsche sind schlimme Dinge. Unser Zeitalter ist entschieden das Zeitalter der Empfindlichkeit und Rechtlichkeit,  
25 und das ist doch sehr hübsch von uns. Wir haben Fürsorgeanstalten, Krankenhäuser, Säuglingsheime, und ich bilde mir gerne ein, das sei doch auch etwas. Wozu alles wollen? Man denke an die Schauder der alten Fritzen-Kriege und an sein – Sans-Souci. Wir

haben wenig Gegensätze; das beweist, daß wir uns danach sehnen, ein gutes Gewissen zu haben. Aber wie schwenke ich da nur ab. Darf man das? Es gibt einen sogenannten alten Westen, einen neueren Westen (rund um die Gedächtniskirche) und einen ganz neuen Westen. Der mittlere ist vielleicht der Netteste. Ganz bestimmt trifft man in der Tauentzienstraße die höchste und meiste Eleganz an; der Kurfürstendamm ist reizend mit seinen Bäumen und seinen Kaleschen. Ich sehe mich mit großem Bedauern schon an den Rahmen meines Aufsatzes anstoßen, in der fatalen Überzeugung, daß ich vieles, was ich unbedingt habe sagen wollen, gar nicht gesagt habe.

Robert Walser

Die neue Rundschau, Jg. XXI, H. 11, November 1910, S. 1481–1624

Moritz Heimann, *Aphorismen über Politik*, 1481–1495

Gerhart Hauptmann, *Emanuel Quint. Roman* [XI.], 1496–1517

Jakob Burckhardt, *Briefe an Ribbecks*, 1518–1530

Robert Hessen, *Nervenschwäche*, 1531–1543

Irene Forbes-Mosse, *Glück in Dornen. Erzählung* [I.], 1544–1565

Fritz Kahn, *Die internationale Himmelskarte*, 1566–1577

Robert Walser, *Brentano*, 1578–1580

Rundschau:

Martin Beradt, *Der Verteidiger*, 1581–1589

J[akob] v. Uexküll, *Mendelismus*, 1589–1596

Willi Handl, *Moderne Komödien*, 1596–1599

Arthur Holitscher, *Rilkes Roman* [Über Rainer Maria Rilke, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*], 1599–1603

Oskar Bie, *Mahlers Achte*, 1603–1607

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Aus Junius' Tagebuch*, 1608–1614

Anmerkungen:

Julius Bab, *Das Tempelhofer Feld*, 1615–1616

S[amuel] Saenger, *Die Forderung des Tages*, 1616–1618

Max Meyerfeld, *Im Schatten der Stratforder Eiche*, 1618–1620

Paul Wiegler, *Der Pindar des Flugfelds*, 1620–1623

Oskar Bie, *Die neue Sezession*, 1623–1624

Er sah keine Zukunft mehr vor sich, und die Vergangenheit glich, wie sehr er sich auch bemühte, sie erklärlich zu finden, etwas Unverständlichem. Die Rechtfertigungen zerstoben, und das Gefühl der Wollust schien immer mehr zu verschwinden. Reisen und Wanderungen, ehemals seine geheimnisvolle Freude, waren ihm seltsam zuwider geworden; er fürchtete sich, einen Schritt zu tun, und er erbebte wie vor etwas Ungeheuerlichem vor dem Wechsel des Aufenthaltsortes. Er war weder ehrlich heimatlos noch auch redlich und natürlich irgendwo in der Welt zu Hause. Er hätte so gern ein Orgelmann oder ein Bettler oder ein Krüppel sein mögen, damit er Ursache hätte, um das Mitleid und um das Almosen der Menschen zu flehen, aber noch inbrünstiger wünschte er zu sterben. Er war nicht tot und doch tot, nicht bettelarm und doch solch ein Bettler, aber er bettelte nicht, er trug sich auch jetzt noch elegant, machte auch jetzt noch, ähnlich einer langweiligen Maschine, seine Verbeugungen und machte Phrasen und entrüstete und entsetzte sich darüber. Wie qualvoll kam ihm sein eigenes Leben vor, wie lügenhaft seine Seele, wie tot sein elender Körper, wie fremd die Welt, wie leer die Bewegungen, Dinge und Geschehnisse, die ihn umgaben. Er hätte sich in einen Abgrund hinunterstürzen mögen, er hätte einen Glasberg hinanklimmen mögen, er hätte sich auf die Folter spannen lassen mögen, und mit Wollust würde er sich als ein Ketzler haben mögen langsam verbrennen lassen. Die Natur glich einer Gemäldeausstellung, durch deren Räumlichkeiten er mit geschlossenen Augen wanderte, ohne sich gelockt zu fühlen, die Augen zu öffnen, da er doch alles mit den Augen schon längst durchschaut hatte. Es war ihm, als sähe er den Menschen durch die Körper mitten durch die elendiglichen Eingeweide, es war ihm, als höre er sie denken und wissen, als sähe er

Vgl. *Aufsätze* (1913), S. 157–164 [KWA I 5].



sie Irrtümer und Albernheiten begehen, als könne er es einatmen, wie unzuverlässig, dumm, feig und treulos sie seien, und es war ihm zuguterletzt, als sei er selber das Unzuverlässigste, Lüsternte und Treuloseste, was es gebe auf der Erde, und er hätte laut aufschreien, laut um Hilfe rufen, in die Knie sinken und laut weinen, 5 tage-, wochenlang schluchzen mögen. Dessen aber war er nicht fähig, er war leer, hart und frostig, und vor der Härte, die ihn erfüllte, schauderte es ihn. Wo waren die Schmelzungen, die Bezauberungen, die er empfand, wo die Liebe, die ihn beseligte, die 10 Güte, die ihn durchglühte, das endlose meergleiche Vertrauen, an das er glaubte, der Gott, der ihn durchentzückte, das Leben, das er umarmte, die Wonnen und die Verherrlichungen, die ihn umarmten, die Wälder, die er durchwandert, das Grün, das sein Auge erfrischte, der Himmel, in dessen Anblick er sich verloren? Er 15 wußte es nicht, so wenig wie er noch wußte, was er sollte und wohinaus es mit ihm mußte. O seine Person. Abreißen von seinem Wesen, das noch immer gut war, hätte er sie mögen. Die eine 1579 Hälfte des Selbst töten, damit die andere nicht zugrunde gehe, damit der Mensch nicht zugrunde gehe, damit der Gott in ihm 20 nicht völlig sich verlöre. Es war ihm alles noch schön und doch zugleich so furchtbar, noch so lieb und gut und doch so zerrissen, und nächtlich war alles, und wüst und er selber war seine eigene Wüste. Oftmals, beim Anhören eines Tones meinte er zurücksterben zu können in die vorigen heißen, empfindungsvollen Sicherheiten, in die bewegliche reiche warme Stärke von früher. Wie 25 gespießt auf einen Eisberggipfel kam er sich vor, schrecklich, schrecklich. — —

Beim Gehen schwankte er wie ein Fiebernder oder wie ein Betrunkener, und er hatte das Gefühl, als müßten die Häuser über 30 ihn umstürzen. Die Gärten, so gepflegt sie auch sein mochten, schienen ihm traurig und unordentlich dazuliegen, er glaubte an keinen Stolz, an keine Ehre, an kein Vergnügen, an keinen wahren, echten Jammer und an keine wahre, echte Freude mehr. Wie

ein Kartenhaus erschien ihm das bisher feste üppige Weltgebäude: nur ein Hauch, ein Schritt, eine leichte Rührung oder Bewegung, und es bricht in dünne papierne Platten zusammen. Wie dumm, und wie fürchterlich – –

In die Gesellschaft der Menschen wagte er nicht zu gehen, aus panikartiger Furcht, man könnte merken, wie schlimm, wie trostlos es mit ihm stand; zu Freunden zu gehen und sich auszusprechen: dieser bloße Gedanke peinigte ihn aufs ärgste. Kleist war unzugänglich, ein elender grandioser Glücklicher, aus dem kein Wort mehr herauszubringen war. Der glich einem Maulwurf, einem Lebendigbegrabenen. Die andern waren ihm so schrecklich, so greulich zuversichtlich, und die Frauen? Brentano lächelte. Es war ein Gemisch von Kinderlächeln und Teufelslächeln. Und er machte eine abwehrende furchtsame Handbewegung. Und dann seine vielen, vielen Erinnerungen, wie sie ihn töteten, wie sie ihn marterten. Die Abende voller Melodien, die Morgen mit dem Blau und Tau, die heißen, tollen, schwülen, wunderbaren Mittagsstunden, der Winter, den er über alles liebte, der Herbst – – nur nicht denken. Es soll alles auseinandergehen, wie gelbe Blätter. Nichts soll stehen, nichts soll einen Wert haben, nichts, nichts soll bleiben.

Ein Mädchen aus guten Kreisen, das ebenso klar-vernünftig wie schön dachte, sagte ihm eines Tages folgendes: „Brentano, sagen Sie, fürchten Sie sich denn nicht vor sich selber, so ohne einen höheren Wert und so ohne Inhalt Ihr Leben dahinzuleben? Mußte es mit einem Menschen, den man lieben, ehren und bewundern möchte, soweit kommen, daß man ihn beinahe verabscheuen möchte? Kann ein Mensch, der so viel und so schön fühlt, zugleich so gefühlsarm sein, kann es Sie denn wirklich immer, immer wieder hinreißen, sich zu zerstreuen und Ihre Kräfte zu zersplittern? Fangen, fesseln Sie sich doch. Sie sagen, daß Sie mich lieben? Und daß Sie durch mich glücklich und wahr und aufrichtig würdigen? Ich aber, o des Grauens, Brentano, kann nicht glau-

ben an das, was Sie sagen. Sie sind ein Unmensch, Sie sind ein lieber Mensch, und doch ein Unmensch, Sie sollten sich hassen, und ich weiß, daß Sie das tun, ich weiß, daß Sie sich hassen. Sonst verschwendete ich kein so warmes Wort an Sie. Bitte, verlassen Sie  
5 mich.“

Er geht und kommt wieder, er schüttet ihr sein Herz aus, er fühlt etwas Wunderbares in ihrer Nähe in sich aufquellen, er spricht ihr immer wieder von seiner Verlassenheit und von seiner Liebe, sie aber bleibt stark und starr und erklärt ihm, daß sie seine  
10 Freundin sei, daß es aber dabei bleibe, und daß sie nie seine Frau werden kann noch will noch darf und ersucht ihn, aufzuhören zu hoffen, daß das je geschehen könne. Er verzweifelt, sie aber glaubt nicht an die Tiefe und an die Wahrhaftigkeit seiner Verzweiflung. Sie bittet ihn eines Abends in einer Gesellschaft von sehr vielen  
15 feinen und angesehenen Leuten, er möchte ein paar seiner schönen Gedichte vortragen, er tut es und erntet großen Beifall. Jedermann ist entzückt über den Wohlklang und über die überquellende Lebendigkeit dieser Poesien.

Ein Jahr oder auch zwei Jahre vergehen. Er mag nicht mehr  
20 leben, und so entschließt er sich denn, sich selber gleichsam das Leben, das ihm lästig ist, zu nehmen, und er begibt sich dorthin, wo er weiß, daß sich eine tiefe Höhle befindet. Freilich schaudert er davor zurück, hinunterzugehen, aber er besinnt sich mit einer Art von Entzücken, daß er nichts mehr zu hoffen hat, und daß  
25 es für ihn keinen Besitz und keine Sehnsucht, etwas zu besitzen, mehr gibt, und er tritt durch das finstere große Tor und steigt Stufe um Stufe hinunter, immer tiefer, ihm ist nach den ersten Schritten, als wandere er schon tagelang, und kommt endlich unten, ganz zu unterst, in der stillen kühlen tiefverborgenen Gruft  
30 an. Eine Lampe brennt hier, und Brentano klopft an eine Türe. Hier muß er lange, lange warten, bis endlich, nach so langer, langer Zeit des Harrens und Bangens, ihm der Bescheid und der grausige Befehl erteilt wird, einzutreten, und er tritt mit einer

Schüchternheit, die ihn an seine Kindheit erinnert, ein, und da steht er vor einem Mann, und dieser Mann, dessen Gesicht mit einer Maske verhüllt ist, ersucht ihn schroff, ihm zu folgen. „Du willst ein Diener der katholischen Kirche werden? Hier durch geht es.“ So spricht die düstere Gestalt. Und von da an weiß man 5 nichts mehr von Brentano.

Die neue Rundschau, Jg. XXII, H. 4, April 1911, S. 449–592

Franz Oppenheimer, *Die Gewerkschaften*, 449–461

Johannes Vilhelm Jensen, *Der Gletscher. Roman* [Schluss], 462–496

Samuel Saenger, *Benjamin Disraelis Laufbahn*, 497–514

Arthur Holitscher, *Landsend*, 515–523

Lucia Dora Frost, *Frauenwege*, 524–537

Julius Elias, *Fritz von Uhde*, 538–545

Herman Bang, „*Du sollst dich meiner erinnern –*“, 546–552

Rundschau:

Josef Schnitzer, *Jesuitismus*, 553–559

Daniel Ricardo, *Wirtschaftlicher Chauvinismus*, 560–565

Robert Hessen, *Volksernährung*, 565–571

Albrecht Wirth, *Eine Entdeckung Nansens*, 571–575

Ernst Heilborn, *Marie Ebners ethisches Vermächtnis*, 575–578

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Aus Junius' Tagebuch*, 578–581

Anmerkungen:

Karl Jentsch, *Theologieprofessoren*, 582–584

Felix Braun, *Kleinere Schriften von Jakob Grimm*, 584–586

Oskar Bie, *Büchernetizen* [Über 1. Hermann Kretschmer, *Gesammelte Aufsätze über Musik und anderes aus den Grenzboten*; 2. Max Graf, *Die innere Werkstatt des Musikers*; 3. Guido Joseph Kern, *Karl Blechen. Sein Leben und seine Werke*; 4. Lovis Corinth, *Das Leben Walter Leistikows. Ein Stück Berliner Kulturgeschichte*; 5. August Schmarsow und Bernhard Klemm, *W. Bürger's Kunstkritik, 3 Bde.*], 586–587

Hermann Hesse, *Der Dom*, 588

Felix Poppenberg, *Au bonheur des Bibliophiles*, 588–590

Robert Walser, *Hose*, 590–591

[Anonym], *Zeitgeschichtliches*, 591–592

[Redaktionelle Mitteilung], *Wie es gemeint ist* [Zum Konzept der Rubrik „Zeitgeschichtliches“], 592

Es entzückt mich, über einen so zarten Gegenstand, wie Hosen  
 sind, Bericht abstaten und in Betrachtungen versinken zu dür-  
 fen, und indem ich schreibe, breitet sich, wie ich empfinde, ein  
 lüsternes Schmunzeln über mein ganzes Gesicht aus. Frauen sind 5  
 und bleiben doch köstlich. Was nun die Hosenmode betrifft, die  
 geneigt ist, alle Herzen und Gemüter zu erregen und höher schla-  
 gen zu machen, so leitet sie den ernsthaft denkenden Mann in  
 allererster Linie auf das, was sie hervorhebt und mit Wichtigkeit  
 umkleidet: auf das Bein. Das Bein der Frau rückt hierdurch gewis- 10  
 sermaßen zum helleren Vorschein. Wer, wie ich, Beine von Frauen  
 liebt, verehrt und bewundert, kann scheinbar füglich mit einer  
 solchen Mode nur einverstanden sein, und das bin ich ja denn  
 auch in der Tat, obgleich ich eigentlich wieder sehr für Röcke bin.  
 Ein Rock ist edel und ehrfurchterweckend und hat etwas Geheim- 15  
 nisvolles. Eine Hose ist ungleich unzarter und flößt gewisser-  
 maßen der männlichen Seele einen Schauer ein. Andererseits wie-  
 derum: warum sollte das Grausen uns neuzeitliche Menschen  
 nicht ein wenig anpacken? Es scheint mir, daß wir sehr nötig ha-  
 ben, aufgeweckt und aufgerüttelt zu werden. Wenn es in der Welt 20  
 aber lediglich nach mir ginge, was zu meiner großen Genugtuung  
 bis heute glücklicherweise noch nicht der Fall ist (denn was sollte  
 ich armer Mann dann anfangen?), so wäre die Hose bedeutend  
 enger, derart, daß sich der Hosenstoff ganz nahe an das weiche  
 schwellende Beinfleisch anpreßte oder, feiner gesagt, anschnieg- 25  
 te. Für mich würde das den Triumph der Mode bedeuten, und ich  
 würde sterben oder doch wenigstens in Ohnmacht fallen vor Ent-  
 zücken, wenn sich auf dem Gebiet der Damenbekleidungsfrage  
 eine solche Wandlung vollziehen wollte. Immerhin, so scheint  
 mir, ist schon viel erreicht, und wir auf die Seite geworfenen 30

*Vgl. Der Bund, Jg. 62, Nr. 151, Donnerstag, 30.3.1911, Abendblatt, S. 1f. [KWA III 2].*

bedauernswerten Herren der Schöpfung dürfen mit Fug und  
Recht auf das, was noch kommen wird, gespannt sein. Wie ich  
mir einbilde, wird noch manches kommen. Es bereitet sich ja ge-  
genwärtig ohne Frage ein Umschwung vor, wir Männer haben  
5 offenbar keinen Schneid mehr, infolgedessen übernehmen den  
Schneid jetzt die Frauen, und tatsächlich: bereits beginnen sie, in  
Hosen, die vorläufig allerdings noch Röcken ähnlich sehen, vor  
unseren Augen einherzutrameln. Pluderhosen! Es hat etwas  
Asiatisches, etwas Türkisches, etwas, ich muß es gestehen, Reiz-  
10 loses. Türkenhosen und Türkenturbane haben für mich wenig  
Reiz. Aber es kann ja noch kommen, ich denke, daß die Hose der  
Entfaltung und der Vervollkommnung wird fähig sein können.  
Die Hose ist noch zu wenig bloß Hose. So, wie sie jetzt ist, bedeu-  
tet sie eine Zimperlichkeit. Sie ist wesentlich zu zaghaft, zu  
15 schamhaft. O Frauen, höret, ihr müßt, wenn ihr uns Männern  
ernstlich imponieren wollt, kecker, frecher und kompletter sein  
in euren hosigen, hösigen und höslichen Forderungen. Die  
Süßen! Sicherlich werden sie eines Tages noch ganz anders auf  
den Straßen und Plätzen einherhöseln. Nochmals: um den Rock,  
20 der jetzt verschwinden will, ist es schade, und unser Kulturge-  
fühl will sich empören. Wie? so fragt man, hat Paris keine Tail-  
leiden mehr? Paris scheint ideenarm geworden zu sein. Um jenes  
wundervolle Sinnen- und Traum-Paris ist es jammerschade. Es  
gibt kein Paris mehr. Denn das ist es ja: der Hosenmode fehlt die  
25 Taille. Wenn es je Schönes und Sinnberückendes an der Frau gab,  
so ist dies doch einzig und allein die Taille, und gerade das Köst-  
lichste fehlt nun. Zu einer Hose gehört unbedingt eine Taille. Da  
muß es mir so recht hineinschneiden und nach oben und nach  
unten hinzu muß es ausspannen. Es muß Spannung da sein. Ge-  
30 genwärtig haben die Frauen gar keine Rücken mehr. Der wun-  
dervolle stark anschwellende, gleichsam geplättete Frauen-  
rücken ist verschwunden. Es ist dies zu beklagen. Form! Die  
Frauen haben keinen gesunden Willen mehr zur Form; sie wollen

591

nichts mehr vorstellen, und daß sie das nicht mehr tun wollen, ist der deutlichste Beweis, daß sie rebellieren, daß sie uns Herren und Gebieter verachten. Wem ich zu gefallen bemüht und bestrebt bin, den empfinde ich als Gebieter. Es liegt nur zu klar auf der Hand. Solches und Ähnliches also ist das vielsagende Geheimnis des Hosenrockes: Rebellion, Auflehnung, Vergleichung und Standpunkteinnahme. O kläglich, o jammervoll. Männer, Männer, ihr habt da eine schnöde Niederlage erlitten. Doch leis ins Ohr geflüstert: in die Niederlage wird auch die Hösin, die Frau, mit hineingerissen, und die große, bedenkenregende Niederlage für beiderlei Geschlechter lautet: Verminderung des Anziehenden! Die Frauen wollen sich unglücklich machen, dadurch, daß sie die Männer zwingen, Kameraden und Hosen-genossen in ihnen zu erblicken. So, scheint es, sei es, und das sei sehr trist, sagt uns das Herz. Außerdem streift die Höselei sehr nahe an das Problem der politischen Frauenmobilmachung. In Hosen steht es den Armen bedeutend besser an, zur Wahlurne zu schreiten. Die Betrogenen, ach, die Armen, wenn sie nur wüßten, wie herzerreißend langweilig es ist, stimmberechtigt zu sein. Sie wollen die Mörderinnen ihrer selber sein. Sei es! Jedem ritterlich gesinnten Mann bleibt weiter nichts übrig, als verzweiflungsvoll die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen und zu wünschen, daß ihn der Schlag treffe. Dies ist die Quintessenz und die Folge der Hose. Fürchterlich!

Robert Walser



Die neue Rundschau, Jg. XXII, H. 6, Juni 1911, S. 737–888

Samuel Saenger, *Pazifistische Illusionen*, 737–744  
Eduard Graf Keyserling, *Wellen. Roman* [III.], 745–772  
Julius Meier-Graefe, *Delacroix der Literat*, 773–789  
Benjamin Disraeli, *Familienbriefe*, 790–805  
Bernhard Kellermann, *Die Heiligen. Novelle*, 806–831  
Otto Nordenskjöld, *Die Kultur der Eskimos*, 832–843  
Hermann Bahr, *Englisches Gespräch*, 844–849

Rundschau:

Alexander Ular, *Champagnerkrieg*, 850–854  
Ludwig Brinkmann, *Der Elektromotor*, 855–861  
Arthur Holitscher, *Der Mann von Welt*, 861–864  
Herbert Eulenberg, *Zu viel Goethe!*, 865–869  
Oskar Bie, *Neuere Klavierliteratur*, 869–874  
Junius [Samuel Saenger], *Chronik: England am Scheidewege*, 874–878

Anmerkungen:

Daniel Ricardo, *Der letzte Ritter*, 879–880  
Robert Hessen, *Können Primärer Schmerz empfinden?*, 880–882  
Paul Barchan, *Dubrowski*, 882–883  
Annette Kolb, *Der unverständene Mann*, 883–885  
Alfred Gold, *Das lebendige Kleid*, 885–886  
Robert Walser, *Tiergarten*, 886–888

Vom Zoologischen Garten her tönt Regimentsmusik. Man geht so, ganz gemächlich. Ist es denn nicht Sonntag? Wie warm es ist. Jedermann scheint erstaunt darüber zu sein, daß es jetzt, wie auf  
 887 Zauberschlag, so leicht, so hell, so warm ist. <sup>1</sup>Wärme allein gibt schon Farbe. Die Umwelt ist wie ein Lächeln, und es wird einem ganz weiblich zumut. Wie gern möchte ich jetzt (beinahe) ein Kind auf dem Arm tragen und treubesorgtes Dienstmädchen spielen. Wie stimmt der beginnende, herzbetörende Frühling zärtlich. Ich könnte, bilde ich mir ein, geradezu Mutter sein. Im Frühling, so scheint es, werden Männer und Mannestaten plötzlich so überflüssig, so dumm. Nur keine Tat jetzt. Horchen, bleiben, am Fleck stehen. Göttlich durch ganz wenig berührt sein. In dieses wonnensüße kindheitartige Grün schauen. Ach, ist doch Berlin und sein Tiergarten jetzt schön. Es wimmelt von Menschen. Die Menschen sind starke, bewegliche Flecke im zarten, verlornten Sonnenschimmer. Oben ist der lichtblaue Himmel, der wie ein Traum das untenliegende Grün berührt. Die Leute gehen leicht und bequem, so, als fürchteten sie, in Marschierschritt und in grobes Geberden zu verfallen. Es soll Leute geben, die nie daran denken, oder die sich zieren, sich am Sonntag auf eine Tiergartenbank zu setzen. Wie doch solche Leute sich des reizendsten Vergnügens berauben. Ich selbst finde das Sonntagspublikum in seiner offensichtlichen harmlosen Sonntagslust bedeutender als alles Kairo- und Riviera-Reisen. Da wird das Harte gefällig, das Starre lieblich, und alle Linien und Gewöhnlichkeiten gehen traumhaft ineinander über. Unnennbar zart ist solch ein allgemeines Spazieren. Die Spaziergänger verlieren sich bald einzeln, bald in anmutigen dichten Gruppen oder Haufen zwischen den Bäumen, die hoch oben noch luftig-

*Vgl. Aufsätze (1913), S. 137–141 [KWA I 5].*

kahl sind, und zwischen dem niedrigen Gesträuch, das ein Hauch von jungem, süßem Grün ist. Es zittert und bebt in der weichen Luft von Knospen, die zu singen, zu tanzen, zu schweben scheinen. Das ganze Tiergartenbild ist wie ein gemaltes Bild, dann wie ein Traum, dann wie ein weitschweifiger angenehmer Kuß. Überall ist leichte, verständliche Lockung zum lange Hinschauen. Auf einer Bank am Schiffahrtskanal sitzen zwei Ammen im schneeweißen imposanten Kopfputz, weißer Schürze und knallroten Röcken. Indem man geht, ist man befriedigt; indem man sitzt, ist man ganz ruhig und schaut gelassen in die Augen der vorübergehenden Gestalten. Diese sind Kinder, an Leinen geführte Hunde, Soldaten mit dem Mädels im Arm, schöne Frauen, kokette Damen, alleinstehende, -tretende und -gehende Herren, ganze Familien, schüchterne Liebespaare. Schleier wehen, grüne und blaue und gelbliche. Dunkle und helle Kleider wechseln ab. Die Herren tragen meistens die unvermeidlichen trockenen halbhohen steifen Hügelhüte auf den Kegelköpfen. Man möchte lachen und zugleich ernst sein. Es ist alles zugleich lustig und heilig, und man ist sehr ernst dabei, wie alle. Alle zeigen denselben schicklichen leichten Ernst. Ist nicht so auch der Himmel, der auch so ein Gesicht macht, als spreche er: „Wie wunderbar ist mir?“ Jetzt huschen, freundlichen Schemen ähnlich, windähnliche Schatten durch die Bäume, über die hellen weißen Wege, wohin? Man weiß es nicht. Kaum sieht man es, so zart ist es. Maler machen auf solche Delikatessen aufmerksam. In einiger sanfter Entfernung rollen rotträdige Droschken durch das milde grüne Gewebe, als gleite ein rotes Band durch ein Stück zartes Frauenhaar. Alles atmet Fraulichkeit, alles ist Helle und Milde, alles ist so weit, so durchsichtig, so rund, nach allen Seiten dreht man den Sonntagskopf, um die Sonntagswelt hübsch zu genießen. Menschen machen das Ganze eigentlich. Ohne die Menschen würde man die Schönheit des Tiergartens nicht sehen, nicht merken, nicht empfinden. Wie das Publikum ist? Na,

gemischt, alles durcheinander, Elegantes und Einfaches, Stolz  
und Demütiges, Fröhliches und Besorgtes. Ich selbst sorge mit  
meiner eigenen Person ebenfalls für Buntheit und trage mit zur  
Gemischtheit bei. Ich bin gemischt genug. Doch wo ist der  
Traum? Laß uns ihn doch noch rasch einmal betrachten. Auf einer  
rundgebogenen Brücke stehen viele Leute. Man steht selbst  
da, lehnt sich leicht und voller guter Manier an das Geländer und  
schaut hinab in das zärtlich-bläulich glimmende, warme Wasser,  
wo Boote und Kähne, menschenbesetzt und fähnchenge-  
schmückt, leise, wie von guten Ahnungen gezogen, umherfah-  
ren. Die Schiffe und Gondeln schimmern in der Sonne. Da bricht  
ein Stück dunkles Samtgrün aus der Lichtheit hervor, es ist eine  
Bluse. Enten mit farbigen Köpfen schaukeln auf dem Gekräusel  
und Gezitter des Wassers, das manchmal schimmert wie Bronze  
oder wie Emaille. Herrlich ist es, wie das Feld des Wassers so eng  
und so klein ist und doch so vollbesetzt mit gleitenden Lust-  
kähnen und Freudenfarben-Hüten. Überall, wohin man blickt,  
glänzt und bricht der Damenhut mit rot, blau und andern Au-  
gengenüssen aus dem Gebüsch hervor. Wie ist alles so einfach.  
Wohin geht man jetzt? In ein Kaffeehaus? Wirklich? Ist man jetzt  
so barbarisch? Jawohl, man tut's. Was tut man nicht alles? Wie  
schön ist es, zu tun, was ein anderer ebenfalls tut. Wie ist er nur  
schön, der Tiergarten. Welcher Einwohner von Berlin liebte ihn  
nicht?

Robert Walser 25

Die neue Rundschau, Jg. XXII, H. 8, August 1911, S. 1033–1176

Graf Hoensbroech, *Beichte und Beichtgeheimnis*, 1033–1050

Eduard Graf Keyserling, *Wellen. Roman* [Schluss], 1051–1077

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Weltauffassung*, 1078–1094

Jakob Wassermann, *Aurora. Erzählung Hadwigers aus dem Goldenen Spiegel*, 1095–1109

Henriette Feuerbach, *Briefe an ihren Bruder Christian Heydenreich* [II.], 1110–1124

Moritz Heimann, *Carlyles Goetheporträt* [Über Thomas Carlyle, *Goethe. Carlyle's Goetheportraet nachgezeichnet von Samuel Saenger*], 1125–1130

Herbert Eulenberg, *Zwei Deutsche Sonette*, 1131

Rundschau:

Alfred Grotjahn, *Soziale Hygiene*, 1132–1138

Oskar Loerke, *Neue Bücher* [Über 1. Wilhelm Raabe, *Altershausen*; 2. Robert Michel, *Geschichten von Insekten\**; 3. Gustav Leutelt, *Das zweite Gesicht. Erzählung\**; 4. Bengt Berg, *Der Seefall*], 1139–1144

Julius Elias, *Ausstellungswesen und -Unwesen*, 1144–1151

K[arl] von Felner, *Mehr Schiller! Ein Ruf*, 1151–1157

Carl Oppenheimer, *Höhenklima*, 1157–1162

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Aus Junius' Tagebuch*, 1162–1168

Anmerkungen:

Siegmund Feldmann, *Rouvier*, 1169–1170

Jakob Schaffner, *Erziehung*, 1170–1172

Julius Bab, *Ost-östlicher Divan*, 1172–1173

Frederik van Eeden, *Siderische Geburt* [Über Erich Gutkind, *Siderische Geburt. Seraphische Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat*], 1173–1175

Robert Walser, *Blumentage*, 1175–1176

Am Kornblumentag, wo alles in blau einherstolzierte, hat es sich so recht gezeigt, wie sehr sich Verfasser gegenwärtiger wissenschaftlicher Abhandlung als das gute, unschuldige Kind seiner Zeit fühlt. In der Tat, ich habe alle und jede artige und unartige Kornblumendummheit mit Lust, Liebe und Wonne mitgemacht, und ich muß mich, glaube ich, sehr komisch benommen haben. Einige stolze und ernste Nichtbeteiligte haben mir einen strengen Blick zugeworfen, ich aber, ich Glücklicher, ich war wie be- 5  
 rauscht, und ich bin, muß ich, indem ich erröte, gestehen, von Destille zu Destille gepilgert, indem ich überall, von der Münz- 10  
 bis zur Motzstraße, patriotische Blumen aufkaufte. Von unten bis oben ganz in blaue Farbe gehüllt, kam ich mir sehr graziös vor, im übrigen aber fühlte ich mich auf das Allerlebhafteste als ein wohl- 15  
 anständiges Mitglied der besseren Kreise. O, dieses süße Gefühl, wie benebelt es mich, und wie beglückt mich der schöne, ja vielleicht sogar, unter Umständen, erhabene Gedanke, daß ich nach links und nach rechts unter sehr anmutvollen Bewegungen, Gros- 20  
 schen, gesunde, treuherzige, redliche, ehrliche, brave und gute Groschen, habe auswerfen und dadurch ein gutes Werk habe ver- 25  
 richten dürfen. Jetzt mag auf mich Schlucker immer hinzukommen, was da will: ich bin von ganzer Seele zufrieden mit mir selber, und ein Ruhegefühl beherrscht mich, mit keinem gesuchten und ungesuchten Wort vermag ich es auszudrücken. In der Hand oder Faust hielt ich einen dicken, mächtigen und offenbar imponierenden Strauß von frisch gepflückten Papierblumen, deren 30  
 Duft mich bestrickte. Ich habe, nebenbei bemerkt, in Erfahrung gebracht, daß das Dutzend solcher Blumen seine sieben Pfennige kostet. Ein ebenso ehrlicher wie dummer Kellner, der immer „schön“ sagt, wenn er einen Befehl bekommt, hat es mir unter ge-  
 heimnisvollem Geflüster anvertraut. Ich bin mit Kellnern und dergleichen Volk immer sehr vertraulich. Dies nebenbei. Was nun

die Blumentage im allgemeinen betrifft, so müßte ich ein herz-  
 loser Wicht sein, wenn ich nicht den edlen Zweck sogleich aner-  
 kennen wollte, auf welchem sie beruhen, und ich |springe deshalb  
 auch so rasch wie möglich herbei und rufe laut aus: Ja, es ist wahr,  
 5 Blumentage sind himmlisch. Sie sind durchaus nicht komisch,  
 sondern sie tragen meinem Empfinden nach einen durchweg ed-  
 len und ernstesten Charakter. Allerdings gibt es leider Gottes unter  
 uns Kerls oder Mitmenschen immer noch ein paar vereinzelte  
 und, wie es scheint, sehr eigensinnige Menschen, die es ver-  
 10 schmäht haben wollen, an einem Frieden- und Freuden-Blumen-  
 tag ihre Lust-Blume im Seelen-Knopfloch zu tragen. Daß doch  
 solche Menschen recht bald eines Edleren und Bessern belehrt  
 werden möchten. Ich selber, darf ich glücklicherweise aussagen,  
 strahle an Blumentagen vor lauter blumiger, und blümlicher Ge-  
 15 nugtung, und ich bin einer der Verblümtesten unter den Ver-  
 schönerten, Geschmückten und Beblümten. Mit einem Wort, ich  
 bin an solch einem Pflanzentag wie eine schwankende, zarte  
 Pflanze, und an dem in Aussicht stehenden reizenden Veilchen-  
 tage werde ich, das weiß ich gewiß, wie ein bescheidenes und ver-  
 20 borgenes Veilchen selber in der Welt auftreten. Einem großherzi-  
 gen Zwecke zuliebe vermag ich mich sogar in eine Gänseblume zu  
 verwandeln. Es stecke und klemme doch in Zukunft, möchte ich  
 hiermit herzlich bitten, jedermann seine Butterblume zwischen  
 die aufgeworfene oder finster zusammengebissene Lippe. Auch  
 25 Ohren sind ja ein vortrefflicher Blumenständer. Am Kornblumen-  
 tag hatte ich hinter meinen drei Ohren je eine Kornblume heften,  
 und es kleidete mich ausgezeichnet. Entzückend sind wieder Ro-  
 sen und baldige Rosentage. Sie sollen nur auf mich loskommen,  
 diese ausgeprägten Tage, ich will mein Heim schon mit Rosen  
 30 schmücken, und ich will mir, so wahr ich ein Zeitgenosse bin, der  
 seine Zeit versteht, eine Rose in die Nase stecken. Auch für die

19 das] daß NRs

Margeritentage kann ich mich recht lebhaft erwärmen, wie mich  
denn überhaupt jede beliebige Mode sogleich zum Knecht, Skla-  
ven und Untertanen stempelt. Aber ich bin glücklich so. Nun,  
solche Käuze, die keinen Charakter besitzen, muß es eben auch  
geben. Hauptsache ist: ich will mich meines bißchen Lebens, so  
5 gut und so lang ich kann, freuen, und wenn einer sich amüsiert,  
macht er von Herzen gern jeden Unsinn mit, aber jetzt komme  
ich auf das Schönste, auf die Frauen. Für sie, einzig für sie, sind ja  
die holdseligen Blumentage erfunden, komponiert und gedichtet  
worden. Wenn ein Mann in Blumen schwelgt, so ist das ein wenig  
10 unnatürlich; einer Frau hingegen steht es in jeder Hinsicht an,  
Blumen ins Haar zu stecken und Blumen an den Mann zu tragen.  
So eine Dame oder jungfräuliche Blume braucht nur zu deuten,  
zu winken, und sogleich werfe ich mich ihr zu Füßen, frage sie,  
15 indem ich am ganzen Leib vor Glück erbebe, wie viel sie kostet  
und kaufe sie ihr ab. Und ganz blaß im Gesicht, hauche ich einen  
glühenden Kuß auf das schelmische Händchen und bin bereit,  
das Leben für sie zu lassen. Jawohl, so und entsprechend ähnlich  
benehme ich mich an Blumentagen. Von Zeit zu Zeit, um mich zu  
20 erfrischen, stürze ich allerdings in die Schnellimbisshalle und  
schleudere ein Schabefleischbrötchen an Ort und Stelle hinunter.  
Ich schwärme für Schabefleisch, doch ich schwärme auch für Blu-  
men. Ich kann ja nun schon für sehr viel schwärmen. Immerhin, es  
soll einer seine Bürgerpflicht tun, es soll keiner das Gesicht verzie-  
25 hen, und es soll sich einer nicht so vorkommen, als habe er das  
Recht, im stillen über die Blumentage zu lächeln. Sie sind Tat-  
sache; Tatsachen aber soll man ehren. Wirklich?

Robert Walser



Die neue Rundschau, Jg. XXV, H. 3, März 1914, S. 305–448

Lucia Dora Frost, *Generationspolitik*, 305–316

Eduard Graf Keyserling, *Abendliche Häuser. Erzählung* [Il.], 317–336

Johannes V[ilhelm] Jensen, *Die Tropen*, 337–365

*Theodor Storms Briefe an Tycho Mommsen, herausgegeben von Friedrich Krüger*, 366–381

Arthur Holitscher, *Mojave-Wüste. Novelle*, 382–398

Karl Goldmann, *Der Biograph der menschlichen Dummheit*, 399–404

Robert Walser, *Sechs Sachen*, 405–410

Rundschau:

Wichard v. Moellendorff, *Taylorismus und Antitaylorismus*, 411–417

Bruno Schröder, *Die neuen Ausgrabungen in Tell el-Amarna*, 417–423

Hermann Hesse, *Wie steht es mit Jean Paul?*, 423–426

Walter Curt Behrendt, *Monumentalarchitektur der Gegenwart*, 426–431

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Aus Junius' Tagebuch*, 431–437

Anmerkungen:

Antibarbarus, *Epilog*, 438–440

Herbert Mhe, *Erkenntnis der Kindheit*, 441–442

Moritz Heimann, *Briefe von Stauffer-Bern* [Über Karl Stauffer-Bern, *Familienbriefe und Gedichte*], 442–443

Felix Braun, *Pindar*, 443–445

Ernst Heilborn, *Moritz Heimanns „Novellen“*, 445–447

Oskar Bie, *Erinnerung an Lichtwark*, 447–448

Sechs Sachen  
von Robert Walser

Spazieren

Es ging einer spazieren. Er hätte in die Eisenbahn steigen und in  
die Ferne reisen können, doch er wollte nur in die Nähe wandern. 5  
Das Nahe kam ihm bedeutender vor als das bedeutende und wicht-  
ige Ferne. Demnach also kam ihm das Unbedeutende bedeutend  
vor. Das mag man ihm wohl gönnen. Er hieß Tobold, doch ob er  
nun so hieß oder anders, so besaß er jedenfalls wenig Geld in der  
Tasche und lustigen Mut im Herzen. So ging er hübsch langsam 10  
vorwärts, er war kein Freund übergroßer Schnelligkeit. Die Hast  
verachtete er; mit dem stürmischen Eilen wäre er nur in ein  
Schwitzen gekommen. Wozu das, dachte er, und er marschierte  
bedächtig, sorgfältig, artig und mäßig. Die Schritte, die er machte,  
waren gemessen und wohlabgewogen und das Tempo enthielt 15  
eine sehenswerte Behaglichkeit, die Sonne brannte schön heiß,  
worüber sich Tobold aufrichtig und ehrlich freute. Zwar hätte er  
auch Regen gerne hingenommen. Er würde dann einen Regen-  
schirm aufgespannt haben und säuberlich unter dem Regen mar-  
schiert sein. Er sehnte sich sogar ein bißchen nach Nässe, aber da 20  
Sonne schien, war er mit Sonne einverstanden. Er war nämlich ei-  
ner, der fast an nichts etwas auszusetzen hatte. Nun nahm er sei-  
nen Hut vom Kopfe ab, um ihn in der Hand zu tragen. Der Hut  
war alt. Eine gewisse handwerksburschenmäßige Abgeschossen-  
heit zeichnete den Hut sichtlich aus. Es war ein schäbiger Hut, 25  
und dennoch behandelte ihn sein Träger mit Hochachtung, und  
zwar deshalb, weil Erinnerungen am Hut hingen. Tobold ver-  
mochte sich stets nur schwer von langgetragenen und abgeschab-  
ten Sachen zu trennen. So zum Beispiel trug er jetzt zerrissene

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 116–118 [KWA I 7].

Schuhe. Er hätte ein neues Paar Stiefel wohl kaufen können. So über und über arm war er denn doch nicht. Als gänzlich bettelarm wollen wir ihn nicht hinstellen. Aber die Schuhe waren alt, sie hingen voll Erinnerungen, mit ihnen war er schon viele Wege gegangen, und wie hatten die Schuhe bis dahin so treu ausgehalten. 5 Tobold liebte alles Alte, alles Ge- und Verbrauchte, ja, er liebte sogar bisweilen Verschimmeltes. So zum Beispiel liebte er alte Leute, hübsch abgenutzte alte Menschen. Kann man daraus Tobold einen berechtigten Vorwurf machen? Kaum! denn es ist ja ein hübscher Zug von Pietät. Nicht wahr? Und so schrittwechselte er 10 denn ins herrliche liebe Blaue hinaus weiter. O wie blau war der Himmel, und wie schneeigweiß waren die Wolken. Wolken und Himmel immer wieder anzuschauen war für Tobold ein Glück. Deshalb reiste er ja so gern zu Fuß, weil der Fußgänger alles so 15 ruhig und reich und frei betrachten kann, während der Eisenbahnfahrer nirgends stehen bleiben und anhalten kann als gerade exakt nur auf den Bahnstationen, wo meistens elegant befrackte 406 Kellner fragen, ob ein Glas Bier gefällig sei. Tobold verzichtete gern auf einige acht Gläser Bier, wenn er nur frei sein konnte und 20 auf seinen Beinen gehen durfte, denn seine eigenen Beine freuten ihn, und das Gehen machte ihm ein stilles Vergnügen. Ein Kind sagte ihm jetzt guten Tag, und Tobold sagte ihm auch guten Tag, und so ging er, und er dachte noch lang an das liebe kleine Kind, das ihn so schön angeschaut, ihn so reizend angelächelt, und ihm 25 so freundlich guten Tag gesagt hatte.

### Der Schäfer

Es liegt einer in der Sonne, nein, nicht ganz. Er liegt unter einem hohen Baum, die Beine und faulenzenden Füße an der Sonne und den Kopf, der ein träumerischer Kopf ist, im Schatten. Er ist ein

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 119f. [KWA I 7].

Schäfer, der da halb in der Sonne und halb im Schatten liegt; seine Tiere weiden nicht fern von hier, er darf sie ruhig sich selber überlassen. So liegt er denn da und weiß nicht recht, an was er denken soll. Er darf an alles denken und er braucht wieder an nichts zu denken. Bald denkt er an dies, bald an das, bald an jenes, bald wieder an etwas anderes. Die Gedanken kommen und gehen, tauchen vor dem Kopf auf und verschwinden wieder; sie sammeln sich und zerstreuen sich wieder, verbinden sich zu einem großen Ganzen und lösen sich wieder in kleine Teile auf. Der da liegt, hat Zeit zu denken, hat Zeit, gedankenlos und arbeitslos zu sein. Arbeit mag schön sein und nützlich, doch um wie viel, um wie viel schöner ist es, nichts zu tun, den Tag zu verträumen und zu verfaulzen, wie er, der da schläft unter dem hohen Baum. Schläft er? O von Zeit zu Zeit, bilden wir uns ein, fallen ihm vor Trunkenheit und Müdigkeit, vor lauter Daseinslust die Augen zu, die Sinne schwinden ihm und er schlummert ein in die süße Bewußtlosigkeit. Schlafen ist schön, aber wie schön ist erst wieder das leise liebe Erwachen, und so schläft er denn bald ein und bald erwacht er wieder, und so verfließt und vergeht und verweht ihm, den Winden ähnlich, die über den grünen Plan wegstreichen, die Zauberin Zeit, vier Uhr, fünf Uhr, sechs und sieben Uhr, bis es allmählich Abend wird und goldenes angenehmes Dunkel vom Himmel zur Erde herabschwebt. Schäfer, Schläfer, der du die Zeit verträumst, bist du glücklich? Ja, ganz gewiß, du bist es, du bist glücklich. Finstere Gedanken kennst du nicht, willst du nicht kennen. Kommt dir je etwas Unholdes in den Sinn, so legst du dich auf die andere Seite, oder du greifst nach dem Instrument, das du stets bei dir hast und machst Musik und bald umgibt dich wieder sonnenhelle Heiterkeit. Nun, so lassen wir ihn denn liegen. Es braucht sich niemand um ihn zu bekümmern. Macht er sich doch auch selbst keinen Kummer.

Ich habe dir ein himmlisch schönes Plätzchen zu zeigen, Himm-  
lische. Der Ort liegt ganz im stillen, bescheidenen, grünen Wald  
verborgen, wie ein Gedanke in einem Gedanken. Es ist eine wei-  
5 che, milde Schlucht, die von niemand besucht wird. Sie liegt in  
den Bäumen so warm begraben, o so süß versteckt, dort, bilde ich  
mir ein, möchte ich dich küssen, mit innigen, sanften, süßen und  
langen Küssen, mit Küssen, die alles Reden, selbst das schönste  
und beste, verbieten. Der Ort, so zart und so abgelegen, wie er  
10 ist, steht in keinem Reisebuch als Sehenswürdigkeit verzeichnet.  
Ein kleiner, durch dichtes Gebüsch sich windender Fußpfad führt  
zu der Schlucht, zu dem Wunderort, wo ich dir zeigen möchte,  
Wunderbare, wie ich dich liebe, wo ich dir zeigen möchte, Engel,  
wie ich dich vergöttere. Dort umschlingt und umhalst man sich  
15 wie von selber, und wie von selber berühren sich die Lippen. Du  
weißt noch nicht, wie ich küssen kann. So komm an den Ort, wo  
nichts ist als das liebliche Rauschen der hohen Bäume, dort wirst  
du es erfahren. Ich werde kein Wort reden, und auch du wirst kein  
Wort reden, wir werden beide schweigen, nur die Blätter werden  
20 leise flüstern, und der süße Sonnenschein wird durch das zierliche  
Geäste brechen. O wie still, wie still wird es sein, wenn wir uns kü-  
ssen, wie schön wird es sein, wenn unsere Lippen liebesdurstig und  
-hungrig aneinanderhängen, wie süß wird es sein, wenn wir in der  
stillen, lieben Schlucht uns lieben. Wir wollen uns liebkosen und  
25 küssen in einem fort, bis der Abend kommt und mit ihm die sil-  
bern blitzenden Sterne und der Mond, der göttliche. Zu sagen  
werden wir uns nichts haben, denn es soll alles nur ein Kuß, ein  
unaufhörlicher, ununterbrochener, stunden-stundenlanger ent-  
zückender Kuß sein. Wer lieben will, will nicht mehr sprechen,  
30 denn wer sprechen will, will nicht mehr lieben. O komm an den

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 121–123 [KWA I 7].

heilig entrückten Ort der Tat, an den Ort der Ausübung, wo alles sich verliert in Erfüllung, und wo alles ertrinkt und erstirbt in Liebe. Die Vögel werden uns mit ihrem fröhlichen Gesang umzwitschern und in der Nacht wird eine himmlische Stille um uns sein. Was man Welt nennt, wird hinter uns liegen, und gefangen gehalten von dem Entzücken, werden wir beide Kinder der Erde sein und fühlen, was Leben heißt, empfinden, was Dasein heißt. Wer nicht liebt, hat kein Dasein, ist nicht da, ist gestorben. Wer Lust zu lieben hat, steht von den Toten auf, und nur wer liebt, ist lebendig.

### Der nächtliche Aufstieg

Alles war mir so seltsam, so, als hätte ich es nie gesehen und sähe es zum erstenmal im Leben. Ich fuhr mit der Eisenbahn durch ein Gebirge. Es war Abend, und die Sonne war so schön. Die Berge kamen mir so groß vor, so gewaltig, und sie waren es auch. Durch Höhe und Tiefe wird ein Land reich und groß, es gewinnt an Raum. Verschwenderisch mutete mich die Bergnatur an mit den hochaufragenden Felsgebilden und mit den hochaufschießenden schönen dunklen Wäldern. Ich sah die schmalen Wege sich um die Berge schlängeln, so anmutig, so poesiereich. Der Himmel war klar und hoch, und auf den Wegen gingen Männer und Frauen. An den Halden standen so schön, so still die Häuser. Ein Gedicht schien mir das Ganze, ein altes herrliches Gedicht, ewig neu durch lebendiges Fortdauern. Dann wurde es dunkler. Bald schimmerten die Sterne in die tiefe schwarze Schlucht hinab und ein glänzend weißer Mond trat an den Himmel. Schneeweiß war die Straße, die durch die Schluchten lief. Eine tiefe Freude bemächtigte sich meiner. Ich war glücklich, daß ich in den Bergen war. Und die reine frische, kalte Luft. Wie herrlich war sie. Ich

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 124–126 [KWA I 7].

atmete sie mit Leidenschaft ein. So fuhr der Zug langsam weiter,  
und endlich stieg ich aus. Ich gab meine Sachen ab und schritt  
nun zu Fuß weiter, hinauf in die Berge. Es war so hell und zugleich  
so schwarz. Die Nacht war göttlich. Hohe Tannen ragten vor mir  
5 auf, Quellen hörte ich gurgeln und murmeln, das war eine so köst-  
liche Melodie, ein so geheimnisvolles Sagen und Singen. Ich sang  
selber ein Lied in die Nacht hinein, während ich auf der hellen  
Straße immer höher stieg. Es kam ein Dorf, und dann ging es  
durch einen ganz finstern Wald. Ich stieß mit dem Fuß gegen  
10 Wurzeln und Steine, und da ich den geraden Weg verloren hatte,  
stieß ich oft auch den Wandererkopf an Bäume hart an. Ich mußte  
aber nur lachen darüber. O wie prächtig war dieser erste nächtli-  
che Aufstieg. Alles so still. Es lag etwas Heiliges über allem. Der  
Anblick der schwarzen Tannen freute mich tief. Mitternacht war  
15 es, als ich oben im Hochtale vor dem kleinen dunklen Hause an-  
langte, im Fenster war Licht. Es wartete jemand auf mich. Wie ist  
das doch schön, in stiller rauschender Nacht in einer hochgelege-  
nen Natureinöde anzulangen, zu Fuß, gleich einem wild daher-  
fahrenden Handwerksgesellen und zu wissen, daß man von je-  
20 mand Liebem erwartet wird. Ich klopfte. Ein Hund fing an zu  
bellen, daß es weithin hallte. Ich hörte, daß jemand die Treppe  
eilig hinunter zu laufen kam. Die Tür wurde geöffnet. Jemand  
hielt mir die Lampe oder Laterne vor das Gesicht. Man erkannte  
mich, o das war schön, das war so schön – – –

25

### Die Landschaft

Alles war so schaurig. Nirgends ein Himmel, und die Erde war  
naß. Ich ging, und indem ich ging, legte ich mir die Frage vor, ob  
es nicht besser sei, mich umzudrehen und wieder heimzugehen.

20 wird.] wird, NRs

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 127f. [KWA I 7].

Aber ein unbestimmtes Etwas zog mich an, und ich verfolgte meinen Weg durch all die düstere Verhängtheit weiter. Ich fand an der unendlichen Trauer, die hier ringsum herrschte, Gefallen. Herz und Phantasie gingen mir auf in dem Nebel, in dem Grau. Es war alles so grau. Ich blieb stehen, gebannt vom Schönen in diesem Unschönen, bezaubert von den Hoffnungen inmitten dieser Hoffnungslosigkeiten. Es schien mir, als sei es mir fortan unmöglich, noch irgend etwas zu hoffen. Dann schien es mir wieder, als schlängte sich ein süßes, unsagbar reizendes Glück durch die trauervolle Landschaft, und ich glaubte Töne zu hören, aber es war alles still. Noch ein anderer Mensch schritt durch das Gehölz, durch all dieses schwermütige Schwarz. Seine vermummte Gestalt war noch um etwas schwärzer als das Schwarz der Landschaft. Wer war er, und was wollte er? Und nun tauchten bald noch andere schwarze Gestalten auf, aber keine der Gestalten kümmerte sich um die andere, jede schien genug mit sich selbst zu tun zu haben. Auch ich kümmerte mich nicht mehr, was diese Leute wollten und wohin sie gehen mochten in der Finsternis, sondern ich kümmerte mich um mich selbst und zog hinaus in die eigene Unklarheit hinein, die mich mit nassen, kalten Armen rasch umarmte und an sich riß. O es kam mir vor, als sei ich einst ein König gewesen und müsse nun als ein Bettler ziehen in die weite Welt, die da strotzt von Unkenntnis, die da strotzt von dicken und finsternen Gedanken- und Gefühlslosigkeiten; es kam mir vor, als sei es ewig nutzlos, gut zu sein, und ewig unmöglich, redliche Absichten zu tragen, und als sei alles töricht und als seien wir alle nur kleine Kinder, zum voraus den Torheiten und Unmöglichkeiten überliefert. Dann gleich nachher war wieder alles, alles gut, und ich ging mit unaussprechlich freudiger Seele weiter durch die schöne fromme Dunkelheit.



## Der Dichter

Der Morgentraum und der Abendtraum, das Licht und die Nacht; Mond, Sonne und Sterne. Das rosige Licht des Tages und das bleiche Licht der Nacht. Die Stunden und die Minuten; die  
5 Wochen und das ganze liebe Jahr. Vielmals schaute ich zum Mond empor wie zum heimlichen Freund meiner Seele. Die Sterne waren meine lieben Kameraden. Wenn in die blasse kalte Nebelwelt hinab die Sonne goldig schien, wie freute ich mich da. Die Natur war mein Garten, meine Leidenschaft, meine Liebste.  
10 Alles, was ich sah, war mein eigen, der Wald und das Feld, die Bäume und die Wege. Wenn ich in den Himmel sah, glich ich einem Prinzen. Aber das Schönste war der Abend. Abende waren mir Märchen und die Nacht mit ihrer himmlischen Finsternis war für mich ein Zauberschloß voll von süßen und undurchdringlichen Geheimnissen. Oft durchdrang die Nacht der seelenvolle Ton einer Handharfe, von irgendeinem armen Manne gespielt. Da konnte ich lauschen, lauschen. Da war alles gut, gerecht und schön und die Welt war voll unaussprechlicher Herrlichkeit und Heiterkeit. Aber ich war auch ohne Musik heiter. Ich  
15 fühlte mich umgarnt von den Stunden. Ich redete mit ihnen, wie mit liebevollen Wesen und bildete mir ein, daß auch sie mit mir sprächen, ich schaute sie an, wie wenn sie ein Gesicht gehabt hätten, und hatte das Gefühl, als ob auch sie mich still betrachteten, wie mit einer seltsamen Art von freundlichen Augen. Oft kam ich  
20 mir wie im Meer ertrunken vor, so still und geräuschlos und lautlos lebte ich dahin. Ich pflegte einen vertraulichen Umgang mit allem, was kein Mensch merkt. Daran, an was zu denken kein Mensch sich Mühe gibt, dachte ich tagelang. Doch war es ein süßes Denken, und nur selten besuchte mich die Trauer. Mitunter  
25 sprang es wie ein unsichtbarer übermütiger Tänzer zu mir in die

Vgl. *Kleine Dichtungen* (1914), S. 129f. [KWA I 7].

abgelegene Stube hinein und reizte mich zu einem Lachen. Ich tat niemand weh und auch mir tat niemand weh. Ich war so hübsch, so schön beiseit.

Die neue Rundschau, Jg. XXVII, H. 1, Januar 1916, S. 1–144

Otto Hoetzsch, *Weltpolitische Konzentration*, 1–16

Albert Steffen, *Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman* [I.], 17–35

Hermann Bahr, *Böhmen*, 36–49

Ernst Troeltsch, *Die deutsche Idee von der Freiheit*, 50–75

Oskar Bie, *Van Goghs Briefe*, 76–93

Robert Walser, *Leben eines Malers. Novelle*, 94–108

Richard Dehmel, *Friedensgedichte*, 109–111

Rundschau:

Daniel Ricardo, *Vermögenswerte der Völker*, 112–119

Moritz Heimann, *Metakritisches*, 119–124

Oskar Loerke, *Visionäre Bücher* [Über 1. Gustav Meyrink, *Der Golem. Ein Roman*; 2. Paul Adler, *Elohim*; 3. Theodor Däubler, *Der sternhelle Weg* und *Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente*], 124–130

Junius [Samuel Saenger], *Chronik: Zum Geleit – Hoetzsch contra Weber*, 130–138

Anmerkungen:

S[amuel] Saenger, *Hobbings Friedrich der Große*, 139

E[mil] Waldmann, *Schefflers Menzelbuch*, 139–141

Otto Pniower, *Gottfried Keller*, 141–143

Robert Müller, *Der Roman des Afrikanismus*, 143–144

Leben eines Malers  
Novelle von Robert Walser

Er ging so umher, sanft und früh schon klug und reif. Sein Auftreten und sein Gesicht deuteten auf eine abenteuerliche, tiefe Seele, auf einen seltsamen, träumenden Charakter. Er war jung, ungeschult und arm, und die Welt groß und weit. Er zeichnete in seiner frühen Jugend, in einer einsamen Dachstube, während sein älterer Bruder auf dem unordentlichen Bett lag und Pfeife rauchte, einen Reiter, diesen Reiter sah ein kunstliebender Herr, er kaufte ihn für zwanzig Franken, wodurch er sich fast einbildete, den jugendlichen Künstler zu ewiger rührungsvoller Dankbarkeit verpflichtet zu haben. Zwanzig Franken sind denn doch aber eine ungemein geringe Unterstützung für ein Talent, das sich seine Bahn durch die Holperigkeiten und Schwierigkeiten der Welt, die bekanntlich voll Kälte und Unanteilnahme ist, brechen muß. Leicht gesenkten Kopfes ging der junge Mann so seinen Weg, mit gewissermaßen sorgenvollen, kummervollen Augen, als sehe er in der Phantasie alle die heiklen Dinge, die seiner harreten. Auf jeden jungen Mann harren allerlei heikle Dinge; nicht jeder junge Mann aber fühlt zart wie dieser, dessen Lebensgang ich beschreibe. Die Zartheit wittert, was ein anderes nicht wittert, und ein Schlag ist kein Schlag für eine grobe Haut. Zartheit war das Merkmal des jungen Malers, der für einen Reiter zwanzig Franken erhalten hatte unter der Zumutung, daß er ewig dafür dankbar sein sollte.

Er kam da und dorthin, schlug sich tapfer durch, malte auf allerlei Manier kleine Landschaften, Wiesenabhänge mit blühenden Bäumen, den Regen, den Schnee und die Sonne, den Sommer, den Herbst, den Winter und den seltsamen stürmischen, gedanken-

*Vgl. Seeland (1919), S. 7–36 (Neufassung) [KWA I 11].*

reichen Frühling, einen blühenden Kirschbaum im Regen mit gedämpftem, nassem Grün, ein anderes Mal ein Bauernhaus in der Mittagshitze oder einen leise schäumenden, in dunklem Wald- und Schluchtengrün verborgenen Bergbach oder eine  
5 gelblich sonnige Bergfläche (Vogesen), wieder ein anderes Mal bloß ein prangendes blumenreiches Wiesenstück oder etwa ein Krautfeld im blitzenden, schimmernden, feuchten Morgen mit fröhlichem, glücklichem Morgenlicht. Daneben zeichnete er in einer Art Schule nach Modell, Kinder und Männer und Frauen-  
10 körper. Dann ging er weiter, die Natur und die Malerei waren ihm ein Endloses. Seine Lehrer hatten seinen Fleiß und sein Talent gepriesen, und der Staat hatte ihm auf sein bittendes Gesuch hin eine bescheidene Summe als Unterstützung überweisen lassen. Das war immerhin etwas, aber die Kunst ist ein schwindelnd hoher  
15 |Felsen, und die Leute, die einem anstrebenden, klimmenden jungen Künstler etwas in Gold, gutem Rat abfolgen usw., sind sich 95 wohl selten oder doch gewiß nicht immer bewußt, wie wenig sie geben im Verhältnis zu dem Ungeheuren, durch das eine junge Künstlerseele und ein Künstlerkopf und -Herz sich hindurch-  
20 kämpfen muß. Überhaupt, das muß einmal laut gesagt sein, machen sich Menschen, die ein regelmäßig schneidendes und sanft auf sie herniederregnendes Monats- und Jahresgehalt reizend und sachte beziehen, leicht gar keinen Begriff vom Gefahrendasein des freien und unabhängigen Künstlers. Unabhängigkeit be-  
25 deutet unablässigen starken Kampf.

Ein gewisser Zug des Leidens und des zarten Duldens, mit einem Wort ein Zug und Ausdruck von edler Gelassenheit begann ihn auszuzeichnen, die Welt lag wie ein Meer vor ihm. Sanfte Menschen sind in der Regel mutiger als ungestüme, der Ungestüme  
30 will doch eigentlich immer nur eine gewisse Angst überrennen. Jedenfalls machte den jungen Maler die Sanftheit schön. Er unternahm eine malende Wanderung, die ihn durch mildes, süßes,

goldenes September- und Oktoberland führte, durch Dörfer, deren häusliche und behagliche und freisinnige Pracht er bewunderte. Er übernachtete in einsamen Gasthäusern oder in Stadtgasthäusern, wie es sich gerade fügen und finden mochte. Ein freundlicher Maler-Kamerad begleitete ihn, und sie zogen frisch und fröhlich auf zart geröteten weichen Landschaftsstraßen und -wegen leicht dahin. Die Morgen waren wunderbar in ihrer weißen Nebelhaftigkeit, der Mittag im ländlichen Wirtshausgarten war reich an süßer Freude und Ruhe. Meist gab es da ein behagliches, friedliches Geplauder mit Wirt, Wirtin oder Hausgesinde. Die Abende zogen einher wie reichgekleidete Königssöhne mit goldenen und gütigen Augen, in denen eine unnennbar weiche, selige Träumerei lag. Alles klang dann süß und angenehm, und von den weiten, tiefgrünen Matten her klangen die wohltönenden Kuhglocken, und die lieben sanften Tiere weideten in der rührend schönen, guten, frommen und frohen Abendwelt umher, und alle Wege waren voll menschlicher ruhiger Gestalten, und einfache Vaterlands- und Volkslieder drangen von da und dorthin in die aufmerksam lauschenden Ohren der beiden jungen Wanderer. Dann kam die Nacht mit Wirrnis, schauervoller, schöner dichter Finsternis, mit dem Mond in einsamen Schluchten, mit den Sternen und mit den stillen Gedanken. In der Finsternis fühlen sich unsere Gedanken wohl wie arme kleine Kinder, welche schlafen. Es kam ein Licht, daneben standen hohe Tannen, das war ein Wirtshaus, und unsere Künstler kehrten als nächtliche späte Gesellen leise ein. Am andern Tag ging es über die Berge, den ganzen Tag, bis sie am Abend in eine schöne Traum- und Abendlandschaft jäh niederstiegen und herabsanken.

96 |Milde und gelinde und doch feurig und stark sah der junge Mann aus. Er bot etwas wie einen ruhigen Naturanblick dar. Still, heiter 30

2 häusliche] hausliche NRs

und zart war sein Wesen, dem ein Hauch von Nachdenklichkeit, ein Ton von leisem Schmerz eigen war. Er kam in eine Stadt, wo er sein Gewerbe sanft weiter trieb. Es gab da zu malen etwa eine feindunkle Vorstadt mit einsamen Häuschen in Novemberabend-  
zustand, eine Art düstere, ernste Poesie mit mehr Grau als Glanz,  
5 mehr Trauer als leuchtender Freude. Trauer ist aber einem Künstler eine ebenso schöne und große Freude wie diese selber. Dann gab es zu skizzieren und zu malen eine Grube im Nebel mit silberngelbem Ton und fieberischem sterbendem Herbstlaub –  
10 Schönheit des Todes, Reiz des Ernstes. Der Maler hatte schon Mappen voll, und einmal kamen zu ihm auf sein Zimmer ein Herr und eine Dame, die sich alles Geschaffene vorlegen ließen und alles mit großem Interesse betrachteten. Der Winter kam. Der Maler erhielt den Auftrag, einen Tanzsaal mit Malereien auszu-  
schmücken, und er reiste fort in eine kleine stille, mauerumwundene,  
15 von der Eisenbahn noch unberührte Landstadt, wo ihn die schneeweiße, blitzende, stille Wintergegend bezauberte. Ein Mensch mit flinken, fleißigen Beinen lief eines Tages in Sturm und höchstem Eifer zu ihm, um festzustellen, wie der Maler hause  
20 und wohne, dieser stürmische Mensch war des Malers Bruder. Beide unternahmen sogleich eine vorzügliche, vortreffliche Januarwanderung, wo sie den lieben, edlen, geheimnisvollen Winter schön und genau wie nie kennen lernten. Die zierlichen Hügel und noch zierlicheren Bäume waren fein und vorsichtig über-  
25 streut und überschneit mit zartem Kinderschnee, so seelenvoll und unschuldig wie nur der Traum eines artigen Kindes sein kann, und dazu war der Himmel blau und warm wie im Frühling, und jeder Zweig und Tannenast war mit diesem zauberischen Weiß betupft und belegt, und jedes Hausdach ebenfalls, und die Wege  
30 zogen sich gelblich und bräunlich durch das weiße Weihnachts- und Neujahrsland. Wärme und Kälte schienen sich zu lieblosen, der Winter schien vergessen zu haben, daß er der Winter sei, da und dort schauten aus dem Weiß nasse, warme, zärtliche Flecken

von Wiesengrün heraus; das Grün besaß den Wunderglanz eines  
sich nach Liebe sehnenen jungen Herzens. Jugendglanz und  
-Schmelz mitten im Winter. Alles so säuberlich, so gutherzig, so  
tief, so süß. Die beiden Freunde oder Brüder träumten. Ebenso  
zart wie groß wars, die Hügel so weich und klangvoll, dann dunk- 5  
kelte es und die Landschaft wurde zum Sterben groß und schön.  
Die Welt war überwältigend ernst, überwältigend schön. Sie zo-  
gen in ein stilles dämmerndes Dorf, die Seelen voll Melodie und  
Liebe. Sie hätten fast sterben können und mögen an diesem  
Abend. Die Nacht öffnete sich groß und wunderbar mit weicher 10  
Finsternis, die jungen Männer gingen mit langsamen bedächti-  
gen Schritten nach Hause durch all die nächtliche freundliche  
Schönheit.

97 | Es wurde Frühling. Etwas Ergreifendes und Rührendes und Be-  
zauberndes ging als Farbe sowohl wie als Klang, Wind und Luft 15  
durch die Straßen. Es war bald hell, bald dunkel oder oft auch  
beides zusammen zu gleicher Zeit. Der Himmel wölbte sich zärt-  
lich und jugendlich über der Erde; Abende und Nächte waren  
voll märchenhaften Glanzes, die Frauen und die Kinder machten  
so große, schöne, seltsame Augen. Am frühen Morgen lag noch 20  
kalter, silberner Reif auf den bescheidenen stillen, reizenden  
Matten. Der Maler mietete ein entzückendes Zimmer in einem  
alten Bauernhaus, nah bei der Stadt, auf dem Berg. Tannen stan-  
den dicht an einem der beiden traulichen, gardinengeschmück-  
ten Fenster. Es war so heimlich, so warm, so geheimnisvoll in der 25  
niedrigen Stube. Manches wurde da gebildet und gezeichnet, ein  
lichter Morgen in gelblich-sonnigen Farben und ein Waldstück  
mit Schnee. Es schneite wieder. Dann kamen die Blüten. Der gan-  
ze Berg war weiß und rötlich von Blütenbäumen, die die kleinen  
Häuser in ihrer Pracht fast begruben. Der Mond warf sein schö- 30  
nes blasses Licht des Nachts auf die schon für sich weißen Bäume.  
Der Maler reiste fort, er lernte das Elend kennen, und nur wie



durch ein Wunder entsprang er demselben. Der Tod zeigte ihm aus nächster Nähe sein schreckliches Antlitz. Der junge Mann sah die bewunderungswürdige, schaurige Geste des sonderbaren Freundes, den niemand zum Kameraden zu haben wünscht.

5 Aber der Tod ging mit wunderbarer Nachlässigkeit an ihm vorbei, schaute ihn wohl fraglich und ernst an, aber verschonte ihn mit seiner fürchterlichen Berührung. Der Maler kehrte im Sommer von seiner Reise zurück. Es folgte eine waghalsige und kühne Alpenwanderung, wobei Hunger, Durst und Erschöpfung

10 tapfer überwunden wurden. Im Herbst sah sich der junge Künstler in ein Hügelland und wieder in eine hübsche kleine Stadt versetzt, wo er fleißig malte. Es entstanden ihm ein weicher, lieblicher Rebberg, sanft in Form und Farbe, mehr geträumt als gemalt, mit den Rebhäuschen in den Reben und Waldrand auf

15 der Berghöhe, und ein Holzplatz, braun, abendlich und dunkel, an dunkelgrünem Tannenhintergrund, eine ernstliche und nachdenkliche Abendaussicht aus dem Fenster mit geisterhafter, weißer Gardine und manches andere, die zeichnende Hand wurde vorsichtiger und gleichsam gedankenreicher. Jugendliche

20 Müdigkeiten gaben den Bildern, die er malte, einen Anhauch von Resignation. Das Land war so schön, die Natur so reich, das Leben so arm, die Welt so rätselhaft, der Mensch stritt mit dem Künstler, welcher von beiden größere Rechte habe, der Künstler sollte nur immer lernen und arbeiten, wo der Mensch doch auch

25 Mensch sein und leben dürfen wollte. Ein Schmerz um die Kunst und um den Menschen stellte sich ein, woraus ein harter Kampf entstand. Bald war die Kunst verlassen und vernachlässigt, bald war es der Mensch. Der Künstler wies mit Zorn auf Palette und Pinsel und rief dem Manne zu: „Schaffel“, während der junge

30 Mann dem drängenden Künstler zurief: „Wie kann ich atmen und schaffen, wenn ich nicht soll leben dürfen?“

98

So kam er, der in jungen Jahren mit den verschiedensten Nöten, Beschwerden und Gefahren schon so wacker gestritten hatte, eines Tages in ein Haus, „wie aus weiter Ferne daherkommend“, mit den gelassenen und stillen Manieren eines Menschen, der einen großen Kummer erfahren hat und der weiß, daß dieser Kummer und diese Sorge und dieser mühevoller Streit ihn durch das ganze Leben getreulich, gleich einem anhänglichen merkwürdigen Gesellen, begleiten würde, um ihm beständig die Ruhe, den Genuß und die Freude zu verkümmern. Die Haltung des jungen Malers verkündete eine stille, sanfte Entschlossenheit, einen Gehorsam gegenüber dem „Höheren“. Ähnlich marschiert ein gedienter Soldat daher, der schon Proben seiner Brauchbarkeit im Feld abgelegt hat, still, freundlich, weich und mutig. Wer schon im Kampf, im Gefecht gestanden ist, der ist der Prahlerei, des Wichtigtuns nicht mehr fähig. Er besitzt die zarte Vornehmheit desjenigen, der „Gott sei Dank“ schon mancherlei überwunden hat. Stolz und Kummer kleiden einen jungen Mann vorzüglich, und die erduldeten seelische und körperliche Anstrengung spricht deutlich, ohne der Worte zu bedürfen, aus jeder kleinen Gebärde. Der Hausfrau gefiel der junge Mann, der sich mit so viel Männlichkeit und Delikatesse benahm. Die Manieren eines Kämpfers sind immer schöner als die eines Genießers. Frauen wissen das genau zu empfinden, wenigstens edle und gute Frauen. Bald liebte sie ihn, und sie vermochte sich nicht verbieten, es ihm zu zeigen, und er küßte sie. Zu der drängenden Künstlernet gesellte sich nun eine neue, eine menschliche: die Liebe mit all ihren Klammern und Zangen. Nebenbei entwarf er ein Plakat, womit er einiges Geld verdiente. Er trug auf dem mit blondem weichem Haar geschmückten nachdenksamen Kopf einen verrückten armen, wunderlichen runden Hut, eine Art verbogenen Kochtopf, ein Ungeheuer von Hut, eine tiefe, hohe, phantastische braune Bratpfanne. Die Frau fand den Hut und den Menschen darunter rührend schön. Welche Frau findet nicht einen sanften schönen Men-

schen darum noch viel schöner, weil er schlecht gekleidet geht und bettelarm ist? Sie lud ihn mehrfach zum Essen ein, sie gab ihm also sozusagen zu essen, und sie fand das himmlisch schön. Es bereitete ihr eine unnennbare Wonne, ihm dieses und jenes Geschenk machen zu dürfen. „Er hat es nötig, er ist arm, und dabei ist er mir mehr wert als die ganze Menschheit,“ sagte sie, und sie faltete unwillkürlich vor Glück die Hände, um zu beten. Liebe zu einem Menschen erzeugt Liebe zu dem Unendlichen. Liebende sind immer fromm und gläubig. Glückliche nur haben einen barmherzigen Vater im <sup>l</sup>Himmel. Der Maler war erschüttert. Wer ist nicht erschüttert, der lange Jahre in eine Welt voll Kälte, Unan- 99  
teilnahme, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit hat schauen müssen und nun mit einmal in eine Welt voll Zärtlichkeit und süßem Mitleiden blicken darf. Aber die Kunst? Die Entsetzliche? 15  
Sie stand drohend und stirn-mißmutig-runzelnd an des Künstlers Seite. Liebe und Kunst vermögen sich miteinander zu versöhnen und einander zu ertragen, wenn nach Jahren der Künstlersmann und Wandersmann ein reicher, kraftvoller Meister geworden ist. Den jungen Mann aber riß die Kunst, die unerbittlich gebietet, 20  
fort von der Frau, die ihn liebte, und die er liebte, in das weitere Streben, Lernen und Schaffen hinaus. Nicht der Maler ist hart, grausam und lieblos, wohl aber die Kunst, die er treibt und deren Gesetzen und Befehlen er gehorchen muß. Es kam zum Abschied, es war im Mai. Welche Grausamkeit, im Mai für immer Abschied 25  
nehmen zu müssen. Die Frau klagte mit verzweifelten Worten. Der Abschied des jungen Künstlers von der Geliebten und umgekehrt der Frau vom geliebten Künstler war groß und tragisch wie ein Drama, und Farben und Gebärden, Klänge und Empfindungen gab es da wie in der schmelzend erschütternden Oper von 30  
Mozart und wie bei einem Sonnenuntergang, wo die goldene, süße Sonne, bevor sie Abschied von der heißgeliebten armen Erde

15 stirn-mißmutig-runzelnd] stirn-mißmutig runzelnd NRs

nimmt, dieselbe überströmt und überflutet mit verzweifelter grandioser Zärtlichkeit und sie überschüttet mit flammenden, brennenden, tragischen Abschiedsküssen.

Die Armut ist ein strenger Herr. Die tägliche Notdürftigkeit macht mit einem Menschen nicht viele und lange Umstände. Der junge Maler gehörte zu den Proletariern, die es am Hunger und am kargen täglichen Brot merken, von welcher Seite der Wind weht. Wohl situierte behäbige bürgerliche Herrschaften brauchen auf manches nicht zu achten, auf das ein junger Mensch ganz verflucht aufpassen muß, wenn er nicht hübsch Hungers sterben, sondern lieber hübsch artig am Leben bleiben will. Er nahm jetzt den Pinsel nur wieder fester in die Hand und setzte seine Arbeit mit großer Entschlossenheit fort. „Das was man so Liebe nennt,“ sprach er zu sich selber, „ist ja ganz seelenvoll und nett, aber dabei verelenden und verkommen ist durchaus nicht nett und macht leider Gottes nicht den geringsten Spaß. Allons, vorwärts! Wir müssen arbeiten, damit wir zu essen haben, und damit wir es in der Welt zu etwas bringen. Nicht gezaudert und gezögert und nicht, wenigstens jetzt nicht, weich und liebevoll sein. Zum Teufel jetzt mit den Gefühlen, mein sehr geehrter Herr, womit der sehr geehrte Herr sich merken möge, daß ich mich selber meine. Also an die Arbeit. Arbeit darf und soll mir eine wahrhaft hohe und große innere Lust sein. Und Geld, Künstler, ist schließlich auch nicht zu verachten, denn mit Geld, ich zweifle keinen Augenblick daran, kann man sich manches Hübsches und Reizendes kaufen. Ich will schaffen wie ein Schuft, wie ein Sklave, aber ich will nicht dulden, daß ich keinen Spaß, keine Freude und kein Vergnügen an der Welt haben soll.“ – So ermunterte er sich, so feuerte er sich an, so setzte er sich in belebende Bewegung, so heiterte er sich immer wieder frisch auf und gewann Mut und Sicherheit und Zuversicht in der fleißigen Tätigkeit. Die Not selber wurde ihm unmerklich ein wahrer guter Freund, eine wahre gute

Freundin, denn sie trieb ihn, sie fragte nicht lang nach der Seele, sondern jagte ihn mit fröhlichen, gebieterischen Winken in das Vorwärts, in das Aufwärts hinein, wie in ein lebhaftes Konzert, an dessen Aufrichtung und Bau er sich zu beteiligen hatte, indem er  
5 sein Werkzeug zur Hand nahm und mit gutem Willen schaffte. Schaffen wurde ihm nun die große und tiefe Freude. Es kam ein freundlicher Schwung, eine gelassene fröhliche Liebe zum Leben in ihn. Er fing bald an, die kleinen Vergnügungen zu schätzen und somit etwas zu achten und sich zu eigen zu machen, was er  
10 bisher mehr oder minder mißachtet und geringgeschätzt hatte. Er machte sich in kurzem eine gewisse angenehme Eleganz zu eigen, die durchaus den Arbeiter nicht hinderte, sich mit seiner Arbeit auf starke und sinngemäße Art zu beschäftigen. Indem er seine Empfindungen bändigte und seine Einbildungen zügelte, machte er in seiner Kunst die besten Fortschritte, und indem er den  
15 Gedanken aufgab, daß er in der Welt ein Verstoßner und Verlorner sei, verlor er etwas, das ihm nichts nützte, und gewann er unter den Leuten und in sich selber merklich Boden. Sein Genie hieß ihn harmlos und zwanglos unter Menschen gehen: dadurch gewann und eroberte er ungeahnte Kräfte. Er fand, daß die kleinen hübschen Mädchen zu hübsch, zu scheu und zu liebenswürdig seien, als um Lust zu haben, unempfindlich an ihnen vorbeizugehen. Er erblickte rund um sich in der blauen hellen Welt mit einmal tausend belebende, beglückende Reize, und er sah es nicht als  
20 eine Versündigung oder als ein Verbrechen an, zu lieben und zu begehren, was er sah. Die „Liebe“ wurde ihm heller, lustiger und wohliger. Er war befreit, da er das sogenannte Gemeine fröhlich an sich riß. „Ich war ein Dummkopf, ein Duckmäuser,“ lachte und dachte er. Seine Befreiung verschaffte ihm die angenehmsten  
25 Stunden und machte ihn zum Menschen unter Menschen.  
30

Der Maler war in die Berge gezogen, wo er sich in einer Bauernstube für eine Zeit lang einnistete. Das Bergdorf war entzückend.

Dort in den Bergen ist es wundervoll, wie mitunter im warmen Frühling noch ein dichter Schnee niederfällt und alles in eine weltentrückte weiße Einsamkeit verwandelt. Er malte dort einige Bilder, darunter (sonderlich eine dunkle kräftige Bergansicht oder Juralandschaft, genannt „Bözingenberg“, ein waldiger Bergabhang in glänzender, träumerischer Vorfrühlingsabendluft, stark und schön und einfach empfunden. Dann ging er aus den Bergen fort in die großen Städte unter die vielen Menschen, wo er bei ehrlichen Straßenbahnschaffnern durch sein eigentümlich sinnendes Gehen und Wesen, langsame, ruhige Gangart und Berghut auf dem Landschafterkopf auffiel und Staunen erweckte. Er malte eine Schloßparkallee mit großen gelben Kastanienblättern am Boden und mit andern Blättern, die sich in einer Lache von klarem Regenwasser schön abspiegeln. Das Bild erhielt einen ruhigen großen Ausdruck, es glich einem Gesicht, in welchem sich Seele und zugleich Energie widerspiegelt. Auch ein Fenster nebst hoher Gardine und Blumentopf wurde geschaffen, eine Arbeit von Geist, die als Eigentümlichkeit eine schimmernde Blässe besaß, so als seien die Farben durchdrungen von einem zarten edlen Geist, als sei nicht nur der Gegenstand gemalt, sondern auch seine Seele, nämlich der Eindruck und die stumme Dichtung und Erzählung, so als wenn der gemalte Gegenstand ein sinnendes und fühlendes Leben im Bilde führe, als wenn er träume und über sich selber trauere oder lächle. Ein seltsames romantisches Dasein begann sich nun in der Malerseele zu entfalten. Das romantische Gepräge ging von Lesen und Leben in die Malerei über. Des Malers dunkeltönende romantische Bilder entsprachen dem Sonderbaren seines Lebens, seines Fühlens. Eine Festigkeit der Pinselführung, die er sehen ließ, entsprach der Gesinnung des gereiften Mannes. Alles was er jetzt malte, besaß diesen dunklen und glänzenden Klang, den Reiz des Suchens und Fragens, und Forschens, den Charakter des Ernsten und Tiefen. Auch einen unumwundenen Zug von Sinnlichkeit, freilich in einem zarten und schönen

Sinn, trugen diese Bilder. Sinnigkeit und Sinnlichkeit zusammen drückten ihnen ihren romantischen Stempel auf. Dichten, Träumen und Phantasieren flossen in die Malerei als Grün, Gold und Blau hinein. Er malte die Tannen, als wenn sie „in Gedanken ver-

5 sunken“ so daständen wie Menschen, die über sich selbst Betrachtungen anstellen. Der Maler las mit Leidenschaft die Dichter, die ganz sich an das Dichten und an die Schönheiten des Lebens hingaben, etwa Büchner oder Brentano oder Jean Paul, Dichter, die nicht hochweise herablassende Lehrer, sondern arme irregeleitete

10 Menschenkinder waren, liebe gewaltige, stürmische Naturen, die durchaus nicht fehlerfrei waren, es aber auch nicht sein wollten, weil sie es nie und nimmer sein konnten. Dem Maler war solche Lektüre ein süßes, tiefes Bedürfnis, und es ist immer kläglich und unsäglich dumm (muß ich hier einschalten), daß man „literarisch“

15 sagt und damit etwas meint, was ungünstig klingen soll. Gewisse Menschen sterben, wenn sie nicht eine liebevolle mütterliche Erlbauung in den dichterischen Büchern suchen und finden dürfen. Grobhäutige Kerls allerdings haben fleißigen Verkehr mit dem Literarischen oder Geistigen nicht nötig, ganz gewiß nicht.

20 Alle Kunst und alles Leben können ja nicht anders als durcheinandergelangen wie freie, spielende Wellen im Meere.

102

Romantisch sein heißt ja doch wohl weiter nichts, als ein Herz und einen Geist und ein Verständnis für die Schönheit und den Zauber der Welt haben. Die Bezauberung freilich löst sich aus der

25 Empfindung los und strömt als Liebe für die Dinge gewaltig über die ersichtliche Welt hin, zärtlich staunend über Gottes, des Allgewaltigen, gütige und gnädige Schöpfergröße. Dem Maler war ein Fühlen innig eingegraben, wie groß und weit und reich die Welt sei, und wie klein und schwach die arme Menschenstärke.

30 Dieses an sich durchaus reiche Gefühl riß ihn sanft in den Silberstrom des Lebens, in das goldene dunkle Dasein, in dieses blutende Menschenleben, in diese süßen Schmerzen und wehmutvollen

Freuden, in diesen Himmel und in diesen verworrenen nebligen  
Abgrund, in alle diese duftenden Gedanken, in all dieses sonder-  
bare Weben und Leben. Er malte außer einem „Nachtessen“ eine  
Ritterschlacht sowie eine zum Fenster heraus auf die enge Gasse  
schauende Frau, ferner ein Tannenwaldstück im Regen, außerdem 5  
ein Vorhangstück, das heißt eigentlich Damenbildnis, mit rotem  
Vorhang, dahinter einen liedersingenden Spanier oder Italiener  
oder Anbeter in ritterlichem Kostüm. Malen und lebendig dasein  
hingen ihm wie ein Unzertrennliches zusammen, seine Malereien  
lebten wie er, und er lebte wie seine Bilder. Er träumte und bildete 10  
sich ein, daß er ein Bettler oder Zigeuner sei, der spielend und  
musizierend durch die Gegenden und weichen Länder ziehe. Mu-  
sik war ihm ein ganz Nahes; sie zog sich immer leise, einer anmu-  
tigen Fee ähnlich, durch all sein Malen, um es mit allerlei schönen  
Tönen auszuschnücken. Der Maler empfing dann und wann den 15  
Besuch eines kecken, heiteren Mädchens. Sein Atelier war ein  
schmales Zimmer im Hintergäßchen bei einer Wäscherin oben im  
Himmel, das heißt vierten Stock, wo mitunter auch sich ein brau-  
ner Bursch, eine Art Waldläufer oder Waldvagant, einfand, den  
der Maler gebeten hatte, oft zu kommen, um ihm Volksstücke, die 20  
immer tief sind wie Meeresfluten, auf der Handharfe vorzuspie-  
len. Die Handharfe gibt das Fühlen und Empfinden des Mannes  
aus dem einfachen Volk wunderbar wieder. Ein Sehnen und ein  
Klagen liegen in diesem Instrument. Weiter malte hier der Maler  
eine schöne hellgrüne Landschaft unter einem Regenbogen. Ein 25  
Liebespaar geht gerade in ein Wäldchen hinein. Ein runder See  
liegt in größerer Entfernung, unter dem prächtigen Regenbogen,  
103 der See ist blau wie blaues Porzellan, und Schwäne |schwimmen  
auf dem heiteren schönen Wasser, und in der Luft fliegen als Sinn-  
bild der Sommerfreiheit und -Schönheit Schwalben, und neben 30  
kleinen zarten Wäldern erhebt sich eine schlanke Ritterburg. Der

30 Sommerfreiheit und -Schönheit] Sommerfreiheit- und Schönheit NRs



Himmel besitzt den Freudenglanz der Musik und den Farbenton des Sehns nach dem Ungewissen. Ein weiteres Bild aus diesem Zimmer und Lehrgang ist das Zimmer selber oder vielmehr nur das breite Fenster mit Aussicht auf die alten freundlichen Dächer  
5 der Stadt. Telegraphendrähte gehen fein und zart durch die klare Luft. Aus einem Guckfensterchen guckt ein neugieriger Kopf heraus, vielleicht ein armer Dachstübendichter, der nach Freiheit und dichterischem Ruhm und nach schönen Frauen sich so aufrichtig sehnt, wie nur er selber. In einem Zimmer sieht man eine  
10 Gesellschaft von Leuten beieinander sitzen. Einer spielt in die abendliche Welt hinaus auf der Mandoline. Über den Hausdächern steht der Frühlingsberg, mit Tannen-, Apfelbaum- und grünen Buchenstücken und süßer lieber Waldwiese, worauf ein Berghaus steht. Wieder sind hier Schwalben in der gelinde säuselnden Luft, und auf dem Fensterbrett von des Malerzimmers  
15 Fenster steht ein Glas Wasser mit Veilchen. „Aussicht auf die Alpen“ nennt sich ein weiteres schönes Bild, worin die Schönheit des mit ewigem Schnee bedeckten Hochgebirges auf eine höchst reizvolle und anschauliche Art geschildert und behandelt ist. Das  
20 Bild besitzt etwas Geisterhaftes, Fabelhaftes. Der hohe graziöse Schwung, die majestätische Bewegung, das Heldengleiche und Göttliche, dieses Heldenliedhafte der wunderbaren Schneeberge mit ihren haarscharfen und wieder doch weichen Gipfelinien, ist vom Maler auf selbigem Bild vorzüglich und sehr eigenartig, sehr  
25 innerlich, sehr mit der Liebe zu diesem Herrlichen zum Ausdruck gebracht, und in die Grenzen der Darstellung gebannt, geworfen und hingezaubert worden. Wieder liegt auf diesem Bild unter hohen schlanken dunklen Tannen ein träumender faulenzender Monsieur Faulpelz, gewissermaßen so in der „Ruhe der Natur“,  
30 und reizend ist es gegeben, wie sich die Natur mit ihrem schönsten Schönen dargibt, während doch der Mensch oder junge Mann auf dem Grasboden gar nicht weiter auf sie achtet. Muß das

ein träger Mensch sein! Ist es etwa gar ein Dichter? Hoffentlich doch nicht. Großer und tiefer Glanz liegt auf dem Bild.

In diesen und einigen andern Bildern, die der Maler malte, liegt insofern etwas Seelenvolles und insofern ein starkes Künstler-  
Wollen und -Glühen und insofern eine bedeutende geistige Ge- 5  
walt und insofern ein wahres künstlerisches Schaffen und insofern  
eine hohe Vornehmheit von Behandlung und Auffassung, als die  
Kraft und das Können hier nicht behaglich und ruhig vor dem  
Naturbild saßen, um in aller Gemächlichkeit und Unbestürmt-  
heit nach dem weitläufigen Gebilde und Vorbild <sup>1</sup>zu malen. Nein, 10  
der Maler riß das Schöne, das er da und dort sehen mochte, wie  
ein feurig Liebender das Geliebte, in sich hinein, trug es in dem  
getreulichen und in dem leidenschaftlichen Inneren, mit echter  
leidender Künstlerleidenschaft heim, in seine kleine, stille, enge  
Stube und schuf kühn und wagemutig, gleich dem tapferen Krie- 15  
ger, der sich ins Gefahrvolle mit mutigem Herzen hinauswagt,  
mit der Kraft seiner Einbildung nach dem vielleicht längst Ge-  
schauten, also nach einem Geistigen und Illusionären oder Vision-  
enhaften, mit einem Wort: mit einer romantischen Lust oder mit  
dichterischer und musikalischer Lust seine Bilder. Er phantasierte 20  
und bildete im echten Sinn, indem er malte. Nur eine kräftige See-  
le malt so. Und eben diese Art des Schaffens, dieses Wagen, dieses  
Spielende scheint mir romantisch. Der Romantiker besitzt die  
Kraft des freien Spieles, des freien, her aus dem Innern drängen-  
den und dringenden Ergusses. 25

Er reiste in die Hauptstadt und blieb dort. Vornehmlich trieben ihn ja natürlich die Existenzsorgen in die Stadt mit den vielen monotonen Straßen und den vielen Menschen, die diese langen, grauen, blanken Straßen bevölkern. Er lernte die Reize sowohl wie

4 Künstler-Wollen] Künstler-Wollen- NRs

die Traurigkeiten, die Zerstreuungen sowohl wie die Einsamkeiten und Nachdenklichkeiten der großen Stadt in jedem Sinne kennen. Seine schönsten Gedanken blieben immer bei seinem malerischen Schaffen. Seine Illusionen und Träumereien, seine  
5 schönen, zarten Gedanken und seine edle Liebe zur Welt begleiteten ihn auf Schritt und Tritt und waren stets seine besten Kameraden. Die Hauptstadt und die Frauen! Und die süßen, sonnen-  
aufgang- und sonnenunterganggleichen lieben Erinnerungen. Seine künstlerischen Freuden und Schmerzen vermischten sich  
10 mit dem Genuß der weiblichen Reize, mit dem Genuß des großstädtischen Lebens. Die Frauen liebten ihn, weil sie einen edlen, liebenswürdigen, romantischen Seelenschmerz, eine Menschen-  
liebe und eine Liebe zur Welt an ihm erblickten. Es versteht sich von selbst, daß er sich vorteilhaft zu kleiden wußte. Die Eleganz,  
15 die er zur Schau trug, entsprach seinem ruhigen, stillen und gelassenen Wesen. Es war etwas Nachlässiges, Großes, Schönes und etwas herzlich Gutes an ihm. Er sah, wenn er so daherging, wie der Menschenfreund selber aus, und kleine Kinder, die im Kinderwagen in den Straßen spazieren geführt wurden, streckten ihm un-  
20 vermittelterweise das Händchen dar und lächelten ihn an und wollten von ihm geliebt sein. Alle die Gedanken, die er mit sich trug, gaben ihm dieses mütterliche, väterliche, sanfte und weiche Aussehen. Unsere Gedanken beugen uns ja und drücken  
allen Stolz und allen Übermut mit ihrem Gewicht nieder. Er ging  
25 meist schwarz und ernst gekleidet wie der „schwarze, düstere Brentano“. Warum fällt mir das ein? Es paßt, und es paßt doch wieder absolut nicht hierher. Gar nichts Düsteres war an dem Maler. Viel Liebes und Nachgiebiges und Freundliches war an ihm. Den Frauen widmete er viel Zeit, und sie dankten ihm für diesen  
30 Zug von Großherzigkeit und Anteilnahme. Er bereitete manchem armen Mädchen, die weder einen guten Ruf, noch Reichtum, noch Position und Ansehen, noch berühmten Namen besaß, Stunden des Genusses, der Freude und des Entzückens, womit er

105

sich selbst doch nur wieder beglückte. Kann uns denn etwas glücklicher machen als das Glück, das wir andern schenken? Sind wir denn je auf dieser armen, engen, gefesselten und geknechteten Welt seliger, als wenn uns die Fähigkeiten, die wir besitzen, erlauben, andere zu beseligen? Sind wir nicht dann am zufriedensten, wenn wir den Menschen, der mit uns lebt, zufriedenstellen?

So lebte, so liebte er, und es vergingen die langen und doch so kurzen Jahre. Er trug sein zartes und sanftes Feuer, sein geheimes, freundliches Glühen still in sich fort durch die regnerischen, blauen, glänzenden Straßen, die des Abends bezaubernd schön sein konnten. Er sah den süßen, kindlich-schönen Frühling in den Straßen, die mit einer Flucht von heiteren Bäumen bepflanzt sind; er sah des Frühlings süßes Freudenlächeln, und er malte dieses liebliche, unschuldige Lächeln, dieses süße, weiche Hoffen, dieses zarte, urewige Sehnen. Er sah den wehmütig-fröhlichen und kühlen Herbst in den Straßen und malte ihn. Er sah den Schnee in den Straßen und malte ihn. Er sah es in dichten Flocken auf die Straße herabschneien, und er malte dieses Schneien. Er sah die Blumenverkäuferin, das hübsche, schlanke Ladenmädchen, den Blumenladen und alle die Schaufenster, und er malte das alles. Malen ist ein stilles, treues, laut- und wortloses Geschäft. Die Gedanken und die Farben sind eng verknüpft, und das Leben fließt leise in das Malen. Er sah die Nächte mit den Straßenlaternen in den dunkeln Straßen und malte, was er sah, in seinem stillen Zimmer, das vieles zu erzählen wußte von Bangen, langem, geduldigem Erwarten, gutem Ausharren. Ausharren und Festigkeit sind die zwei bedeutungsvollen, großen, harten Worte. Er sah hinter abendlichem, grünem Blättergewirr das rötliche Laternenlicht hervorschimmern wie ein glühendes Auge hinter dichten, dunklen Augenbrauen. Er sah die Zierlichkeit der Paläste und die Melancholie verwehrloser vornehmer alter Gärten. Er selber glich dem Abenteurer, der immer ein seltenes und seltsames Menschen-

exemplar ist, der wenig Geräusch zu machen liebt, weil ihm nicht die Auffälligkeit, sondern einzig nur der Strom des Erlebens etwas bedeutet. Mensch sein heißt still sein und hin und her sehen und suchen. Immer suchte er etwas, war bald arm, bald reich, bald enttäuscht, bald befriedigt. Das Abenteuer ging als nebelhafte, große, hohe Gestalt, als Geistererscheinung in langem, weißlichem Gewand und in wildem, umhergeschütteltem Haar vor dem Suchenden einher, und er ging dem Geheimnisvollen mit langsamen, ruhigen Schritten bedächtig nach, um zu erfahren, was es wolle und was es ihm bedeute. Er zeichnete unter andern kleinen Zeichnungen einen armen Mann, der in einer kalten, hoffnungsarmen, bleichen Einöde steht, auf einer eiskalten, in die Winde und in alle Unerbittlichkeit hinausgeworfenen armen, verlorenen Kugel, Erdkugel, und der arme Mann steht so in seiner Einsamkeit, und man merkt an seinen kläglich zusammengezogenen Achseln und an seinem Hände-in-die-Hosentaschen-Stecken, daß er friert. Sein Kopf ist tiefgebeugt, aber des Mannes stille Haltung deutet auf festen Willen, alles, alles was auch kommen und ihn beklemmen mag, tapfer zu ertragen. Ein Bild von ihm zeigt einen jungen einsamen Mann auf menschenleerer, stiller, mitternächtlicher Straße. Die Straße ist weich eingeschnitten. Sterne und Wolken sind am mondhellen hohen Himmel, die Straße hat ein sichtlich hauptstädtisch-elegantes Gepräge. Der junge Mann steht da allein und schaut zu einem Fenster hinauf, das von allen übrigen Fenstern, die fahl und dunkel sind, das einzige ist, das Licht hat. Dort drinnen wacht und träumt jemand, und hier unten in der Straße, die die Stille selber ist, steht er, er, und schaut zu dem zarten Leuchten, zu dem Stück Helligkeit, zu dem Stück süßen Trostes, zu dem Stück Lebenshoffnung und Lebensfreude lange hinauf und träumt dabei. Das Bild ist süß in seiner Wahrheit und in seiner Schönheit: der junge, arme, einsame Mensch in der Hauptstadt, der nach Licht, nach einem

Menschen, nach einem menschlichen Verständnis, nach Herzlichkeit, Vertraulichkeit und nach Brüderlichkeit sich sehnt.

Er liebte die Abende mit ihrem verschwindenden blassen Licht, das, indem es stirbt, immer schöner wird, bis das nächtliche Dunkel es in sich hinabnimmt und begräbt. Es war ihm, als seien die Abende in ihrer Schönheit, in ihrem Glanz und Geisterwesen verwandt mit ihm, als meinten sie es besonders gut mit ihm, als litten und duldeten und klagten sie mit ihm, in wunderbarem geheimen Einverständnis, gleichem Schmerz und gleicher tiefer Freude. Winde waren ihm Brüder, Nächte ihm gute, liebe, vertrauenswürdige Freunde. Seine Gesellschaft bestand aus einigen munteren, fröhlichen Kameraden oder Kumpanen, gutmütigen und wilden jungen Leuten, die keinen weiteren Anspruch erhoben als den der Lebhaftigkeit und Witz und Scherz beim lustigen Gelage. Das sind immer die besten Kameraden, die ihr Tiefes für sich zu behalten und in der Brust zu verbergen wissen. Der Maler befand sich wohl in solcher heiteren Gesellschaft. Einer der jungen Männer verstand sehr schön und klug auf dem Klavier Chopin zu spielen, jene süße, mit Abgründen spielende und gaukelnde Musik, die an Herrlichkeit der Perle gleicht. An dem heiteren und traurigen, immer aber graziösen Wellenspiel von Tönen be rauschte sich der Maler. Er besaß eine Liebe und ein überaus feines Verständnis für alte, verschollene, aus dahingeschwundenen Zeiten stammende Dinge und Gegenstände wie Leuchter, Lampen, Tische, Schränke, Stühle, Tabakdosen, Nippsachen und Rahmen, überhaupt für alles alte Geräte, sei es ein Spiegel oder ein schönes altes Tuch mit Handarbeit. Solchen Dingen ging er wie ein kundiger Jäger nach und trat daher öfters in drollige Althändlerläden ein, dieses und jenes Stück, das ihn besonders interessieren und erwärmen mochte, zu kaufen. Ein alter, armer Mann, der sich jeweilen mit der Redensart „Ihr Diener, Ihr Diener!“ zu empfehlen pflegte, klopfte regelmäßig an des Malers Türe an, um alte

Kupferstiche und sonstige sehenswerte Blätter in die Wohnung hineinzutragen und vor dem Künstler auszubreiten. Der Mann erhielt mit der Zeit der Kürze und der Bequemlichkeit halber den Namen „Diener“. Es entstand ein Bild, „Der Wald“, mit einem  
5 merkwürdigen ernsten Halbmond über ruhigen im Silberlicht liegenden Tannenspitzen, der Himmel schwimmend in einem beinahe düsteren und traurigen Abendrot, das mit Gelb vermischt wurde. Ferner wurde gemalt ein auf einem Felsblock sitzender Dichter in Phantasiekleidung, ringsum grüner Wald, und  
10 ein Liebespaar geht auf einem Weg in der abwärts gelegenen nahen Entfernung. Ein Bild ist ferner zu nennen, genannt „Der Traum“, eine Art Nacht- und Brückenstück, worauf Gas- oder elektrische Lampen sonderbar wirken und schimmern. Ein anderes kleines Nacht- oder Abendbild ist eine weißgekleidete edle  
15 Frau auf einem zierlichen „spanischen“ Balkon. Sie trägt ein Hündchen auf dem Arm, und unter der Frauengestalt breitet sich ein schönes grünes Fliedergebüsch im Zauber des Dunkels aus. Auch sieht man die hohen Dächer einer modernen Straße, golden angehaucht vom sinkenden Lichte. Eine zarte kleine Bleistiftzeichnung sei erwähnt: „Die Kranke“, die ein krankes Mädchen auf Kissen ruhend darstellt, zudem noch eine weitere Zeichnung, genannt „Das Lebewohl“ mit winkenden, deutenden Händen in  
20 gespensterhafter Darstellung, Hände, die aus der Luft niederhängen und dem Grenzenlosen das seltsame Lebewohl zuwerfen, als wenn ein Unendliches dem andern Unendlichen Lebewohl sagen wollte. Einmal ging der Maler mit einer schönen Frau hinaus vor die Stadt in den Wald spazieren. „Sind Sie ein edler Mensch?“ fragte die Frau, indem sie ihn aufmerksam anschaute. In dem Tannenwald regnete es leise. Solcher leiser, süßer, warmer Sommerregen, o wie ist er schön – unter solchem leisen, lieben, warmen Sommerregen müssen die Herzen aufgehen, sanft und süß und still wie schwellende bebende Knospen. Der <sup>l</sup>Maler lächelte auf  
30 die Frage, und das Lächeln war schön. Solch ein Lächeln ist für

eine Unterhaltung zarter Art bedeutender und wichtiger als die besten und feinsten Worte. Ein schönes Lächeln lockt immer das andere, ebenso schöne hervor, wenn der Mensch, für den es bestimmt ist, weich und menschlich ist. „Ja, Sie sind ein edler Mensch,“ gab sie sich selber und ihm zur Antwort. Sie kamen an einen kleinen, runden, stillen Waldsee, und sie bewunderten ihn, weil er so still war. Wunderbar ist es, wenn es in solch einen kleinen Waldsee, in dessen stillem Wasser sich alles Warme und Nahe weich abbildet und widerspiegelt, aus grauem, sanftem Himmel herabregnet. Der Maler umfaßte die Frau und küßte sie, und sie fand es süß, sich von ihm küssen zu lassen. Sie gingen weiter, eng aneinander geneigt, und verloren sich im Dickicht des schönen, lieben, guten, grünen Waldes.

Meine Studie oder Novelle geht zu Ende. Es kamen für den jungen Maler noch manche mühsame, eintönige Stunden. Er schrieb und erhielt Briefe. Er arbeitete fleißig weiter. Mit seinen Gemälden schmückte er die Wände seines bescheidenen Zimmers. Eines Tages gefiel es dem launenhaften Gott Erfolg, den jungen Mann sachte bei der Hand zu nehmen, um ihn in die Welt zu führen, die die Welt bedeutet. Ein Herr kam zu ihm, um ihm über seine Kunst allerlei Artiges und Verbindliches zu sagen. Ein Erfolg kam um den andern, eine Anerkennung flog dicht hinter der andern daher. Der junge Mann wurde „über Nacht“ etwas wie der verwöhnte Liebling der Gesellschaft. Es glich einem Märchen, einem Rausch, einem Traum. Er erhielt zahlreiche schmeichelhafte Aufträge, deren Schwierigkeiten er wie spielend löste. Er sah sich bald inmitten von blendenden Gesellschaften, wo er durch ruhige Manieren und durch eine sanfte Freundlichkeit die beste Figur machte. Jedermann, dem er begegnete, fühlte sogleich, daß hinter diesem Künstler ein erprobtes Menschenherz liege. Überstandene harte Proben kleiden stets vortrefflich und sind schön im Palast wie im armen Hause, auf der Straße wie im Zimmer. Wo er



auftrat, wußte er sich auf angenehme Art Geltung zu verschaffen. Er sah den Glanz und das elegante Getümmel, im Theater. Die Tätigkeit, zu der er aufgefordert wurde, machte ihn glücklich. Es kamen Reisen nach fernen Ländern, und mit der Zeit heiratete er.

Die neue Rundschau, Jg. XXVIII, H. 2, Februar 1917, S. 145–288

Franz Oppenheimer, *Nationale Autonomie*, 145–160

Hermann Stehr, *Der Heiligenhof. Roman* [III.], 161–191

Leo Tolstoj, *Tagebuch*, 192–211

Robert Walser, *Tobold. Erzählung*, 212–229

Ernst Troeltsch, *Über einige Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Zivilisation*, 230–250

Emil Alphons Rheinhardt, *Gedichte*, 251–253

Rundschau:

Georg Simmel, *Das Goethebuch*, 254–264

Eugen Lerch, *Leibnizens Modernität*, 264–270

Max Krell, *Metaphysische Figuren*, 270–276

Junius [Samuel Saenger], *Politische Chronik*, 277–283

Anmerkungen:

Hermann Gottschalk, *Vom Schaltwerk der Gedanken*, 284–286

Moritz Heimann, *Ein Roman* [Über Georg Munk (Paula Buber), *Irregang. Roman*], 286–287

Julius Elias, *Klinger-Ausklang*, 287–288

E[mil] Waldmann, *Mitteilung*, 288

## Erzählung von Robert Walser

Ich hieß früher Peter, so erzählte mir eines Tages ein sonderbarer stiller Mensch namens Tobold, und er fuhr fort mit ruhiger Stimme zu erzählen: Ich saß in einem abgelegenen kleinen Zimmer, schrieb Gedichte und träumte von einem ruhmvollen, großen Leben, von Frauenliebe und von allen schönen, großen Dingen. Des Nachts schlief ich nie, aber ich freute mich über die Schlaflosigkeit. Ich war immer wach und voll Gedanken. Die Natur und die versteckten Wege, die durch Wiesen und Wälder führten, bezauberten mich. Ich phantasierte und träumte tagelang, aber ich wußte eigentlich nie, nach was ich mich sehnte. Ich wußte es und wußte es wieder nicht. Ich liebte mein Sehnen leidenschaftlich und hätte es um keinen Preis verschwinden sehen mögen. Ich sehnte mich nach einer Gefahr, nach einer Größe, und nach Romantik. Die Gedichte, die ich als Peter schrieb, gab ich viel später unter dem Namen Oskar bei guter Gelegenheit und zu guter Stunde heraus. Oft lachte ich wie verrückt über mich selber und war voller guter Laune, riß Witze. Als Bruder Lustig, das heißt zu Zeiten, wo ich sehr gut aufgelegt war, nannte ich mich Wenzel. In dem Namen liegt etwas Lustiges, Humoristisches, Weltfreundliches, Komisches. Als Peter verzweifelte ich eines Tages gänzlich, und von da an schrieb ich kein Gedicht mehr. Ich hatte mir eingebildet, Feldherr werden zu sollen. Welch ein jugendlicher Wahnsinn. Ich sank in ein völliges Verzagen. Meinen Kameraden ging es übrigens damals auch nicht viel besser. Franz wollte ein großer Schauspieler, Hermann ein Virtuose und Heinrich ein Page werden. Sie sahen die Lächerlichkeit ihrer Träumereien ein, sanken von den hohen Postamenten ihrer kühnen Einbildungen herab, wurden Soldaten und gingen in den Krieg. Oder vielleicht

Vgl. *Kleine Prosa* (1917), S. 148–201 (Neufassung) [KWA I 8].

wurden sie auch friedliche Beamte und Bürger, ich weiß es nicht genau. Ich hingegen, hingerissen von der unendlichen Trauer darüber, daß ich zu nichts Hohem in der Welt taugte, lief in den süßen Wald und rief laut weinend und bittend den Tod herbei, da ich mich nach einem Ende sehnte, und der gute mitleidige Tod kam aus den Tannen auf mich zu und erdrückte mich in seinen Armen. Meine arme unglückliche Brust zerbrach und das Wesen erlosch, aber ein neuer Mensch stand aus dem Getöteten herauf. Dieser neue Mensch wurde mit der Zeit Tobold genannt, welcher hier vor dir ist und dir dieses alles erzählt. Als Tobold war ich wie neugeboren. – Ich schaute als solcher die Welt mit neuen Augen an, und frische Zuversicht verlieh mir ungeahnte Säfte und Kräfte. Hoffnungen und Aussichten, die ich hie für möglich gehalten hatte, sprangen auf mich zu, um mich zu küssen, und das Leben lag mit einmal wunderbar glänzend und heiter vor der wiedergefundenen oder neugeschaffenen Seele. Durch den Tod hindurch ging ich hinein ins Leben. – Ich mußte zuerst sterben, bevor ich fähig war zu leben. Die schrecklichste Lebensmüdigkeit führte mich zum Lebensgenuß und zu einem besseren Verständnis. Als Peter hatte ich noch keinen eigentlichen Lebensgedanken, und daher starb ich. O wie müde macht dich das Leben, wenn du keinen tragenden und emporhebenden Gedanken kennst, der dich mit allen Enttäuschungen freundlich aussöhnt. Dem Ruhm fragte ich jetzt nichts mehr nach, und das Große schaute ich nicht mehr an. Ich hatte eine Liebe für das ganz Kleine und Geringe gewonnen, und mit dieser Liebe ausgerüstet dünkte mich das Leben schön, gerecht und gut. Ich verzichtete mit Freuden auf allen Ehrgeiz. Eines Tages wurde ich Diener und kam als solcher in ein Schloß zu einem Grafen.

Ich war übrigens noch ziemlich lang mit dem bloßen Einfall, mit dem bloßen spielenden Gedanken herumgelaufen, der sich

23 Enttäuschungen] Enttäuschungeu NRs

mit der Zeit fast bis zur fixen Idee entwickelte. Mit einem sehr feinen, klugen, angesehenen Herrn hatte ich, wie ich mich lebhaft erinnere, bei Gelegenheit ein lebhaftes Gespräch über diesen Punkt. Die Idee, so verrückt sie scheinen oder wirklich sein mochte, war einmal in meinem Kopf und ließ mir keine Ruhe. Ideen streben nach Vergegenwärtigung und Versinnbildlichung, und ein lebhafter Gedanke will früher oder später in lebendige Wirklichkeit und Körperlichkeit verwandelt sein. „Sie sind aber als Diener, wie mir scheint, gar nicht der geeignete Mensch,“ sprach obengenannter Herr zu mir, worauf ich entgegnete: „Muß man denn unbedingt geeignet sein? Ich glaub ganz wie Sie, daß ich absolut nicht geeignet bin. Trotzdem muß ich nach der Ausführung streben. Es gibt eine innere Ehre, und dieser Ehre muß ich Genugtuung verschaffen. Was ich von langer Hand her wünsche auszuführen, das soll und muß auch eines Tages durchgesetzt sein. Ob ich tauglich bin oder nicht, scheint mir Nebensache. Ob die Angelegenheit dumm oder klug ist, scheint mir ebenfalls Nebensache. Tausende und aber Tausende von Menschen haben eine Idee und lassen sie dann wieder fahren, weil die Idealisierung oder Realisierung ihnen zu umständlich, zu dumm, zu schwer, zu nutzlos vorkommt. Ein Unternehmen ist nach meinen Begriffen schon darum ein gutes und rechtschaffenes Unternehmen, weil es Mut erfordert. Ob das Unternehmen gelingt oder mißlingt, ist nebensächlich. Daß man den Mut und den Willen zeige und daß man das Unternehmen überhaupt unternehme, ist von Gewicht und gibt den Ausschlag. Und so will ich meine Idee wahr machen, denn die Wahrmachung allein wird mich befriedigen. Die Klugheit macht mich unter keinen Umständen glücklich. Ist denn nicht Don Quichote in seiner Verrücktheit und Lächerlichkeit ein wahrhaft glücklicher Mann? Ich bezweifle das keinen Augenblick. Ein Leben ohne Verrücktheiten und Sonderbarkeiten ist eigentlich kein Leben. Wenn der Ritter von der traurigen Gestalt seine Ritteridee wahr machte, so will ich meinerseits meine Dieneridee

wahr machen. Was nützen mir alle klugen Belehrungen aus Ihrem Mund. Probieren geht über Studieren, und ich möchte, wenn es möglich ist, durch die Tat selber belehrt sein.“ Solches gab ich dem Herrn zur Antwort, der sehr fein und geistreich zu den Worten, die ich hervorbrachte, lächelte. 5

Ich hatte Wedekind und Verlaine gelesen und Gemäldeausstellungen besucht. Zeitweise trug ich einen Gehrock und Glacéhandschuhe und trat dann und wann in ein elegantes Kaffeehaus, was mir, offen gestanden, Vergnügen machte. Meine dichterische Neigung führte mich zu den Leuten, die auf Grund einer hoch- 10 entwickelten Intelligenz in der Welt den Ton angeben, indem sie das zeitgenössische Wissen und die zeitgenössische Bildung vertreten. Ich lernte allerlei bedeutende Menschen kennen, deren Anblick und Bekanntschaft mir jedoch vor allen Dingen in Erinnerung riefen, daß ich mich zu beeilen habe, selber zu einer 15 Bedeutung zu gelangen. Ich führte eine Zeit lang das Leben eines jungen Mannes nach der besten und neusten Mode, aber dieser Lebenswandel befriedigte mich nicht, sondern bestärkte mich nur noch mehr im Entschluß, irgend etwas aus mir zu machen und eine bestimmte Schule zu durchlaufen. Mit Lesen war es nicht 20 getan, es galt den kräftigen Schritt auszuführen. Eines Tages, im Spätsommer, langte ich auf einer ländlichen Eisenbahnstation an; ein Fuhrwerk wartete auf mich. „Sind Sie Tobold?“ fragte mich der Kutscher. Da ich die Frage bejahte, so wurde mir erlaubt, auf den 25 Wagen zu klettern. Eine nette Mamsell oder Jungfer stieg mit mir auf den Leiterwagen. Das war der Anfang.

Zum Anfang gehört außerdem folgende kleine Szene: Als wir auf unserem Leiterwagen oder groben Lastfuhrwerk in den Schloßhof hineinfuhren (ich sah zum erstenmal in meinem Leben 30 einen solchen, nämlich einen Schloßhof), sprang mit sehenswerter Behendigkeit und Geschicklichkeit die Mamsell oder Zofe vom Fuhrwerk herab und beeilte sich, auf einen jungen feinen Herrn in vornehmer grüner Jägertracht hinzuzuspringen, dem sie

unter einem graziösen altfranzösischen Knicks und Huldigungskompliment zierlich und überaus flink die vornehm dargehaltene Hand küßte. Der Handkuß hatte für mich etwas Verblüffendes und Erstaunliches. „Sonderbare altertümliche Sitten hier!“ glaubte ich für mich murmeln zu müssen. Wie sich später ergab, war der 5 feine junge zarte Herr, dessen Hand untertänig geküßt wurde, der Sekretär oder Geheimschreiber des Grafen, ein Däne von Geburt, ein Mensch, von dem ich bei Gelegenheit noch einiges sagen werde. Mich hingegen, der ich Betrachtungen anzustellen für gut 10 fand, riß ein Kerl und Grobian erster Klasse aus allen Nachdenklichkeiten mit den barschen und gebieterischen Worten heraus: „Kommen Sie!“ Der grobe barsche Kerl war, wie ich sogleich erfuhr, der Verwalter, Hausmeister oder Kastellan des Schlosses, ein Donnerwetterskerl von Pole, einer, der mir im Anfang nicht sonderlich gefallen wollte, den ich aber in der Folge lieb gewann, gerade weil er ein so derber, grober Kerl war. Was blieb mir auf das 15 „Kommen Sie“ anders übrig als freundlich und fleißig zu gehorchen. Der Kastellan war mein Vorgesetzter, und damit basta!

Zehn oder weniger Minuten später stand ich in einem schönen, großen, halbdunkeln Gemach einem Herrn gegenüber, den ich soeben angeführt habe und den wir daher bereits einigermaßen kennen, nämlich vor dem Sekretär oder zarten blassen Dänen, der mit einer Art leisem dänischen Deutsch und mit einer so feinen abgedämpften Stimme, wie man sie gewiß nur in Schlössern 20 zu hören bekommt, Folgendes zu mir redete: „Sie sind Tobold, nicht wahr, und treten mit heutigem Tage in den Dienst des Herrn Grafen als gräflicher Diener. Man hofft, daß Sie fleißig, treulich, pünktlich, artig, höflich, ehrlich, arbeitsam, pflichteifrig und allezeit folgsam hier bei uns sein werden. Ihr Anblick ist befriedigend, hoffentlich wird auch Ihre Aufführung befriedigend sein. 30 Sie müssen von jetzt an alle Ihre Bewegungen abzudämpfen und zu verfeinern suchen. Eckiges und lautes Wesen ist hier im Schloß nicht beliebt und wird es auch niemals werden. Wollen Sie sich

das gütigst ein für allemal merken. Hier, müssen Sie wissen, sind die Stimmen leise, und die Geste ist allezeit vornehm und wohl-  
abgewogen. Schleifen Sie schleunig ab, was noch grob und hart  
an Ihrem Betragen ist. Versuchen Sie vom ersten Tag an, ob Sie  
fähig zu sein vermögen, stets mit äußerster Sorgfalt auf dem Bo- 5  
den aufzutreten. Der Herr Graf ist hierin ungemein empfindlich.  
Seien Sie schnell, flink, exakt, aufmerksam und leise. Im übrigen  
empfehle ich Ihnen Kälte und Ruhe zur Schau zu tragen. Sie wer-  
den das alles in kurzer Zeit lernen, denn Sie sehen glücklicher-  
weise durchaus nicht unintelligent aus. Sie können gehen.“ Das 10  
alles wurde mit leiser, hochvornehmer, fast müder und schläfriger  
Stimme gesprochen. Ich verbeugte mich ganz schloßmäßig und  
stilvoll, fast wie ein Mann aus dem siebzehnten oder achtzehnten  
Jahrhundert, und verließ das Zimmer auf den Zehen.

Der Däne näselte und dänelte so und redete wie ein Vögel- 15  
chen. Ganz anders der Kastellan oder verfluchte Pole, der die  
deutsche Sprache redete, als verachte er sie und wolle sie züchtigen.  
Aber er war ein ganz netter guter Kerl dabei. Freilich in eine  
Schule nahm er mich, wie ich noch in keiner gewesen bin. „Kom-  
216 216 kommen Sie, Tobold“ hieß es immer, oder: „Wo stecken Sie, Tobold?“ 20  
Immer war er hinter mir her wie ein Jagdhund. „Machen Sie rasch,“  
sagte er oder: „Sie müssen flinker sein, hallo.“ „Wenn ich Sie rufe,  
Tobold,“ sprach er, „so sollen Sie auch schon zur Stelle sein, eins,  
zwei, haben Sie verstanden? Und wenn ich im Sinn habe, Ihnen zu  
sagen, daß Sie verschwinden sollen, so haben Sie meine Absicht 25  
zu erraten und sollen verschwunden sein, ehe ich dazu gelange,  
Sie dazu aufzufordern. Sie sollen flink sein wie der Wind, der mit  
einmal da ist, und fest wie Eisen, das nicht zerbricht. Wenn Sie den  
Kopf hängen lassen, so ist es aus mit uns beiden. Sie sollen bei mir  
etwas lernen, das Sie nachher werden anwenden und verwerten 30  
können. Nicht lange besinnen, Tobold. Das ist nicht gut. Jeden  
Augenblick müssen Sie bereit sein, und Sie sollen entschlossen  
sein zu allem wie Feuer, das, wenn es einmal angezündet ist, fort-



und fortbrennt. So! Abmarschieren.“ – Auf diese Art trieb er mich umher. Einmal wollte er mir eine Ohrfeige geben. Ich saß in meinem Zimmer und rauchte Zigaretten, anstatt bei der Pflicht zu sein. Er stürmte herein und machte Miene, mich zu verunehren.  
5 Ich hielt ihn aber sachte am Arm und durchbohrte ihn mit einem Blick, der mehr sagte als eine ganze flammende Rede. Ganz nah, Gesicht an Gesicht, Nase dicht an Nase, standen wir einander gegenüber, und ich sagte ihm das eine kleine Wort: „Wagen Sie das nicht.“ Da wurde er mit einmal ganz zart und behutsam. Ja er wurde sogar weinerlich. Um die günstige Lage völlig auszunutzen,  
10 meldete ich mich sogleich beim Sekretär, den ich auf die Frage, was mir gefällig sei, mit fester und deutlicher Stimme ersuchte, mich sofort aus dem Schloß und Schloßdienst zu entlassen: „Ich habe es satt, und ich wünsche diesem Schloß entschieden den Rücken zu drehen.“  
15

„Und warum?“ wurde fein und zurückhaltend gefragt.

„Weil der Kastellan ein grober Mensch ist und weil ich mir hier keine Grobheiten gefallen lassen will,“ gab ich frech zur Antwort.

Man sagte: „Es beliebt uns nicht, uns auf derlei Dinge einzulassen. Wir ersuchen Sie freundlich, wieder an Ihre gewohnte Arbeit zu gehen. Mit dem Kastellan wird man reden.“  
20

Mit dem verfluchten Kerl wurde geredet, der mir nun fast leid tat, weil ich ihn verklagt hatte, womit ich vielleicht noch ein wenig hätte warten können.

25 Park und Dorf waren reizend. Nach und nach wurde es Herbst. Ich bekam eine Livree, das heißt einen Frack, und ich war sehr stolz darauf. Ich fing nach und nach an, übermütig, selbstbewußt und dreist zu werden. Der Kammerdiener fühlte sich eines Tages, voll verletzter Würde, veranlaßt, mir eine Lektion zu erteilen, und  
30 zwar im Speisesaal während des Mittagessens, als wir vier Diener, der Kastellan, der Kammerdiener, der erste und zweite Diener servierten. Während des Essens ging es natürlich immer höchst fein, stilgerecht und feierlich zu. Ich war eben im Begriff, einen hohen

217

Haufen frische Teller auf die Hand zu nehmen, um kühn mit dem ganzen Berg um die Tafel herumzuspazieren. Die Herrschaften saßen schmausend beim Essen. Als der Kammerdiener, dieser Vertreter alles dessen, was schicklich in Schlössern ist, meine Kühnheit sah, trat er sehr erhaben, mit strafender und vorwurfsvoller Miene auf mich zu und sagte mir mit leiser Stimme: „Wir machen hier keine Kellnerkunststücke. Man muß Ihnen deutlich sagen, daß Sie zu wenig Gefühl für Würde haben. Sie dienen hier in einem feinen und großen Hause und nicht in einem Restaurant. Da Sie das nicht würdigen zu können scheinen, was lebhaft zu beklagen ist, so muß man es Ihnen sagen. Stellen Sie gefälligst die Hälfte der Teller wieder ab.“ Das Gesicht voll Verachtung, die Augen voll Zorn und stolzer Mißbilligung und die Stimme, mit der er mir das sagte, werde ich niemals vergessen. Der Kammerdiener war ein Muster, während dagegen ich in vieler Hinsicht noch lange nicht als mustergültig betrachtet werden konnte, was ich jederzeit sehr gut begriff. Ich kam dem Kammerdiener stets ein wenig verdächtig vor.

Da der Kastellan sah, daß ich mir Mühe gab und fleißig war, so wurde er ganz zufrieden mit mir, und er sagte mir das auch offen, was mich ehrlich freute. Das Jagen und Treiben vermochte er indessen nie ganz zu lassen. Im Anfang meines Aufenthaltes im Schloß stieß ich einmal, als ich durch die Gebüsch des Parkes ging, mit einem der beiden Jäger zusammen, der mich, offenbar weil er in mir einen herrschaftlichen Menschen vermutete, ehrfurchtsvoll und ganz entschieden viel zu höflich grüßte. Dafür grollte er mir nachher, und ich war doch für den Irrtum, den er begangen hatte, keineswegs verantwortlich zu machen. Mit dem Grafen selber kam ich nie in eine eigentliche Berührung. Wir waren für einander kaum vorhanden. Mir war das selbstverständlich ziemlich gleichgültig. Mein Zimmer zu ebener Erde gefiel mir sehr gut, und das war mir eigentlich die Hauptsache. Hier ist ein Engländer zu erwähnen, ein Hauptmann der englischen Armee

und scheinbar naher und vertrauter Freund des Grafen. Dieser Engländer gab in allem stets den Ton an. Was er anordnete, war fein und wert, daß es sogleich ausgeführt wurde. Ich weiß nicht, ob es auf sämtlichen deutschen Grafenschlössern einen Engländer gibt oder gab, der in hohem Ansehen steht und einen besonders hohen Grad von Achtung genießt. Bei uns war jedenfalls einer da, und er besaß starkes Gewicht. Im übrigen, das muß ich sagen, war der Monsieur Engländer ein artiger Mensch, sein Auftreten zeichnete sich durch große Einfachheit aus, und aus seinem klugen Gesicht sprachen Menschenfreundlichkeit, Energie und Bildung.

Das Schloß war mächtig, und die zahlreichen schönen Zimmer und Gemächer fesselten natürlich meine Aufmerksamkeit und mein Interesse stark, die einzelnen Räumlichkeiten enthielten Schenswürdigkeiten in großer Menge, wie zum Beispiel schöne zierliche Öfen aus dem Zeitalter der Galanterie. Der große Estrich war vollgestopft mit Gegenständen aus vergangenen Zeiten. Der Graf schien ein eifriger Sammler von Antiquitäten zu sein. Im Bibliothekzimmer herrschte eine feine, edle Stimmung. In den weitläufigen Gängen, die oft vom Sonnenlicht reizend durchflutet waren, hingen an den Wänden köstliche alte Bilder, eigentümliche und interessante Zeugnisse vom Kunstfleiß aus vergangenen Tagen. Familienbilder und Stadtansichten waren zu sehen. Im großen Saal standen reichverzierte kostbare Möbel: Tische, Stühle, Leuchter und Spiegel. Es war hier eine große, stolze Pracht versammelt. Dann gab es wieder Zimmer voll entzückender Sachen aus der Empire- und Biedermeierzeit. In der Halle stand ein alter Schlitten, aber des Grafen Schlafzimmer war ganz kahl. Hier herrschte eine absolut moderne beabsichtigte Nüchternheit und Schmucklosigkeit. Nur ein altertümlicher Bet- oder Beichtstuhl stand im Winkel. Der Graf schien mit Vorliebe englische Schriftsteller zu lesen, zum Beispiel Shaw.

Eine der hervorragendsten Obliegenheiten, die ich zu erfüllen hatte, bestand in der Besorgung der zahlreichen Lampen, eine Beschäftigung, die mir großes Vergnügen verursachte, weil ich sie liebgewinnen lernte. Ich brachte sozusagen allabendlich, bei einbrechender Dunkelheit, Licht in die ringsherum herrschende Dämmerung oder wenn man will: Finsternis. Da der Graf ein Liebhaber von schönen Lampen und Lampenschirmen war, so mußten dieselben stets mit äußerster Sorgfalt geputzt und gepflegt werden. An schönen Abenden, wenn ich so in den Zimmern herum-  
schlich und alles so mäuschenstill und voll zarter Stimmung war, kam mir das ganze Schloß wie verzaubert vor. Alle Gemächer waren Zaubergemächer, der Park war ein Zauberpark und ich selbst erschien mir mit meinem leisen, vorsichtigen Lampenlicht wie Aladin mit der Zauber- oder Wunderlampe, der die große breite, mit orientalischen Teppichen belegte Palasttreppe hinaufspringt. Eine zweite ebenso wichtige und bedeutende Pflicht war die Heizung und Zentralwärme oder das Besorgen der Öfen, da es kälter zu werden begann. Diese Obliegenheit entzückte mich. Einheizen und Einfeuern ist bei mir immer beliebt gewesen und hat mich immer auf eigentümliche Art gefreut. Ich brachte also den Menschen, das heißt meinen Herrschaften, neben dem Lampenlicht, dessen sie sich durch meinen Pflichteifer zu erfreuen hatten, auch die belebende, belustigende Wärme, und ich darf sagen, daß ich es hinsichtlich dieser Übung und Handhabung bis zur offenkundigen, unumstrittenen, allgemein anerkannten Künstler- oder Meisterschaft brachte. Reizend dünkte mich die Behandlung der Kamine. Ich konnte halbstundenlang am Fußboden beim Kamin kauern und in die fröhlichen, geistvollen, graziösen Flammen schauen. Eine unendliche Seelenruhe kam, wenn ich so das Feuer betrachtete, über und in mich, und die Gemütlichkeit und Heimlichkeit, die ich beim Anblick des seltsamen Wesens, bei der Betrachtung dieses züngelnden, lodernenden romantischen Elementes empfand, machte mich im vollen Umfang des Begriffes

und Wortes glücklich. Vom Kohlen hin und her Schleppen, von derben plumpen Holzklötzen und schmalen zarten Kienspänen und davon, daß ich mich im Kohlenkeller immer schwarz machte, was vom Kastellan gerügt zu werden pflegte, wobei er „Tobold, wie sehen Sie aus!“ zu mir sagte, will ich weiter nicht viel sagen, da sonst der Worte und Andeutungen nur zu viele werden.

Himmlich schön war öfters leiser Spätherbstregen und die Nacht im Schloßpark, wenn ich träumend oder lesend beim Schein der Lampe in meinem Zimmer saß und das Fenster offen stand und die ganze nächtliche Welt wie ein guter Freund zu mir in die Stube hereinzuschleichen kam, um mir Mut und Trost und Zuversicht ins Herz zu flößen. Wenn der grobe ungestüme Pole, der Herr Kastellan, mich beim Lesen überraschte, so machte er ganz bekümmerte Augen und sagte: „Nicht lesen, Tobold, nicht lesen. Nur um Gottes willen nicht zu viel lesen. Das ist nicht gesund. Das schadet Ihnen, Tobold. Das macht arbeitsunfähig. Gehen Sie lieber schlafen. Schlaf ist gut. Schlafen ist wichtiger und besser als lesen.“

Über ein Fäßchen allerfeinsten Kornbranntwein, das zu des Kastellans und zu meinem eigenen schmunzelnden Vergnügen ankam, um alsogleich sorgsam geprüft und gehörig erforscht zu werden, werde ich mich hüten mehr Worte zu verlieren als diese wenigen.

Eines Abends schrieb ich, wie ich mich erinnere, folgende geheimnisvolle

#### Studie über den Adel.

Statt in der Hauptstadt auf unlauterer Grundlage den zweifelhaften Lebemenschen zu spielen, elegante Manieren zur Schau zu tragen, daneben aber guten Menschen als Nichtsteuer zur Last zu fallen und als unverbesserlicher Tagedieb, Tunichtgut und Taugenichts angeschaut zu werden, lebe ich hier auf Schloß D... als Diener des Grafen K..., bin arbeitsam, energisch und tätig, verdiene durch tägliche ehrliche Arbeit mein tägliches Brot und lerne

nebenbei auch noch den Adel bestens kennen, den kennen zu lernen für die meisten Menschen wenn nicht unmöglich so doch ziemlich schwierig ist, weil der Adel auf Burgen haust und in unnahbaren, uneinnehmbaren Schlössern sitzt, wo er befiehlt und residiert wie ein Gott oder doch wenigstens wie ein Halbgott! 5  
220 Herrlich sind die Wohnplätze und l-Sitze des Adels, und seine Ställe sind voll der schönsten und feurigsten Pferde. Seine Sitten sind altherkömmlich und hochvornehm, seine Bibliotheken sind voll Prachtbücher und seine Säle strotzen von Pracht, Eleganz und Luxus. Diener, wie Schreiber dieser Zeilen einer ist, bedienen ihn 10 auf das zuvorkommendste und eifertigste, und wenn ich mich nicht irre, so speist er auf Gold und Silber. Einen Grafen frühstücken zu sehen wirkt beklemmend und niederschmetternd, und es erscheint als ratsam, sich vor der Verwegenheit wohl in acht zu nehmen, einen Grafen zu stören, der zu frühstücken ge- 15 ruht. Was beliebt dem Adel im allgemeinen zu essen? Diese schwierige und feinsinnige Frage wird meiner Meinung nach am einfachsten dadurch beantwortet, daß man sagt: Der Adel ißt mit Vorliebe Speck mit Ei. Außerdem verzehrt er gern allerlei köstliche Marmeladen. Wenn wir nun die Frage aufwerfen: Was liest der 20 Adel?, so hoffen wir den Nagel auf den Kopf zu treffen, indem wir antworten: Außer den Briefen, die ihn nie erreichten, liest er wenig. Welcherlei Musik schmeckt und mundet ihm am meisten? – Ei, die Wagnersche. – Was tut und unternimmt der Adel so den ganzen lieben Tag lang? – Er geht auf die Jagd. – Und des Adels 25 Frauen, wodurch heben sie sich vorteilhaft ab und hervor? Die behende und graziöse Zofe Antwort eilt geschwind herbei und meldet: Ich vermag nicht viel zu sagen. Soviel aber kann ich sagen, daß Herzoginnen sich in der Regel durch imponierende Körperfülle auszeichnen. Baroninnen sind meist schön wie eine milde 30 und sinnverwirrende Mondnacht, Prinzessinnen sind eher zart,

6 Wohnplätze und -Sitze] Wohnplätze- und Sitze NRs

mager und spindeldünn als robust und breit. Gräfinnen rauchen Zigaretten und sind sehr herrisch. Fürstinnen sind sanft und bescheiden.

Diese knappe und kurze Abhandlung oder Studie sandte ich  
5 warm und eilig an die Redaktion eines bedeutenden Tageblattes,  
aber die Bemühung erwies sich als nutzlos, denn das Geistesprodukt blieb ungedruckt und wanderte sehr wahrscheinlich in den Papierkorb, was der Autor natürlich bedauerte, ohne zornig zu werden, da er niemals ein großer Schriftsteller zu sein meinte. Ich  
10 erinnere an Nordamerika, wenn ich erzähle, daß ich eines Tages, als ich gerade weiter nichts zu tun zu haben glaubte und in dem Tagebuch blätterte, das im prächtigen Hauptsaal auf einem Spieltisch zu liegen pflegte und in welches die Gäste des Grafen sich gerne einzeichneten, auf den Namen Vanderbilt zu stoßen kam,  
15 welche Begegnung mich frappte.

Ich möchte hier nicht verfehlen zu sagen, daß mir unser Herr Graf trotz der Kälte und des Stolzes, die er ganz natürlicherweise sehen ließ, und trotz einer gewissen Härte, die er seine Umgebung fühlen ließ oder wollte fühlen lassen, sehr gut gefiel. Ich  
20 fühlte mich bewogen, ihm einen guten Charakter und ein schönes Herz zuzumuten. Daß ich ihn respektierte, versteht sich ganz  
221 von selber. Das Gegenteil wäre unmöglich gewesen. Der Graf gehörte zu den Leuten, die sich aus angeborenem Geschmack härter und böser und häßlicher darbieten, als wie sie in Wahrheit sind,  
25 während niedrige Seelen sich meistens beeilen, menschlich und mitleidig zu scheinen, um einen Vorteil zu erringen. Der Graf hatte nicht nötig, derlei Manöver einzuleiten und eine Miene zu machen, als wenn er der Heiland sei. Leute wie mein Graf verachten  
30 jederlei Täuschung, es ist nichts Schwindlerisches, Verräterisches an ihnen. Sie sind nicht lieb, nicht süß, aber man darf sich dafür auf ihr Aussehen und Auftreten fest verlassen. Sie betrügen und hintergehen nicht mit ihrer Erscheinung, geben sich unschön, aber hier und da fällt aus ihrem harten bösen Mund ein Wort,

schön und kostbar und gut wie Gold, und dann merkt man plötzlich, wer und was sie sind.

Im November, zum Beginn der Jagden, wurde es lebhaft im Schloß. Gäste kamen und gingen, es wimmelte oft von Menschen in dem großen Gebäude, und die Diener hatten bald entweder nichts, bald wieder nur zuviel zu tun. Manchmal war es traumhaft still im Schloß; dann raschelte und rauschte wieder das lebhafteste Leben durch die Gänge und Säle. Frauen tauchten stolz und groß an irgendwelchem Punkte auf. Es galt aufmerksam, klug und arbeitsam zu sein. Der Kastellan war in fortwährender aufgeregter Bewegung. Der Kammerdiener entfaltete eine fabelhafte kammerdienerliche Hoheit. Der Sekretär bat mich einmal, der Baronin H... in seinem Namen ein Glas Zitronenlimonade aufs Zimmer zu bringen. Der schwierige und zarte Auftrag setzte mich in das allerfreudigste Entzücken. Feierlich und doch auch behend trug ich das Getränk zu der schönen Frau, die mir ganz aus lauter frischer Milch gebaut und geformt schien. Die Baronin H... war in der Tat eine ungewöhnliche Schönheit, groß und schlank, aber doch auch weich und voll. Nietzsche sagt gewiß mit Recht, daß kleine Frauen, er meint solche, die klein von Figur sind, niemals schön sein können. Ich trat in das Gemach ein und überreichte der Baronin, die ich ganz einfach anbetete, die Limonade mit folgenden äußerst vorsichtigen oder unvorsichtigen Worten: „Mich wertlosen und unbedeutenden, aber glücklichen, wenn nicht überglücklichen Menschen schickt der Herr Sekretär, der gewiß in diesem Augenblick ebenfalls glücklich ist, hier mit dem Glas Zitronenlimonade zu der schönsten Frau der Welt, um derselben zu überbringen, um was ihr gefiel zu bitten. Der Herr Sekretär hat mir befohlen, der Frau Baronin zu sagen, daß er sich ihr mehr als tausendmal ganz dienstfertig empfiehlt. Ich weiß nicht, wo er sich in diesem Moment befindet; das aber weiß ich und kann ich sagen, daß er, wo er immer auch sein mag, der gnädigen Frau in Gedanken stürmischer, als es sich vielleicht nach den Gesetzen des



feinen Anstandes schicken mag, die Hand küßt, da er sich als der gehorsame und zu allem entschlossene Ritter der gnädigen Frau fühlt. Die schönen und freundlichen Augen der gnädigen Frau Baronin ruhen, wie ich sehe, mit Verwunderung und mit begreif-  
 5 lichem Erstaunen auf dem Abgesandten und Überbringer, der die Sprache derer redet, die in einem Rausch von Glück sind, weil sie den Liebreiz und die Schönheit bedienen dürfen. Die Frau Baronin macht ja jeden, der vor sie hintreten darf, glücklich. Dieser Umstand muß die Rede, die ich halte, und den Ton, in den ich  
 10 gefallen bin, entschuldigen.“

Ob ich die kühne, vermessene und verliebte Ansprache nun wirklich hielt oder nicht, ob ich sie nur phantasierte und träumte oder tatsächlich vom Stapel laufen ließ: jedenfalls bekam ich, wie mir deutlich in angenehmer Erinnerung ist, von der schönen Frau  
 15 einen überaus gefälligen und freundlichen Blick aus den schönsten weichen Augen und ein Wort artigen Dankes, das eine Art liebenswürdiger Beute war, mit der ich mich unter einer tiefen Verbeugung sorgfältig entfernte. Mehr mürrisch und ungnädig als freundlich hatte mich dagegen ein Mensch angeschaut, der  
 20 mit ungeduldigen Schritten im Gemach auf- und abgegangen war. Das war der Herr Gemahl der schönen Frau Baronin gewesen, der mich vielleicht am liebsten hätte durchprügeln lassen mögen für die Unverschämtheit des glücklichen und freudigen Gesichtes, das ich in der Nähe seiner Frau zu machen mich erfrechte.  
 25 Als mich nachher der Sekretär fragte, wie sich die Baronin beim Überbringen des Glases Limonade benommen habe, sagte ich: „Ganz entzückend! Sie ist eine reizende Frau. Sie hat ein Lächeln, das wie ein Kuß ist. Die Augen der Baronin sind unsagbar schön. Sie läßt Ihnen für Ihre Artigkeit bestens danken.“ Der Sekretär war  
 30 mit meinen Worten sehr zufrieden. Vom Sekretär ist zu sagen, daß er sehr schön Klavier spielte. Ich hatte ihn aus diesem Grunde insgeheim sozusagen lieb. Weshalb sollte man nicht Menschen, die uns einen Genuß bereiten, liebhaben?

Schon fiel der erste Schnee mit großen nassen Schneeflocken in den Schloßhof hinab, was mir eine eigentümliche geheime Freude bereitete. Die Herrschaften kehrten von den Ausflügen oft ganz durchnäßt nach Hause. Schnee und Regen sind recht unhöfliche, ungebildete und ungeschliffene Gesellen, die nicht wissen, 5 daß man auf das gute Herkommen, auf die vornehme Abstammung und auf die hohe gesellschaftliche Stellung, auf den Rang und auf den Reichtum stets ganz besonders Rücksicht zu nehmen hat und daß man es klugerweise mit hohen und höchsten Herrschaften niemals verderben darf. Aber das Wetter ist frei und un- 10 abhängig wie ein König und darf sich daher wohl Unmanierlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten erlauben, sooft und soviel als es will. Niemand nimmt ihm das übel, weil jedermann weiß, daß das absolut zwecklos ist. Unmittelbar nach ihrer Heimkehr nahmen ja 223 dann die Damen und Herren in der Halle den Tee, der von uns 15 behenden und flinken Dienern heiß und graziös und aufs feinste und schnellste dargebracht und vorgesetzt wurde, damit alles wieder froh und warm sei und sich ja kein einziger von den hohen Abkömmlingen erkälte. Hochadel war in Masse vertreten, so auch ein Intendant oder Hoftheaterdirektor und Leiter von Schauspielen. 20 Kaufleute und Industrielle jedoch sah man keine, eine Tatsache, die mir persönlich übrigens vollkommen gleichgültig war. Wir Diener hatten nicht die geringsten gesellschaftlich-politischen Interessen. Wer uns das größte und schwerste Trinkgeld gab, war für uns der Kaiser. Reizend und fesselnd war für mich 25 nicht nur manches, sondern eigentlich alles, und das Schloß liebte ich, wie wenn es mein eigenes gewesen wäre. Eine merkwürdige innere Fröhlichkeit machte mich beinahe hüpfen und ließ mich alle Leute und Gegenständlichkeiten aus der Seele und aus ganzem vergnügten Herzen lieben und willkommen heißen. Alle 30 Dinge, die ich sah, kamen mir schön und gut vor, und mit den Mißlichkeiten, die ich täglich etwa auch erlebte, söhnte ich mich im Nu aus, indem ich mich mit allem, was hart und unfreundlich

sein mochte, aufs beste befreundete, was für mich offenbar nur vorteilhaft war.

Unmittelbar vor der großen Hauptmahlzeit oder Abendtafel mußten die Gänge, Treppen, Hallen und ganz besonders das Eßzimmer sowie die hieranstoßenden Gemächer mit feinduftendem Rauchwerk durchräuchert werden, eine Obliegenheit, die auf den schlechten Achseln des Schreibers und Verfassers dieser Zeilen ruhte. Herrlich, gleich einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht duftete es dann im Schloß und schlängelte sich wie reizende, anmutvolle Schlangen durch alle Räumlichkeiten, um alle mißbeliebten Dünste und übelriechenden Kuchengerüche vollständig zu verbannen und zu vertreiben. An großen Dinerabenden glich das Schloß einem schönen Traum voll holder, beseligender Unwahrscheinlichkeiten. Großartige Röcke, vielmehr Roben und Schleppen rauschten und knisterten durch die Säle und durch den langen breiten schimmernden Korridor, durch welchen, bevor das Essen begann, ein Mensch mit einer Schweizer- oder Kuhglocke langsam schritt, um die Gäste mit lauthallendem melodischen Tönen und Klingen daran zu mahnen, daß also gleich die hohe Vorstellung oder der hohe Schmaus anhebe und beginne. Reizend, bei Gott, dünkte mich das abenteuerliche Glockenschellen und das tiefe schöne Schallen, worauf alle Türen aufgingen und alle anwesenden Menschen, fürstlich geschmückt und kostümiert, sich zur Eß- und Plauderlust versammelten. Wunderbar genug mit Kerzenlicht und verstreuten Blumen, mit schimmernden Gläsern und Tellern, mit geröteten Menschengesichtern, mit Mozarttönen und hellem übermütigen Gelächter sah mir das Eßzimmer und das Abendessen selber manchmal aus. Viele Worte dürfen jedoch wegen Platzmangel und Papiermangel nicht gemacht werden. Der Platz hier ist, wie Bauplatz, kostbar und teuer, und darum will ich mich mäßigen und beherrschen, was ich hoffentlich mühelos kann.

Die offen abgedeckten und schön zur Schau gelegten, schnee-  
weichen und -weißen Frauenbusen dünkten mich zu keiner Zeit  
ein unangenehmer Anblick. Vielmehr belebte und erquickte mich  
ein solches Naturschauspiel, auf das die Kerzen noch ihr Schim-  
merlicht hinabwarfen, um es gleichsam zu vervollständigen, stets  
5 aufs höchste. Einmal hatte ich insofern während eines großen  
Nacht- oder Mittagessens eklatanten und niederschmetternden  
Mißerfolg, als ich die Dummheit beging, den Senf auf einer Grä-  
fin Toilette herunterfallen zu lassen. Ein vernichtender Blick auf  
den Unglücklichen war die wohlverdiente Strafe. Aber der Un-  
10 glückselige ging an dem strafenden Blick doch nicht gänzlich zu-  
grunde. Ein anderes Mal aber war es anders, und die Niederlage  
wurde durch einen großen Sieg ganz reizend ausgeglichen. Der  
Erfolg war groß und sichtlich durchschlagend, und ein harmloser  
Holzwurm war an dem starken Erfolg schuld. Es gelang mir näm-  
15 lich, während ich bei Tisch aufwartete, einen Wurm, der greulich  
über das schneeweiße Tischtuch und an einer Damenhand vorbei  
seine Bahn weiterverfolgen wollte, geschickt mit der freien Hand  
zu erhaschen, worauf das arme Tier ins Kaminfeuer wanderte.  
Der Graf selber war Zeuge meiner Meisterschaft und nickte bei-  
20 fällig und sehr anerkennend. Ich muß gestehen, daß ich über die  
Holzwurmangelegenheit den ganzen Abend glücklich war, und  
der Kastellan beneidete mich aufrichtig wegen des Stolzes, den  
ich durchaus berechtigterweise um des glücklichen Zufalls willen  
stark zur Schau stellte. Spielen nicht Kleinigkeiten im Leben der  
25 Menschen oft eine große Rolle? Das will ich meinen!

Wenn ich so als simpler Schuft von Diener das Zauberschauspiel eines Essens aufmerksam betrachtete, wozu ich ja Gelegen-  
heit genug hatte, da es immer etwa eine kleine Schaffenspause für  
mich gab, so sagte ich mir mit flüsternder Stimme, daß ich mit  
30 keinem Menschen, den ich am Tisch sitzen und seine Rolle spie-  
len sah, hätte tauschen mögen, weil es nach meinem Gefühl schö-  
ner war, Essenden und Schmausenden beim Essen, Schwelgen

und Schmausen zuzuschauen als selber an den Genüssen teilzunehmen, um dann doch als Beteiligter und Mitinbegriffener den herrlichen Gesamtüberblick verlieren zu müssen, der als höchster Genuß gelten durfte. Auf diese Art war ich mir meines Wertes und Lebensgenusses bewußt und freute mich über das bescheidene Dasein, das ich verkörperte. Auch gibt es Menschen, die das helle Licht für ihre Person weniger lieben als den dämmernden wohlwollenden Schatten, in welchem sie sich auf Grund einer tiefen Neigung, die zurück in die Länder führt, die schon vor der Geburt für uns existieren, aufrichtig wohlfühlen. Ich betrachtete stets mit großer Lust den Glanz; mich selbst aber wünschte ich von jeher in den ruhigen schönen Hintergrund zurückgestellt, um von dort aus in das helle Leuchten mit frohen Augen hinein- und hinaufzuschauen.

225

15 Einmal zerbrach ich durch unvermutetes Fallenlassen eine wertvolle alte Tasse, welchen dummen Streich oder unerhörten Unglücksfall ich nicht zögerte, sogleich dem grimmigen Kastellan zu melden. Er machte ein ganz bedenkliches Gesicht und meinte: „Das ist böß, das ist sehr schlimm, Tobold. Sie haben da etwas ganz Schlimmes angerichtet. Gut und klug von Ihnen ist immerhin, daß Sie mir Ihre Ungeschicktheit und damit das Übel ohne langes Verheimlichen und Verwischen angekündigt haben. Dieses Verhalten bessert den Vorfall und macht die Sachlage jedenfalls um ein Bedeutendes angenehmer. Der Graf muß es natürlich noch in dieser Stunde, wenn nicht Minute erfahren, darauf müssen Sie sich gefaßt machen. Aber seien Sie ruhig. Es geht nicht ums Kopfabreißen. Der Graf ist kein Menschenfresser. Er wird ohne Zweifel eine Entschuldigung finden, und er wird begreifen, daß ihm seine Tassen und Teller niemand hier in seinem Hause bößwillig und absichtlich zerbrechen und in tausend Stücke schlagen will. Es liegt ja keine Fahrlässigkeit, sondern offenbar nur Mißgeschick vor, und der Graf wird das wohl verstehen. – So, Schluß! An die Arbeit!“

Der alte Schloßnachtwächter, der verbitterte Dorffriseur, der einen Zuckerdiebstahl verübte und deswegen als armer Sünder gefänglich eingezogen oder als Gefangener abgeführt wurde, der Herr Amtmann, zwei eitle Dorfschönheiten, ein Tanzlokal und Tanzabend mit dörflicher Blasmusik, eine Wirtsstube mit Wirtin und Tochter, welche letztere lahm ging, dieses Gebrechen jedoch durch einen schönen Gesichtsausdruck ersetzte, ein Schreiner, ein Schmied, ein Lehrer, der sich sehr vornehm gebärdete und das Dienervolk ziemlich tief einschätzte, eine arme kranke Tagelöhnerin in der Armut- und Elendstube, Gänse auf der Dorfstraße, die Kirche und das Pfarrhaus und der Herr Pastor selber, ein Mann oder Wirt mit nur einem einzigen Auge, statt daß er zwei aufzuweisen gehabt hätte, eine Anzahl Raufgesellen, Maurer, Stallbur-schen und Tapezierer, August der Pole, ein jugendlicher Tänzer, Koch und Köchin und Kutscher, eine bleiche böse ränkesüchtige Kammerjungfer, der Schloßgärtner und, um auf Herrschaften zu sprechen zu kommen, die Gräfin J... oder „Gräfin mit dem Totenkopf“, wie es mir im geheimen gefiel sie zu nennen, weil sie ungewöhnlich abschreckend war (ich hatte der Gräfin mit dem Totenkopf einmal einen Wertbrief zu überbringen, bei welchem Unternehmen ich vor Schreck über den gespenstischen Anblick des merkwürdigsten weiblichen Wesens beinahe von Sinnen kam und fast zu Boden stürzte, was ich nie vergessen werde) und sonstige Heiducken und Nebenpersonen mehr möchten hier gerne Erwähnung finden und Erläuterung genießen, aber ich darf mich von Nebenfiguren nicht vom fortschreitenden Fluß und Strom der wunderlichen Erzählung abhalten lassen, sondern bin gezwungen, über Trümmerhaufen und Schutt in Gottes Namen dem Ziele entgegenszuschreiten.

Der Dienst wurde mir von Tag zu Tag leichter, denn ich eigne mir von Tag zu Tag mehr Geschicklichkeit an, und an Gewandtheit ließ ich es mit der Zeit keineswegs fehlen. Fleißige Übung macht ja bekanntlich den Meister. Die Arbeit, der ich

mich zu unterwerfen hatte, lief mir wie träumend aus der Hand. In Treppengeschwätz und Hintertürenangelegenheiten, in die Intrigen, die in Schlössern so wenig wie in allen großen Anstalten und Instituten fehlen, mischte ich mich nie. Bald wollte ich  
5 der Koch gegen den Kastellan, bald der Kastellan gegen den Koch aufreizen, aber aller Parteizank und Klassenkampf ließ mich kalt, weil ich nicht das geringste Interesse daran haben konnte. Wo ein schöner und vernünftiger Kampf ist, nehme ich unter Umständen mit Vergnügen Anteil und habe meinen Spaß,  
10 wenn es hüben und drüben Hiebe und Schläge regnet, aber an kleinen Gehässigkeiten mich zu beteiligen muß unter der Würde sein, die mir Gott sei Dank Vater und Mutter eingegeben haben. Die Arbeit liebte ich leidenschaftlich, und ich verrichtete sie fast mechanisch, fast gedankenlos. „Wo bin ich denn jetzt eigentlich?“ mußte ich mich mitunter plötzlich fragen, wenn sich meine Umgebung vor meinen Sinnen und Augen in einen Traum verwandeln wollte. Oft kam ich mir beinahe wie der Held des Grafenschlosses vor, ohne daß ich mir jedoch hierüber eine genaue Rechenschaft abzulegen vermochte. „Wo war ich, wo bin  
20 ich, und wo werde ich einstmals sein?“ Solche eigentümliche Fragen kamen dunkel und groß zu mir heran. Im übrigen machte ich mir klugerweise nicht die geringsten Gedanken. Ich fragte mich nie, ob ich mich etwa enttäuscht fühlen könnte. In dieser Hinsicht war ich mir selber gegenüber außerordentlich kühl. Mit  
25 freiem, ruhigem und unbelästigtem Kopf ging ich meiner Sache und meiner Nase nach, tat ich meine Pflicht! Derart fühlte ich mich gehoben, ja, ich kann sagen, hoch über die eigene Person emporgehoben, die ich kaum noch irgendeines flüchtigen Gedankens würdigte. Ich tat Dienst! Ich diente! Folglich war meine  
30 Lage gut, und meine Person war in Ordnung. Das Leben ist uns erst dann schön, sobald wir gelernt haben, ohne Anspruch zu sein, individuelles Wünschen zu vergessen, dafür aber uns recht aus der freien gutwilligen Brust heraus an ein Gebot oder an

einen Dienst hinzugeben, Menschen mit unserem Benehmen zu-  
frieden zu stellen, sanft und kühn auf die Schönheit zu verzich-  
ten. Wo ich auf eine Schönheit verzichte, weil ich trotzen müßte,  
wenn ich nicht verzichten wollte, fliegt mir zum Lohn für den  
guten Willen eine neue und tausendmal schönere Schönheit ent- 5  
gegen, und wo ich aus freiem Willen und mutig auf den Himmel  
227 verzichte, fliege ich zum Lohn in einen tausendmal schöneren  
Himmel. Immerhin möchte ich nicht vergessen zu sagen, daß  
mich oft das Feldbett, in welchem ich schlief, heimtückisch aus  
dem dichtesten Schlaf und schönsten Traum schnellte. Ich 10  
träumte meist sehr stark: wilde tolle Geschichten, dann wieder  
von Engelsgesichtern und -Gestalten, von phantastischen Gebü-  
schen, von wunderbaren Farben, von Melodien und Küssen, von  
Ruinen und todesmutigen Rittern, von Frauenhänden und den  
süßen Liebkosungen derselben und von unaufhörlichen geheim- 15  
nisvollen Zärtlichkeiten. Der starke herrschaftliche Kaffee oder  
Grafenkaffee, den ich ziemlich unvorsichtig zu trinken pflegte,  
bevor ich mich schlafen legte, mochte mich besonders befähigen,  
Traumgebilde in einer durchdringenden Deutlichkeit zu  
schauen und vielerlei schöne Stimmen im Traum zu hören. 20

Eines Abends, da es bereits dunkel zu werden begann, ich  
durch eines der wohlbekanntesten Korridorfenster den herrlich  
glänzenden Abendstern aus blassem Himmelsgrund herüberfun-  
keln sah und ich so mit irgendeiner Beschäftigung im Kopf,  
gleichsam in Gedanken verloren, in Wirklichkeit aber ganz klar 25  
und unbefangen mit leisem Schritt in das Bibliothekzimmer ging,  
gewahrte ich, am Tische sitzend, mit einem Brief, den sie in der  
Hand hielt und den sie offenbar soeben gelesen hatte, die Fürstin  
M... Sie war ganz schwarz gekleidet, als wolle sie schon durch ihre  
Gewandung ankündigen, daß sie in hoher Trauer sei; blaß war ihr 30  
Gesicht; auf dem schönen Kopf, in das dunkle Haar eingedrückt,

21 begann,] begann; NRs



trug sie ein Diadem, das im Dämmerlichte wunderbar funkelte, ähnllich wie der Stern, den ich eben durch das Fenster hatte hereinschimmern sehen. Die großen Augen der Fürstin, die in eine Abwesenheit, in eine Ferne gerichtet waren, standen voll Tränen.

5 Ich blieb unwillkürlich stillstehen, von der Schönheit, die ich sah, bezwungen. Die Fürstin sah mich wohl, aber sie beachtete mich natürlich in keiner Weise. Eine eigentümliche Kühnheit kam über mich. Ein schönes Bild, ein schöner Anblick hat mich noch immer

10 kühn gemacht, und ich fand es seltsamerweise ganz selbstverständlich, die schöne Frau anzureden: „Weinen auch Fürstinnen? Bisher habe ich das für unmöglich gehalten. Eine so hochgestellte Frau, dachte ich immer, besudelt und beschimpft nie ihre reinen, klaren Augen, den reinen blauen Himmel ihres Augenlichtes mit

15 befleckenden Tränen, die den Ausdruck, den stets festen, ihres Antlitzes entstellen. Warum weinen Sie? O, wenn Fürstinnen weinen, reiche und mächtige Menschen ihre Ruhe und ihre gebieterrische Haltung verlieren, mit einmal kraftlos sind und eine tiefe Müdigkeit fühlen, was will man dann noch sagen, wenn man sieht, wie die Bettler und Bettlerinnen sich im Elend und im

20 Schmerz krümmen; wenn man sieht, wie die Armen und die Erniedrigten ihre Jammerhände in der Verzweiflung ringen und sich nicht anders zu helfen wissen, als sich in einem Stöhnen und Strom von elenden Tränen zu baden. So ist denn also nichts in dieser von Stürmen und Heimsuchungen zerrütteten Welt fest.

25 So ist alles, alles schwach, da selbst Fürstinnen weinen und lange vor sich hin schauen in eine Leere vor Verlegenheit und Bangen. Dann sterbe ich gerne eines Tages und nehme mit Vergnügen Abschied von der harten Welt, um im lieben guten Grabe von allen Ängstlichkeiten auszuruhen.“

30 Die Fürstin hörte alles, was ich sagte, denn ich sprach laut und deutlich. Sie schaute mich mit großen Augen verwundert und lang an. Mit einmal fragte sie mich: „Wie heißen Sie?“ Ich sagte: „Tobold.“ Die Fürstin ließ lange ihre sinnenden Augen

auf mir ruhen. Sie schaute mich sehr ernst, aber durchaus nicht hart, vielmehr eher beinahe freundschaftlich an und sagte: „Sie haben gute und wahre Worte gesprochen.“ Der Augenblick und die Szene waren seltsam feierlich. Da ich indessen Schritte näher kommen hörte, so entfernte ich mich, denn ein müßiges Stillstehen im Zimmer, wo die Fürstin sich aufhielt, würde sich nicht gut ausgenommen haben und hätte einen dritten stutzig machen müssen. Im übrigen war es höchste Zeit, die Lampen anzuzünden, da die Dunkelheit bereits herrschend geworden war. Ich hörte auch schon aus einiger Entfernung den Kastellan fluchen. Wir alle wußten, daß der Graf ernstlich böse wurde, wenn die Lampen nicht rechtzeitig brannten.

Der Graf ging bald daraufhin auf Reisen, und da man mich weiter nicht mehr nötig hatte und man mir das in einer freundlichen Form sagte, so nahm ich Abschied vom Schloß. Man besaß die Güte, mir ein gutes Zeugnis auszustellen, worin es unter anderem hieß, daß ich recht sehr zuverlässig und daneben auch noch recht sehr fleißig und brav sei, eine Beurkundung, die mich natürlich freute. „Hören Sie, Tobold,“ sprach der Kastellan zu mir, indem er gutmütig lachte: „Sie gehen jetzt von uns fort, fahren in die Welt hinaus. Sie haben hier etwas gelernt, und ich bin überzeugt, daß man Sie überall gut wird brauchen können.“ Der Sekretär schenkte mir zum Abschied eine Stecknadel. „Ein Dutzend gute Hemden werden Ihnen zuverlässig nachgeschickt.“ Man übergab mir hundert Mark Gratifikation. Alles redete mich mit vieler Freundlichkeit an. Alle Leute zeigten sich zufrieden und gewogen. Am andern Morgen flog ich auf einem Wagen, den August lenkte, den Schloßhügel herab. Ich werde diese fröhliche Fahrt nie vergessen, die von einem feuchtglänzenden Sonnenschein aus bewölktem Winterhimmel verherrlicht wurde. Wie ein großer Herr saß ich im Wagen, und während ich mir eine französische Zigarette drehte, um dieselbe nachher in den Mund zu stecken, rief ich voll frohen Übermutes und herzlichen Le-

bensmutes aus: „Jetzt bin ich |ein Kerl. Jetzt kann kommen, was  
kommen will, ich trete ihm zuversichtlich und unverblümt ent-  
gegen. Mir ist, als vermöchte ich es jetzt mit der ganzen oder  
wenigstens halben Welt aufzunehmen. Eine große Lebenskraft  
5 ist nun in mir. Laut muß ich wahrhaftig fast darüber lachen.  
Göttlich schön und gut ist doch die Welt. Ich begreife keine Ban-  
gigkeit mehr. Donnernd stürzt das Leben mir vor die Füße. Der  
Himmel zeigt da und dort ein schüchternes kleines Blau. Das will  
ich für ein gutes Zeichen halten. Leben: ich will mit dir kämpfen!  
10 Soeben komme ich vom Erleben, und jetzt reise und fahre ich  
weiterem Erleben und fernerer Erfahrungen lebhaft entgegen.  
So ist es schön. Etwas aushalten, etwas ertragen muß man. Durch  
kräftiges Dulden und Erleben wird das Leben leicht. Hurra!, hin-  
ein in die Wellen als guter unverzagter Schwimmer. Ich habe  
15 jetzt einiges überstanden und kann mit festen Schritten und mit  
festem Blick vorwärts marschieren.“

Die neue Rundschau, Jg. XXXI, H. 12, Dezember 1920, S. 1337–1448

Ernst Cassirer, *Philosophische Probleme der Relativitätstheorie*, 1337–1357

Kurt Hiller, *Linkspazifismus*, 1357–1376

*Dehmels Fahrten in den Alpen* [Briefe hrsg. von Charles Simon], 1376–1389

Fritz Lampl, *Martin Hucke. Die Geschichte einer Ohnmacht*, 1389–1399

Emil Faktor, *Wege der Erde*, 1399–1405

Robert Walser, *Das Christkind. Ein kleines Versspiel*, 1405–1412

Max Krell, *Romane 1920*, 1413–1422

Erwin Steinitzer, *Der Wirtschaftskampf Mittel- und Osteuropas*, 1422–1429

Oskar Loerke, *Prosa zu Versen*, 1429–1440

*Gedichte [Von Franz Johannes Weinrich, Gottfried Benn,*

*Klabund]*, 1441–1444

Anmerkungen:

Hans Blüher, *Der Philosoph Konrad Wilutzky*, 1445–1447

Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, *Bolschewik und Gentleman*

[Über Robert Müller, *Bolschewik und Gentleman*], 1447–1448

Das Christkind  
Ein kleines Versspiel von Robert Walser

1405

- JOSEF: Was geht in dieser Hütte vor,  
was sehe ich für fremde Leute?  
5 Welch eigenartige Versammlung!  
Im schwachen Schimmer meiner Lampe  
entdeck' ich allerlei Gesichter.  
Wer seid ihr, und wo kommt ihr her,  
und weshalb zeigtet ihr euch hier?  
10 Rede du!
- EIN JUNGES  
MÄDCHEN: Kaum kann ich's erklären,  
frag' mich nur lieber gar nicht aus,  
ich hörte, daß hier heute nacht  
etwas Herrliches sei und habe  
15 gedacht, ich möcht auch mit dabei sein,  
obschon ich nur ein arms, verachtets  
Mädchen bin.
- EIN SOLDAT: Sagten sie nicht,  
Der längst Ersehnte sei geboren?
- 20 EIN ALTER MANN: Derart'ges kam auch mir zu Ohren.
- JOSEF: Wer sagt' es?
- SOLDAT: Weiß es nicht.
- MÄDCHEN: Ich auch nicht.
- JOSEF: Wer aber sind die würd'gen Männer,  
25 Die da zusammen diskutieren?  
Mir scheint, sie sind von hohem Rang,  
Das zeigen ihre prächtgen Kleider,  
ihr ganzes wohlgepflegtes Äuß' res  
zu deutlich, als daß ich sie für  
30 niedrige Leute hielt'.
- ERSTER KÖNIG: Wir sind  
Häuptlinge aus dem Morgenland,

1406

	die einen tituliern uns Weise, andern erscheinen wir als Kön'ge.	
JOSEF:	So, so? Ei, das gefällt mir sehr. Schade nur, daß ich euch mit nichts aufwarten kann.	5
ZWEITER KÖNIG:	Wir danken herzlich, haben aber durchaus nichts nötig. Uns labt allein schon unser Hiersein.	
JOSEF:	Ist's möglich, daß ihr eine so lange Reise darum machtet, als um 'nen schlichten Handwerksmann kennen zu lernen, kaum vermag ich's zu fassen, nehmt es mir nicht übel.	10
DRITTER KÖNIG:	Es wird wohl Gott gewesen sein, der uns den Wink gegeben hat, hierher in diesen engen Raum zu kommen, wo das Knäblein liegt, das die Menschheit erlösen soll.	15
JOSEF:	Wie kommst du zu der wunderbaren Idee? Ich muß beinah erschrecken. Gewiß ist hier ein Kind geboren, doch kaum zu solch erhabenem Zweck.	20
SOLDAT:	Zeig' es uns.	
JOSEF:	Ihr möchtet es sehn, nun, so schaut euch nur ein wenig um. Dort im Winkel liegt es neben seiner Mutter. – Und du, Bursch, bist du auch wundrig?	25
1407   EIN SPASSMACHER:	Ungemein sogar!	30
EIN VAGABUND:	Ich möchte dieses Wunderkind auch gerne sehn.	

JOSEF: Der Anblick sei dir  
gegönnt. Kommt, tretet näher.  
*Alle treten zu dem Kinde.*

Dies ist's!

5 MARIA: Mit was für Leuten sprichst du da?  
JOSEF: Sie wollen unser Kindchen sehn,  
sie sagen –

MARIA: Nun, was sagen sie?  
JOSEF: Es sei der Heiland.

10 MARIA: Wie? Dies Kind?  
JOSEF: Ja, und es sei geboren, um der  
Glückseligkeit der Menschen willen.

MARIA: Sind sie nicht von Betrug erfaßt?  
JOSEF: Offen gesagt, sie machen mir  
15 nicht grade derlei Eindruck, dafür  
sind sie zu artig, reden viel zu  
bedächtig. Sprich doch was mit ihnen.

MARIA: Seid mir willkommen. Besten Dank  
für euer Nahn und eure guten  
20 Mienen, und daß ihr uns so freundlich  
nachfragt.

EIN HIRT: Für einen oder zwei wird  
wohl in dem Kämmerchen noch Platz sein.

JOSEF: Der Andrang ist schon ziemlich groß,  
25 doch wehr' ich euch den Eintritt nicht,  
sag euch vielmehr recht herzlich guten  
Abend und bitt' euch, es euch so  
bequem zu machen, als es angeht.

DER HIRT: Draußen war alles still, mit einmal  
30 sang's aus dem Sternenhimmel: „Christ ist  
erstanden!“ Dachte drum, ich müß' ihn  
sehn, und nun denk' ich, dieser ist's.

SOLDAT: Er ist es.

	JOSEF:	Da ihr es durchaus glaubt, möcht ich es am Ende selber glauben.	
1408	MARIA:	Bist du nicht alleweil ein Kind, trotz deiner Jahr' und vielen  Erfahrungen; willst du, daß dich dein Bart auslacht und deine Stirnrunzeln sich deiner schämen? Red' nicht so unvorsichtig.	5
	JOSEF:	Will mir's merken. Am End ist's Eitelkeit von mir, so etwas von dem Kind zu glauben, als wär's der künftige Erlöser.	10
	DAS MÄDCHEN:	Was ist's für ein entzückend' Licht, das ihm um das Gesichte leuchtet? Woher rührt dieser holde Strahl? Oder trügen mich meine Augen?	15
	DER ALTE:	Nein, nein, auch ich seh' jetzt den Schein, Die ganze Stub ist hell davon, wenn nicht ein arger Wahn mich blendet.	20
	SOLDAT:	Ja, ich seh's auch, und alle können es sehn, und allen kommenden Menschen wird diese Stunde teuer sein; wird er sie nicht alle zu sich hinziehen, der jetzt noch nicht redet, aber einst Göttliches sprechen wird? Mich hat er gefangen, und nun reut mich all mein bisher'ges Tun. Ich zog durch Gallien und Ägypten, Assyrien, hab' vom Regiment Urlaub geholt, um dieses Kind hier zu grüßen. Welche tiefe Freude faßt mich vor seinem Bilde an.	25 30



Hab' in Gefahren nicht gezittert,  
 hab' vielen wehgetan, bin fühllos  
 geblieben, wenn sie riefen, daß ich  
 sie schonen sollte. Was empfinde  
 5 ich nun? Traum' ich? Bin ich nicht mehr  
 derselbe? Bin ich nun ein and'rer,  
 ein Höherer?

**DER ALTE:** Nein, nur ein Sanft'rer,  
 doch freilich darum auch ein Höh'rer.  
 10 Du huldigst diesem jugendlichen  
 Leben, ich, Alter, tu es auch.  
 Sah ich, so lang ich lebte, eine  
 schönere Stunde; ist mir's nicht,  
 als müßte schon die ganze Welt  
 15 vom fröhlichen Ereignis und von  
 der großen Hoffnung wissen? Einst wird  
 es heißen: Damals wurden Lieb' und  
 Glauben geboren.

1409

**JOSEF:** Schwärmst du doch  
 20 fast wie ein Junger oder schier  
 noch mehr. Was ist dies für ein Geist  
 heut' nacht?

**MARIA:** Sie sind wohl all entweder  
 nicht recht gescheit oder dann selig,  
 25 vielleicht spricht Gott aus ihrem Munde?

**JOSEF:** Weiß ich's? Ich selber dachte nichts,  
 hab in dem Vorkommnisse kaum was  
 Apartiges gesehen, bis sie  
 sprachen, es lebe hier ein Wunder.  
 30 Ich schüttelte den Kopf dazu.  
 Du weißt ja, daß ich sonst ein ganz  
 vernünftiger Geselle bin,  
 einer, der nüchtern, praktisch denkt.

Die kindliche Erscheinung nahm ich  
 mir nicht gar allzu sehr zu Herzen.  
 „Nun, 's ist ein Kind, wie alle andern;  
 hoffentlich wird was Recht's aus ihm.“  
 Ungefähr so dacht' ich, und jetzt 5  
 bin ich von ihrem träum'rischen  
 Gespräche beinah irr, als hätt ich  
 berauschendes Getränk genossen.  
 Doch ich will auf den lieben Gott  
 vertrauen. 10

MARIA: Das ist auch das Beste.  
 Mich freut es, daß du wacker bist,  
 einfach und brav, wie es sich schickt.

EINER DER KÖNIGE: Wir knien vor dem Kinde nieder  
 und legen die Geschenke ihm 15  
 hier vor die Füße.  
*Sie tun es.*

JOSEF: Werte Herren,  
 benehmt ihr euch nicht gar zu artig,  
 dünkt euch nicht, daß ihr mir und meiner 20  
 Gattin, bescheidenen Leuten, die wir  
 sind, fast nur zu viel Gutes antut?

ERSTER KÖNIG: 's ist um der treulichen Gesinnung,  
 und um der frohen Ankunft willen.  
 So etwas ist ja immerhin 25  
 eine Art Dekoration.  
 Bei uns sind solche Gegenstände,  
 so kostbar sie euch scheinen mögen,  
 in Hüll' und Füll' vorhanden, drum  
 sagt uns nicht gar so großen Dank. 30  
 Ihr gebt uns mehr, wir tragen in  
 unsre Heimat die Freude mit,  
 daß wir den Messias gesehen,

den Herrn, an den einst viele Völker  
glauben, ihm Tempel baun. Er selber  
wird aber nicht so glücklich sein,  
wie man's wohl dächt'.

5 MARIA: Wie meinst du das?

ZWEITER KÖNIG: Ein Kluger sagt nicht alles, was  
er weiß, oder was er ahnen zu  
können glaubt.

ERSTER KÖNIG: Du hast recht.

10 *Zu Maria.*

Ich meinte  
nur, daß dein Sohn so groß im Lieben,  
wie Dulden werden könnte; wollt' dir  
nichts sagen, was dich ängst'gen müßte.  
15 MARIA: Eben erfreut'st du mich, nun machst du  
das Herz mir schwer.

DRITTER KÖNIG: Nichts, nichts, er spricht gern  
ein wenig viel.

20 *Zu seinem Kollegen.*

Du hättest das  
besser für dich behalten können.  
MARIA: Dulden? Beginn' ich nun zu ahnen,  
was meines Sohnes Schicksal sein wird?  
Ihr schaut mich an, als sorgtet ihr  
25 um mich und wärt betroffen, weil ihr  
mir sagtet, was nicht lieblich klang.

JOSEF: Ruhe und Liebe und Vertrauen  
gehn über alles.

MARIA: Ja, du guter

30 Mann.

JOSEF: Nun scheint's etwas dunkler, aber  
bald wird's von neuem heiter sein.  
Wir wollen unser Inn'res nicht

	trüblicher werden lassen. Hat dir Gott dieses Kind gegeben, so wird er es auch an seiner Hand durch das unerforschliche Leben führen.	5
DER ALTE:	Wie ernst nun alles ist.	
SPASSMACHER:	Wollen wir gehn?	
VAGABUND:	Jemand muß wohl den Anfang machen. Freud und Leid, Größe und Niedrigkeit sind stets nah beieinander; diese Weisheit kommt aus einem Taugenichtskopf.	10
JOSEF:	Gut' nacht!	
SOLDAT:	Nun geh ich auch, gut' nacht!	
DIE DREI KÖNIGE:	Wir wolln in unsre Herberg' gehn.	15
ALTER:	Ich geh nun wohl auch grad' mit weg.	
DAS MÄDCHEN:	Und ich will gleichfalls gehn. Schlaft wohl!	
JOSEF:	Nun sind sie alle wieder fort.	
MARIA:	Woll'n wir auch schlafen, wie die andern? Du bist gewiß auch etwas müd' von dem Reden mit den Gästen, die dir so manches zu bedenken gaben.	20
JOSEF:	Gewiß bin ich ein bißchen schläfrig, doch schlaf' nur lieber du allein und laß' mich wachen, daß dem Kind, von dem sie uns so Seltnes sagen, die treue Wächterschaft nicht fehlt. Schließ' nur die Augen; meine sollen geöffnet bleiben, daß der Zartheit nichts widerfährt, und daß dein Träumen erfreulich sei und süße, ruh'ge liebkosende Gebilde dich umziehen. Wachen denn nicht auch	25 30

die Sterne draußen über unsrem  
 Hügel und jene ewige  
 Seele, der Weltengeist und dies  
 |All, das nie ruht, doch horch', wer klopft  
 da an die Tür?

5

EIN ENGEL:

Lege dich

nur hin, ein Stärkerer wird wachen.

JOSEF:

Ich tu, was du mir sagst.

DER ENGEL:

Dann tust du

10

gut.

JOSEF:

Wird dies Kind behütet sein?

DER ENGEL:

Sei ohne Sorge, was du liebst,

und wer dich lieb hat, wenn du treu bist,  
 sind ruhig, also sei du's auch.

15

JOSEF:

Gut' nacht!

MARIA:

Nun hab' ich mein Vertrauen

wiedergewonnen. Wenn einst nicht  
 alles so schön ist, wie ich mir es  
 gern denke, so hab' ich wohl Kraft,  
 es zu ertragen.

20

JOSEF:

So schlaf' wohl.

DER ENGEL:

's ist doch ein sonderbares Ding

mit dem bedenklichen Gemüte

der Menschen, grad' als ob sie fliehn

stets möchten, dem, was über ihnen

beschlossen ist; woll'n immer wännen,

alles in Ordnung stell'n zu müssen,

machen sich überflüss'ge Arbeit;

doch sind's die Lieben und die Guten,

die solches tun; sie woll'n nicht ruhen,

weil sie was zu versäumen meinen.

Mich hat der Herr hierhergesandt,

damit ich fleißig Wache steh';

30

es scheint, er hat die Beiden lieb,  
daß er sie so geschont will wissen;  
hat wohl mit jenem kleinen Kinde  
Besond'res vor, sonst nähm' er sich  
nicht so innig der Eltern an.  
Will er es mit Schönheit und Weisheit  
begaben, ihm nach einem Lebens-  
wandel voll Glanz ein hohes Leid  
bereiten und den Schwergeprüften  
dann zu sich in sein göttliches,  
luftiges, ew'ges Wohnhaus nehmen?

5

10

Die neue Rundschau, Jg. XXXVIII, H. 10, Oktober 1927, S. 337–448

Georges Duhamel, *Moskauer Betrachtungen*, 337–353

Rudolf Kayser, *Stendhal und die Gegenwart*, 353–369

Arthur Holtscher, *5000 Kilometer durch Südwesteuropa mit 120 PS*, 369–396

Herbert Schlüter, *Die Kinderhochzeit. Novelle*, 396–419

Wilhelm Michel, *Das weltlose Drama*, 419–422

Robert Walser, *Drei Studien*, 423–430

Samuel Saenger, *Politische Chronik*, 430–437

Europäische Rundschau:

Rudolf Kayser, *Zum Kleist-Tag*, 438–439, *Kirche und Nationalismus*, 439–440, *Verteidigung Rußlands*, 440–441, *Thiers' 50. Todestag*, 441–442, *Gide und Barrès*, 442–443, *Das Buch in Italien*, 443–444, *Massachusetts der Mörder*, 444–445, *Amerikanisches Theater*, 445

Anmerkungen:

Carl Einstein, *Gottfried Benns „Gesammelte Gedichte“*, 446–448

[Redaktionelle Mitteilung], *Mitarbeiter dieses Heftes*, 448

Drei Studien  
von  
Robert Walser

Kabarettbild

DER IMPRESARIO: Sie ruinieren sich Ihre Karriere. 5

DER BACKFISCH: Sie müssen vor allen Dingen wissen, daß ich mich Backfisch nenne. Was Sie jetzt für ein Alltagsgesicht machen. Ich bin eine Art Genußnatur. Ich liebe die Fröhlichkeit und gehe deshalb mit Äußerungen sparsam um. Jede lustige Äußerung bedeutet einen Lustigkeitsverlust. Neulich würdigte mich 10 eine Aristokratin ihrer Aufmerksamkeit.

DER IMPRESARIO: Sogleich wird Andalusia auftreten.

DER BACKFISCH: Wenn man in Betracht zieht, daß sie Zahnweh hat, tanzt sie sehr nett.

EINE BUREAULISTIN: Ich nahm mir vor, aus dem Backfisch, der 15 unstreitig begabt ist, einen vernünftigen, bodenständigen Menschen zu machen, aber meine guten Absichten prallen an seiner Überzeugtheit ab, gut situiert zu sein.

DER IMPRESARIO: Ich titulierte ihn eine Zeitlang Doktor. Ich hielt ihn für einen anständigen Menschen, nämlich für einen Ver- 20 schwender.

DER BACKFISCH: Seit Sie zu ahnen anfangen, daß ich eines Innenlebens fähig sei, affektierten Sie mir gegenüber eine grandiose Geringschätzung.

EINE BUREAULISTIN: Er hat keine Phantasie. Besäße er welche, 25 so würde es ihm eine Kleinigkeit sein, mich für eine Gräfin zu halten.

EINE FRAU AUS DER GROSSEN WELT: Mich duzt er. Er tut's mit unsagbarer Selbstverständlichkeit.

30

Vgl. *Mkg.* 170r/1 [KWA VI].



DER IMPRESARIO: Ich mache Sie ergebenst darauf aufmerksam, mein Herr, daß Andalusia an gewissen Einbildungen zu leiden scheint. Sie erzählte mir, sie sei Ihre Tochter.

EIN GYMNASIAST: Sie spinnt.

5 DER IMPRESARIO: Schweigen Sie! Die Angelegenheit ist ernsthaft. (Zum Backfisch.) Bestellen Sie sofort für Andalusia eine Flasche Champagner, das wird sie besänftigen. Sie rast!

DER BACKFISCH: Da kommt sie. Sie personifiziert mit ihrem Kostüm ein Schneegestöber. Man sieht ihr das Industriequartier  
10 auf keine Weise an. Der Anblick einer Tänzerin stimmt mich jedesmal baronhaft. Offenbar ist mir das angeboren. Mein Vater hielt sich ein Jahrzehnt lang im Paris des zweiten Kaiserreiches auf. Er sah Erscheinungen, die Guys mit seinem genialen Stift aufs Papier bannte. 424

15 EINE LEHRERIN: Der Backfisch hat keine Weltauffassung. Indem ich ihm solche einflößen wollte, wünschte ich, er fände mich reizvoll.

DIE FRAU VON WELT: Er würde sich sehr gut dazu eignen, mir auf einem Präsentierteller einen Brief angenehmen Inhaltes zu  
20 überbringen. Wenn man ihn anschaut, stellt man sich das Leben rosig vor. Sein Gesicht, seine Manieren sind Musik.

DER BACKFISCH: Als ich im Spital lag, vergnügte ich mich damit, der Krankenschwester, sobald sie mir ihren Rücken zukehrte, die lange Nase zu machen. Sie trug weiße Strümpfe.

25 DER IMPRESARIO: Wenn Sie Andalusia nicht überzeugen, daß Sie für sie schwärmen, sind Sie ein Barbar.

DER BACKFISCH: Ich finde Frauen schön, die mit Beleidigtheit kämpfen. Der Glanz ihrer Augen ist hinreißend. Ihr Teint ist jetzt von alabasterner Blässe. Sie flößt mir Mut ein. Was kann ich dafür,  
30 daß mich ihr Auftreten mit einem immensen Glauben an mich beschenkt? Darin besteht ja die Schönheit der Artistinnen, daß sie uns seelisch festigen, bereichern.

DER GYMNASIAST: Sie hat einen Revolver in der Hand.

DER IMPRESARIO: Jetzt zielt sie.

DIE FRAU VON WELT: Auf wen? Ah, interessant!

ANDALUSIA (feuert auf den Backfisch).

DER BACKFISCH (mit einer leichten Verletzung): Merci beaucoup!  
5

DIE LEHRERIN: Schade um ihn. (Der Backfisch wird verbunden und sieht sehr vorteilhaft aus.)

DER BACKFISCH: Du bist nervös, Andalusia. (In einer Pose schäferhafter Träumerei.) Oh, die Göttinnen mit den Federn im Haar, mit der Absolutheit des Kleidungs mangels bekleidet, die man Nacktheit nennen kann, und die einem begegnen, wenn man in einsamgrünen Blättermeer des Waldes in der Gedankengefangenschaft stillsteht. Herr Impresario, lassen Sie nun die Flasche bringen, von der Sie vorhin redeten.  
10

DER IMPRESARIO: Sie scheinen Wirklichkeitswege betreten zu wollen.  
15

DER BACKFISCH: Und Gläser für sämtliche hier um mich Sitzende.

DIE FRAU VON WELT: Nüchterne Leser werden vielleicht dieser Skizze den Beifall versagen, den sie trotz ihrer Unglaublichkeit zu verdienen scheint.  
20

425 DER BACKFISCH: Was sich Flaubert für eine rührende Mühe beim Niederschreiben seiner Romane gab! Sein Eifer, seine Strenge mit sich selbst haben etwas Märchenhaftes. Man tut gut, wenn man in mir eine Art Literat erblickt. Wirklichkeit kann in sogenannten Wirklichkeitsbüchern unwirklich wirken. Im Leben ist etwas, das sich unserem Lebenstrieb widersetzt. Leben, Wirklichkeit sind raffiniert. Wir können ja übrigens Wirklichkeiten schaffen! Das, was man Wirklichkeit nennt, besteht ja aus uns, und insofern wir bildungsfähig sind, ist es die sogenannte Wirklichkeit  
25  
30 auch. Ob Wirklichkeiten reicher oder ärmer seien, kommt auf uns an. Man hat doch unter Wirklichkeiten nicht nur das zu verstehen, was sich der Dutzendverstand darunter vorstellt. In den Kreis

des Wirklichen ziehe ich das Unwirkliche als bedeutungsvollen, in gewisser Hinsicht sogar ausschlaggebenden Faktor mit ein; denn das Unwirkliche bildet doch beim Wirklichen das Ergänzende. Man braucht z. B. beim Sonnenschein auch nicht den Schatten  
5 zu bemerken. Wenn ich nun Wirklichkeit verloren hätte und sie mir, weil ich sie suche, desto lebendiger wäre? Ist Suchen nicht ebenso wirklich als das bißchen Wirklichkeit im Haben, im Sein?

DER IMPRESARIO: Prosit, Herr Professor!

### Schillerfiguren

#### *Großstädtisches Kaffeehaus*

10

LADY MILFORD: Sie sind jener aus dem väterlichen Schloß verstoßene und um einiger Unvorsichtigkeiten willen ins Räuberhandwerk gejagt und getrieben wordene Karl Moor? Ihr Aussehen scheint durchaus Ihrem Schicksal zu entsprechen. Was wurde aus  
15 Ihrer Amalia?

15

KARL MOOR: Ich beging den Fehler, zu leichtgläubig zu sein. Mein Bruder Franz kannte diese meine Schwäche genau. Auf einen ironischen Brief hin, den er mir vielleicht nur versuchsweise schrieb, rannte ich spornstreichs in die Wälder, wo mich mein  
20 Ehrgeiz zur Gründung einer Gaunerbande anstachelte. Indes sich Amalia, die nie aufhörte, mich für den besten und liebenswürdigsten Menschen der Welt zu halten, um mich abhärmte, indem sie in schwarzem Samtrock am Fenster ihres Gemaches saß und unablässig an mich dachte, nahm ich einen jungen, bildschönen  
25 Polen namens Kosinsky in die Reihen meiner Spießgesellen auf. Er verstand wunderschön zu singen; in seinem Auftreten, seinem Benehmen, seinen Äußerungen mahnte er an ein Mädchen. In der Tat war er ein solches, obschon er das natürlich nie eingestand.

25

LADY MILFORD: Ihr Herr Vater wurde von Ihrem Herrn Bruder

*Vgl. Mkg. 168v/II [KWA VI].*

in einen Hungerturm geworfen. War denn Franz wirklich solch ein Schurke?

426 |KARL MOOR: Da er von lauter Einfältigkeiten umgeben war, wie sein Vater eine war und wie anderseits ich eine zu sein scheine, so kann es möglich sein, daß er schurkisch wurde. Unsere Naivitäten langweilten ihn. 5

LADY MILFORD: Er wäre also halb zu entschuldigen. Aber wer stürzt denn da hinein?

AMALIA (in aufgelöstem Haar): Mein nie zu Verwindender!

KARL MOOR: Solltest du dir nicht solche exaltierten Manieren 10 eigentlich längst abgewöhnt haben? Benimm dich bitte ein wenig zeitgemäß.

LADY MILFORD (zu Amalia): Ihr sehr interessanter Geliebter befindet sich auf dem Weg, ein scharmanter, brauchbarer, gescheiter, anstelliger und geschmeidiger Mensch zu werden. 15 Unterbrechen Sie seinen Bildungsgang nicht. Er stellt eine Entwicklungsphase dar. Er sieht manches ein. Eine willigere Natur gab es nie.

AMALIA: So bin ich betrogen? (Zur Kellnerin:) Bitte, bringen Sie mir Schlagsahne. 20

FERDINAND (zu Karl Moor): Wir beide scheinen mit ähnlicher Jugendungestümlichkeit ausgestattet worden zu sein. Hinsichtlich idealischen Eifers gleichen wir einander wie ein Ei dem andern. Unsere Hauptaufgabe scheint darin zu bestehen, uns Geduld einzuprägen, die Wichtigkeit dieser Eigenschaft will von uns 25 erfaßt sein.

LUISE (zu Amalia): Ich übte so wenig Einfluß auf meinen hochgeschätzten Liebhaber aus wie Sie auf den Ihrigen. So geht's, wenn man bloß liebt.

MARIA STUART: Wie geht's denn dir, Mädchen vom Land mit der fabelhaften Karriere? 30

DIE JUNGFAU VON ORLÉANS: Ich habe doch jedenfalls gelebt. Du zwar auch, aber auf eine andere Art. Du wurdest zum

Opfer deiner Schönheit, ich zum Opfer meiner patriotischen Entflammtheit. Ich war Seele, du warest Leib, falls ich mich etwas primitiv ausdrücken darf, was in einer Glosse erlaubt sein dürfte.

5 **WALLENSTEIN:** Ich bin vielleicht Schillers bedeutendste Figur so im Kreise meiner Anhänger und Verräter und mit dem berühmten Vorhaben, dem ich eines Abends Ausdruck verlieh, in einen möglichst langen, ergiebigen Schlaf hineinzusinken.

**DON CARLOS:** Mysteriöse Erscheinung, die ich bin! Ich vermochte die Hofluft nicht zu ertragen, der Hof ertrug wieder mich  
10 nicht. Marquis Posa hätte vielleicht nie mein Freund sein sollen. Diese Freundschaft war aber Tatsache. Mich überkam ein Bedürfnis, aus einer Umarmung in die nächstliegende, andere zu stürzen. Ich flog, taumelte von Betäubung zu Betäubung und kann auch jetzt noch nicht umhin, mir unerklärlich zu sein. Ich hielt  
15 und halte es innerhalb meiner selber kaum aus. Ich bin mir etwas durchaus Unerträgliches. Wer sich unausstehlich ist, nicht mit sich übereinstimmt, sich nicht versteht, den verstehen auch andere nicht. Ich bin die hochaufgeschossene Mißverstandenheit. Mein Talent, mich zu charakterisieren, setzt mich übrigens in Ver-  
20 wunderung.

**LADY MILFORD:** Ferdinand hat mich ein ganz, ganz klein wenig geliebt, aber er glaubte sich diese Empfindung verbieten zu müssen. Sein sittlicher Impuls kleidete ihn vorzüglich.

**LUISE:** Ich zeigte Ihnen gegenüber weit mehr Temperament  
25 als gegenüber demjenigen, dem es nicht geschadet hätte, wenn ich mir von ihm nicht alles hätte wollen gefallen lassen. Liebe ist alles andere eher als eine Erzieherin. Weil ich außer ihm nichts liebte, wurde er bekanntlich sehr dreist.

**AMALIA:** Ich sah entzückend aus, als ich im Park den Degen  
30 zückte.

**SEKRETÄR WURM:** Ich bedaure die Mimiker, die sich auf mich abzustimmen, sich in mich hineinzuleben haben.

LADY MILFORD: Ich wurde zeitweise von einer Schauspielerin dargestellt, die eines Tages bei Tisch einen Dichter fragte, ob er sie nicht zu sehen begehre, wie sie in der Abschiedsszene die Hände ausbreite, zu den Dienern und Dienerinnen sprechend: „Ihr liebt mich, ihr Guten!“, wie da gleichsam ihre Hände von den Tränen der Rührung gewaschen werden. Der Dichter erwiderte, es sei ihm natürlich eine Freude, gelegentlich Zuschauer des Auftrittes zu sein, der noch heute keineswegs seine Wirkung verfehle. Er dankte meiner Interpretin sehr höflich und dachte an eine Vorstadt-tänzerin, und die erfolgreiche Schauspielerin durchschaute ihn, der für die Kleine, die Ungenannte in Künstlerkreisen nachmals Stimmung machte.

#### Szene aus dem Leben des Malers Karl Stauffer-Bern

STAUFFER: Mein Bruder ist fröhlicher als ich. Wenn ich ihn mir so in seiner Amtlichkeit, in seiner idyllischen Advokantentätigkeit vorstelle, möchte ich ihn beneiden. Er lebt täglich in netter Gesellschaft. Sein Bureau ist luftig, hell, sauber. Sorgen braucht er sich nicht große zu machen. Er genießt seine bescheidenen Einkünfte. Die Stadt, worin er wohnt, hat eine ebenso lebhaft und intelligente Bevölkerung, wie sie von einer reizenden, zu Spaziergängen aller Art einladenden Gegend umgeben ist. Sonntags steigt er auf den Berg, der sich dicht über seinem Wirkungskreis erhebt, steht in weiß der Kuckuck was für himmlisch gesunder Luft und genießt die erhebendste, angenehmste Aussicht.

LIDIA: Indes Sie unter der Pflicht seufzen, eine Frau unterhalten zu sollen, die einige Ansprüche an die Begabung desjenigen stellt, der unwillig zu sein scheint, daß man wünscht, er leiste gerne Gesellschaft, der nicht verbergen kann, daß er begonnen hat, sich zu langweilen.

Vgl. *Mkg.* 165r/1 [KWA VI].

STAUFFER: Mich kränkt's, empört's, daß ich von Ihnen materiell abhängig bin.

LIDIA: Stauffer!

STAUFFER: Wenn beispielsweise mein Bruder den Einfall hat,  
5 zu glauben, es könnte sein, daß er womöglich gern ein Buch lese,  
so hindert ihn nichts, sich zu dieser viel Annehmlichkeit in sich  
schließenden Zerstreuung die nötige Zeit zu nehmen.

LIDIA: Während es Ihnen ansteht, zuerst Ihre Gebieterin um  
Einwilligung zu ersuchen, ehe Sie sich Ähnliches leisten dürften?  
10 Nicht wahr, das wollten Sie sagen?

STAUFFER: Ich wollte das – für mich behalten, es essen wie einen Leckerbissen.

LIDIA: Eine andere würde Ihnen jetzt den Rücken drehen, damit Sie sich über Ihre Ungezogenheit klar wären. Sie können mich  
15 doch jeden Augenblick verlassen, hingehen, wohin Sie wollen,  
wenn es Ihnen bei mir nicht mehr gefällt.

STAUFFER: Vielleicht hätte ich Sie nie kennenlernen sollen.

LIDIA: Sie reden wie ein unartiger Knabe. Es fesselt Sie nichts.  
(Legt ihren Arm um seinen Hals, grad als sei der feine Arm ein  
20 Joch und die Sprecherin wolle ihren eigenen Worten widersprechen,  
sie widerrufen, sie auslachen.) Seien Sie doch ein bißchen  
guter Laune.

STAUFFER: Meine Kunst gibt mir viel zu denken; Sie glauben  
gar nicht, wie ich mich zu jeder kleinen Fröhlichkeit geradezu  
25 aufraffen muß. Vergeßlichkeit kommt mir sträflich vor. Ich eig-  
nete mir dadurch, daß ich manchen Porträtauftrag auszuführen  
bekam, Technik an. Gewisse Leute nannten mich, wie mir meine  
Klugheit zu glauben empfahl, bequemlicherwise einen Meister.  
Solch ein Wörtchen springt ja so rasch über redegewandte Lip-  
30 pen. Nun mache ich absolut keine Fortschritte.

LIDIA: Armer, verzeih mir, daß ich dir soeben zürnte.

STAUFFER: Ihr Mitleid beleidigt mich.

LIDIA: Sieh, so vergällst du dir und mir jede unschuldige, füh- 429

lende Minute. Wenn ich dich einen Armen nenne, liebe ich dich ja bloß. Wie du jetzt die Miene verziehst, die Stirne runzelst, als wenn dich weiß Gott was peinigte. Ich hielt dich, ehe ich dich noch überhaupt gesehen hatte, für den heitersten und unbefangenen Menschen. Allgemein hieß es von dir, du sprudeltest von Lebenskraft und -lust. Wie ich allem diesem hübschen Gerücht lauschte, das mir so Liebenswertes herbeitrug! Wie bist du ein ganz anderer. Manchmal halte ich dich für böse.

STAUFFER: Wieder mit dem Landschaftlichen anfangen –

LIDIA: Was sagst du? 10

STAUFFER: Ich sprach mit mir selbst.

LIDIA: Selbstgespräche führst du in meinem Beisein? So unwichtig bin ich dir? Bin ich dir etwa schon seit einiger Zeit lästig? Sprich!

STAUFFER: Ich gebe mir seit manchem Tag Mühe, dich zu quälen, dich abzuschütteln, aber es gelingt mir nicht. Ich kämpfe mit der Kunst und kämpfe auch noch mit dir, mit – Ihnen, denn ich sehe soeben ein, daß ich auf den Wegen, die Ihnen gehören, mir einen Höflichkeitsfehler zuschulden kommen ließ. 15

LIDIA: Ich besitze dich, du darfst mich duzen. Ich erlaube es dir. Oh, wie leicht du es zustande brächtest, mich zu beherrschen. Aber deine Kunst hat dich geknechtet. Wenn du nicht so besorgt um dich wärst, nicht beständig auf eine quasi unwürdige Art an dich dächtest, an deinem Fortkommen herumstudiertest, nicht in einemfort wie auf einer Schulbank säßest, würdest du im Handumdrehen einige sehr einfache Kniffe anwenden, mich zu unterwerfen. 20 25

STAUFFER: Ist das dein Wunsch?

LIDIA: Ich antworte nichts hierauf. Kannst du nicht über irgendeine Kleinigkeit recht laut, recht herzlich lachen? Ich sehne mich nach nichts so sehr, als daß du dich freust. 30

STAUFFER: Ich will heute durchaus noch an deinem Porträt malen.



LIDIA: Gibt es keine Möglichkeit, die dir mehr Leichtigkeit, Freiheit, Schönheit, Großheit, Unbekümmertheit, Imagination in deinem Beruf bewilligte? Es käme vielleicht nur auf dich an. Ich will dich nicht nüchtern nennen, obwohl ich's jetzt gesagt habe,  
5 ich es nicht gern glaube, nicht gern zugebe, es kaum für wahr halte. (Für sich.) Er ist krank, und ich bin es auch. Beflügeltheiten fehlen uns beiden. Ich hielt ihn für einen begeisterungstrunkenen Sieger, für einen spielend Überwindenden und muß nun erfahren, daß er mühsam an sich arbeitet. Welche Enttäuschung!  
10 (Sie fühlt das so tief, daß sie ohnmächtig wird.)

STAUFFER (hält sie): Wie schwer wird das Leben, wenn wir's nicht leicht nehmen können. Warum kann man das nicht, wo einem doch die Vernunft sagt, daß man's sollte? Was man soll, kann man auch. Aber etwas in mir will es nicht. Risse mich ein  
15 Gott aus meinen Willensunlustigkeiten heraus! Warum ist sie so gütig? Warum jagt sie mich nicht verächtlich fort? Aber sie kann es nicht. Wir zaudern miteinander, sind zusammen ungewiß. (Lidia kommt zu sich.)

LIDIA (lispelnd): Ich danke dir.

20 STAUFFER (leise, zitternd): Hasse mich doch und ziehe die Konsequenz daraus. Mir ist, als sei das der Weg, auf dem ich erlöst werden könnte.

LIDIA: Freundschaft, wie schmerzvoll bist du!

25 STAUFFER: Bin ich bloß bei dir, um zu erwarten, was aus mir wird?

LIDIA: Wenn ich ein Mädels aus dem Volk wäre, hätte ich dir nicht so lange Bedenkzeit gewährt, dich zu fragen, ob's dir beliebt oder nicht, dich zu ereifern, mich glücklich zu machen. Feine Frauen haben viel zuviel Nachsicht. Mädchen von guter Abkunft  
30 werden in dieser Hinsicht mangelhaft erzogen. Ich klage mich an, ich sei zu gewissenhaft. Es wird jetzt aber Zeit sein, den Tee zu

nehmen. (Stauffer folgt ihr wortlos, gewohnheitsmäßig. Er ist der Verwöhnte, den das Verwöhntwerden verstimmt. Vielleicht liebt er nichts, achtet nichts. Im Grund ahnt er überhaupt wahrscheinlich nicht, was Achtung vor einer Frau ist. Daran ist vielleicht sie selbst zum Teil schuld. Jetzt sinnt sie etwas.)

5

## Zur Anlage von Abteilung II

Die Abteilung II der Kritischen Robert Walser-Ausgabe (KWA) enthält, nach den Publikationsorganen gesammelt und chronologisch ediert, sämtliche Erstdrucke, die zu Lebzeiten Robert Walsers in Zeitschriften erschienen sind. Zeitschriften, in denen Walser über längere Zeiträume eine größere Anzahl von Texten veröffentlicht hat, werden in einem eigenen Band dokumentiert. Hierbei handelt es sich um die *Neue Rundschau* (KWA II 1), die *Rheinlande* (KWA II 2) sowie die *Schaubühne / Weltbühne* (KWA II 3). Um den für die Rezeption bedeutsamen Gesamtbestand sichtbar zu machen, werden dabei auch die in diesen Zeitschriften erschienenen Zweitdrucke<sup>1</sup> einbezogen.

Alle weiteren Zeitschriften, in denen Texte Robert Walsers erstgedruckt wurden, werden alphabetisch geordnet in drei Bänden zusammengefasst (KWA II 4–6). Zweitdrucke werden hier in der Regel nur bibliographisch dokumentiert und mit einem Verweis auf den Band versehen, in dem der Erstdruck ediert ist.

Den einzelnen Texten wird eine Kontextdokumentation vorangestellt, die sämtliche in der gleichen Nummer der Zeitschrift erschienenen Beiträge mit Angabe von Autor und Titel erfasst. Die Publikations- und Rezeptionsgeschichte wird im *Editorischen Nachwort* beschrieben und durch einen *Dokumentarischen Anhang* ergänzt. In diesem Anhang finden sich in chronologischer Ordnung Zeugnisse, die die Zeitschrift charakterisieren und über die Beziehung Walsers zur jeweiligen Redaktion Aufschluss geben. Durch diese Vorgehensweise werden Programm und Profil der jeweiligen Zeitschrift und ihrer Redaktion sowie der Kreis ihrer Autoren erkennbar und Walsers Texte in ihrem Kontext lesbar.

Die *Elektronische Edition* (KWA<sup>e</sup>) präsentiert die Faksimiles sämtlicher, zum Teil mit aufwändigem Buchschmuck versehenen Zeitschriftendrucke.

1 Der Terminus „Zweitdruck“ wird in der KWA verwendet, um alle bekannten (Wieder-)Drucke zu bezeichnen, unabhängig von ihrer textgenealogischen Beziehung zum jeweiligen Erstdruck.

Alle Texte, die in der Buchausgabe der KWA integral ediert sind, werden in der *Elektronischen Edition* als durchsuchbare Texte zur Verfügung gestellt und mit den jeweiligen Faksimiles verknüpft.

## Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert die Veröffentlichungen Robert Walsers in der Zeitschrift *Die neue Rundschau*.<sup>2</sup> Es handelt sich um 29 Beiträge<sup>3</sup> in 22 Heften, die in chronologischer Folge von Mai 1907 bis Oktober 1927 wiedergegeben werden. Um die Vollständigkeit des Konvoluts sicherzustellen, wurden sämtliche Ausgaben zwischen 1905 und 1933<sup>4</sup> autopsiert. Nach heutigem Kenntnisstand handelt es sich bei den hier versammelten Texten durchgängig um Erstdrucke.

Im *Dokumentarischen Anhang* finden sich Zeugnisse, die die Zeitschrift während der Zeit, in der Walsers Beiträge in ihr erschienen sind, charakterisieren und die über seine Beziehung zu Verlag und Redaktion Aufschluss geben.<sup>5</sup>

2 Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert; die Kurztitel sind im *Verzeichnis der Editorischen Zeichen und Abkürzungen* aufgelöst. Folgende Ausgaben werden abgekürzt zitiert: SW = Robert Walser, *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hrsg. v. Jochen Greven, Zürich, Frankfurt am Main 1985–1986; Briefe = Robert Walser, *Briefe*, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979; AdB = Robert Walser, *Aus dem Bleistiftgebiet*, hrsg. v. Bernhard Echte u. Werner Morlang, 6 Bde., Frankfurt am Main 1985–2000. Die Titelschreibung der *Neuen Rundschau* wechselt im hier behandelten Zeitraum in Annoncen, redaktionellen Texten und anderen Dokumenten zwischen *Die neue Rundschau* und *Die Neue Rundschau*, wir folgen der Schreibweise auf den Heftdeckeln der Zeitschrift (*Die neue Rundschau*), verkürzen im fortlaufenden Text die flektierte Form jedoch zu *Neue Rundschau*.

3 Bei dieser Zählung werden die Texte, die im Druck durch Obertitel zusammengefasst wurden, einzeln gezählt.

4 Dieser Zeitrahmen orientiert sich daran, dass Walser 1905 nach Berlin übersiedelte, um sich dort eine Existenzmöglichkeit als Schriftsteller zu verschaffen und dass er nach seinem Eintritt in die Klinik in Herisau am 19. Juni 1933 keine Texte mehr publiziert hat, vgl. Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers* zu SW 20, S. 439–441 und die Zeittafel, ebd., S. [505–510].

5 Die dort wiedergegebenen Dokumente werden in den folgenden Ausführungen mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

## 1. Grundsätze der Textwiedergabe

### 1.1 *Der Text*

Textvorlage der vorliegenden Edition sind die Drucke in der *Neuen Rundschau* (NRs).<sup>6</sup> Der Druck der *Neuen Rundschau* ist von guter Qualität. Zu emendieren waren nur wenige Fälle, wo offenkundige Satz- und Druckfehler vorliegen: fehlende oder falsche Interpunktion, fehlende, überflüssige, falsche oder verdruckte Buchstaben, ein Fall von Buchstabenverlust bei Zeilenwechsel sowie wenige Setzerfehler.<sup>7</sup> Sämtliche editorischen Eingriffe sind im textkritischen Apparat ausgewiesen.

Die Titelgestaltung und das Layout der Zeitschrift werden durch Faksimiles in der Elektronischen Edition (KWA<sup>e</sup>) dokumentiert. Im Druck der KWA werden sie vereinheitlicht wiedergegeben.

### 1.2 *Die Marginalie*

Als Marginalie werden die Seitenzahlen der *Neuen Rundschau* angezeigt. Die jeweilige Position des Seitenwechsels wird auf der KWA-Textzeile durch einen hochgestellten Strich | markiert. Dagegen sind die Spaltenwechsel mit einem tiefgestellten Strich | kenntlich gemacht, als Marginalien jedoch nicht verzeichnet.

### 1.3 *Der Apparat*

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach.

Zu Beginn jedes Textes wird, falls vorhanden, auf zugehörige Texte verwiesen, die in anderen Abteilungen der KWA zu finden sind.

### 1.4 *Die Kontextdokumentation*

Um den ursprünglichen Veröffentlichungs- und Rezeptionskontext der Texte

<sup>6</sup> Zugrundegelegt wurden die in der Universitätsbibliothek Basel vollständig vorhandenen Ausgaben der Zeitschrift.

<sup>7</sup> Fehlende Wortabstände, wo sie erkennbar der Vermeidung eines ungünstigen Zeilenumbruchs dienten, wurden nicht vermerkt. Vgl. hierzu Jakob Bass, *Das Buchdruckerbuch*, Stuttgart 1930, S. 82.

Walters und ihre mediale Eigenart als Beiträge zu literarischen Zeitschriften editorisch sichtbar zu halten, wird jedem Text bzw. jeder Gruppe von Texten, die in einer Nummer der *Neuen Rundschau* erschienen sind, eine Dokumentationsseite vorangestellt, auf der der Inhalt des entsprechenden Heftes mitgeteilt wird.<sup>8</sup>

Für die mit Namenskürzel, unter Pseudonym oder anonym gedruckten Beiträge wurden die Autornamen, soweit zu rekonstruieren, in eckigen Klammern ergänzt.

Die Heftseiten mit Walters Beiträgen sind in der *Elektronischen Edition* als digitale Bilder zugänglich.

### 1.5 Die Elektronische Edition (KWA<sup>e</sup>)

In der KWA<sup>e</sup> stehen die edierten Texte für die Volltextsuche zur Verfügung. Sie sind mit den digitalen Bildern der Textträger verknüpft.

Zusätzlich ist ein elektronisches Werkverzeichnis als PDF-Datei zugänglich, das Findbuch. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche nicht überliefert sind, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walters und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Textzeugen sowie die Nachweise in den bisherigen Werkausgaben.

## 2. Die Textzeugen und ihre editorische Behandlung

Sämtliche Textzeugen werden im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* am Schluss des Bandes aufgeführt.

### 2.1 Manuskripte

Druckmanuskripte zu den Veröffentlichungen in der *Neuen Rundschau* sind nicht überliefert. Es ist aber davon auszugehen, dass die Texte nach Manu-

<sup>8</sup> Die Einzelhefte der Zeitschrift sind, jahrgangsweise gebunden, als Digitalisate unter *archive.org* frei zugänglich; in strukturierter Aufbereitung stehen sie kostenpflichtig zur Verfügung unter *neuerundschau.de*. Hier bietet sich die Möglichkeit, in den Volltexten nach Autoren, Schlagworten und Inhaltsverzeichnissen zu suchen und sich die Gliederung der Hefte nach Rubriken anzeigen zu lassen.

skripten gesetzt wurden, die Walser der Redaktion zur Verfügung gestellt hatte.

Zu den 1927 in der *Neuen Rundschau* erstgedruckten *Drei Studien*, allesamt szenische Texte, sind mikrographische Entwürfe erhalten: zu *Kabarettbild* (Mkg. 170r/I); *Schillerfiguren* (Mkg. 168v/II) und *Szene aus dem Leben des Malers Karl Stauffer-Bern* (Mkg. 165r/I). Da sie nicht die direkte Vorlage zu den gedruckten Texten darstellen, werden sie nicht als Textzeugen ausgewertet. Sie finden sich integral ediert in Abteilung VI der KWA. Vergleicht man sie mit den Drucken in der *Neuen Rundschau*, so zeigen sich Abweichungen in den Titeln, in der Bezeichnung der Sprecher sowie zahlreiche Wortänderungen. Auch die in Walsers Technik der Entwurfsüberarbeitung vielfach zu bemerkende Verdeckung expliziter Bezüge ist hier zu beobachten, wie z. B. die Erwähnung von Tilla Durieux in Mkg. 168v/II, die im Text *Schillerfiguren* nur noch als „erfolgreiche Schauspielerin“ figuriert, oder des Bezugs zu „Berlin“ für den Werdegang von Karl Stauffer-Bern in Mkg. 165r/I, der in der Druckfassung der *Neuen Rundschau* nicht mehr zu finden ist.

## 2.2 Drucke

### 2.2.1 Drucke in den von Walser zusammengestellten Buchausgaben

Zahlreiche in der *Neuen Rundschau* veröffentlichte Beiträge hat Walser in die von ihm selbst zusammengestellten Textsammlungen aufgenommen.<sup>9</sup> Zehn Texte finden sich in *Aufsätze* wieder, erschienen im April 1913 im Leipziger Kurt Wolff Verlag (vgl. KWA I 5). Ein Text fand Eingang in den Band *Geschichten*, Anfang 1914 ebenfalls im Kurt Wolff Verlag veröffentlicht (vgl. KWA I 6). In die dritte von Kurt Wolff verlegte Sammlung *Kleine Dichtungen* nahm Walser sechs Texte aus der *Neuen Rundschau* auf (vgl. KWA I 7). Die Sammlung *Kleine Prosa*, die Anfang 1917 im Berner Francke Verlag erschien, enthält eine Neufassung des Textes *Tobold* (vgl. KWA I 8). In die 1920 bei

9 Sieben Texte hat Walser nicht mehr in die von ihm zusammengestellten Sammlungen übernommen: *Abschied*, *Blumentage*, *Das Christkind*, *Fabelhaft*, *Hose*, *Kutsch* und *Wenn ich Pfarrer wäre*, vgl. *Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen*.



Rascher veröffentlichte Sammlung *Seeland* ging (Dok 21) eine Neufassung von *Leben eines Malers* ein (vgl. KWA I 11).

Die Abweichungen dieser Drucke und Neufassungen von den Texten in der *Neuen Rundschau* werden in der Edition der Buchausgaben dokumentiert.

### 2.2.2 Drucke in Zeitschriften und Zeitungen

Zu den in der *Neuen Rundschau* erschienenen Beiträgen sind keine früheren Drucke bekannt.

Zu zwei Prosastücken finden sich zeitnahe Drucke im *Berner Bund*, die beide durch einen redaktionellen Hinweis auf die *Neue Rundschau* als Nachdrucke ausgewiesen sind: *Dinerabend*, erschienen im Märzheft 1908, war im *Bund* am 15. März 1908 zu lesen. Da dieser Text von Walser in die Sammlung *Aufsätze* übernommen wurde, werden die Abweichungen gegenüber diesen beiden früheren Drucken in KWA I 5 dokumentiert. Das Prosastück *Hose*, im bereits Ende März ausgelieferten<sup>10</sup> Aprilheft der *Neuen Rundschau* erstgedruckt, war im *Bund* am 30. März 1911 zu lesen, redaktionell eingeleitet durch eine Vorbemerkung *Robert Walser und der Hosenrock*. Die Abweichungen dieses Drucks werden in KWA III 2 dokumentiert.

Zu einem Text aus der *Neuen Rundschau* hat sich eine zeitgenössische Übersetzung ins Lettische gefunden, ein anderes Prosastück wurde ins Tschechische übertragen.<sup>11</sup>

### 2.2.3 Drucke in Anthologien, Almanachen und in den von Carl Seelig herausgegebenen Auswahlgaben

Zu den in der *Neuen Rundschau* erstgedruckten Texten sind keine Nach-

<sup>10</sup> Vgl. unten Abschnitt 3.1.3.

<sup>11</sup> *Ballonfahrt* (September 1908) erschien unter dem Titel *Gaisa Kuģi* in: *Dzimtenes Vēstneša. Literārais pielikums (Der Heimatbote. Literarische Beilage)*, Nr. 44, 21.2.1909, S. 4; vgl. dazu Hans-Joachim Heerde, „Einmal um die ganze Welt“ – *Bekanntes und Unbekanntes aus Walsers Feder*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft*, H. 24, 2017, S. 23–27, hier S. 24. *Abschied* (Juni 1909) erschien als *Rozloučení* in: *Národní osvobození (Nationale Befreiung)*, Jg. 5, Nr. 50, 19.2.1928, *Hodina. Literární příloha Národní osvobození*, Nr. 8, S. 3.

drucke in Anthologien, Almanachen oder Auswahlausgaben bekannt. Die bekannten Nachdrucke folgen sämtlich der Vorlage der späteren Buchausgaben.

#### 2.2.4 Die Druckbelege Robert Walsers

Zu einem Druck in der *Neuen Rundschau* ist ein Druckbeleg erhalten, der aus einer vermutlich im Kern auf Robert Walser zurückgehenden Sammlung stammt.<sup>12</sup> Er trägt keine auf Walser zurückgehenden Bearbeitungsspuren und wird daher textkritisch nicht ausgewertet. Es handelt sich um die Textgruppe *Drei Studien* (Oktober 1927). Der Beleg ist unvollständig erhalten und enthält nur den Text *Kabarettbild* (S. 423–425) sowie einen Teil von *Schillerfiguren* (S. 425–426).

### 3. Robert Walser und *Die neue Rundschau*

#### 3.1 Die Zeitschrift

*Die neue Rundschau*, im Jahr 1890 von dem Theaterkritiker Otto Brahm und dem Verleger Samuel Fischer als Wochenschrift unter dem Titel *Freie Bühne für modernes Leben* in Berlin gegründet,<sup>13</sup> war angetreten mit dem Anspruch auf Modernität<sup>14</sup> – ein Anspruch, den die Zeitschrift durch alle Phasen ihrer Entwicklung hindurch aufrecht erhielt und der sie bis heute zu

12 Vgl. hierzu Margit Gigerl, Barbara von Reibnitz, *Sammeln und lesbar machen. Von der Bewahrung des Zerstreuten in Archiv und Edition*, in: Wolfram Groddeck, Reto Sorg, Peter Utz, Karl Wagner (Hrsg.), *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘. Neue Beiträge zur Forschung*, München 2007, S. 159–169; ebenso Jochen Greven, *Robert Walser – ein Außenseiter wird zum Klassiker*, Konstanz 2003, S. 66–73.

13 Die Geschichte der Zeitschrift ist ausführlich dargestellt in: Peter de Mendelssohn, *S. Fischer und sein Verlag*, Frankfurt am Main 1970, bes. S. 111–136 (zur *Freien Bühne*) und S. 444–477 (zu den Anfängen der *Neuen Rundschau*); als zusammenhängender Überblick grundlegend ist die Untersuchung von Wolfgang Grothe, *Die Neue Rundschau des Verlages S. Fischer. Ein Beitrag zur Publizistik und Literaturgeschichte der Jahre von 1890 bis 1929*, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 17, H. 99a, 14.12.1961, S. 2171–2266 (= *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Bd. XXVIII).

14 Zum Programm der neuen Zeitschrift vgl. Otto Brahm, *Zum Beginn*, in: *Freie Bühne für modernes Leben*, Jg. I, H. 1, 1890, S. 1f.

einer der bedeutendsten Literatur- und Kulturzeitschriften Europas macht. Der folgende Überblick konzentriert sich auf die Entwicklung der Zeitschrift in dem Zeitraum, in dem Walsers Texte in der *Neuen Rundschau* erschienen sind (1907 bis 1927) und berührt ihre Frühgeschichte nur kurz.

Bei ihrer Gründung sollte die Wochenschrift vor allem der aufkommenden naturalistischen Kunstbewegung ein Forum bieten. Für Fischer, der sich als Verleger der Moderne<sup>15</sup> bereits einen Namen gemacht hatte – Ibsen, Zola, Tolstoj, Dostojewski und Hauptmann gehörten zu seinen prominenten Autoren –, bot die Zeitschrift die Möglichkeit, die junge Autorengeneration zu fördern und damit dem Ziel, die moderne Literatur auf dem Markt durchzusetzen, näherzukommen.<sup>16</sup> Mit der Ausrichtung auf die literarische Moderne unterschied sich die *Freie Bühne* deutlich von älteren, inzwischen kulturkonservativer gewordenen Blättern wie etwa Julius Rodenbergs *Deutscher Rundschau*.<sup>17</sup> Zugleich orientierte auch sie sich an dem Modell, das in den 1830er Jahren mit der *Revue des Deux Mondes* in Frankreich geschaffen worden war und durch das Rodenbergsche Journal fortgeführt wurde: dem Modell der ‚Rundschau‘-Zeitschrift.<sup>18</sup> „[V]on hoher Schau aus betrachten und

15 Zur Verlagsgeschichte vgl. neben Mendelssohn, *S. Fischer* (wie Anm. 13) Friedrich Pfäfflin, Ingrid Kussmaul, *S. Fischer, Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*, Marbach 1985 (= Marbacher Katalog Nr. 40). Das Archiv des S. Fischer Verlags, soweit erhalten, befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach; der Großteil des eigentlichen Redaktionsarchivs der *Freien Bühne / Die Neue Rundschau* aus der Zeit vor 1945 ist durch die Zerstörung des Berliner Verlagsarchivs im Zweiten Weltkrieg nicht mehr vorhanden. Die erhaltene Autorenkorrespondenz liegt in einer kommentierten Auswahl edition vor: Dierk Rodewald und Corinna Fiedler (Hrsg.), *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren. Mit einer Einführung von Bernhard Zeller*, Frankfurt am Main 1989.

16 Vgl. dazu auch Monika Dimpfl, *Die Zeitschriften „Der Kunstwart“, „Freie Bühne / Neue Deutsche Rundschau“ und „Blätter für die Kunst“: Organisation literarischer Öffentlichkeit um 1900*, in: Monika Dimpfl, Georg Jäger (Hrsg.), *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Einzelstudien, Teil II*, Tübingen 1990, S. 116–197, hier S. 123 u. 126.

17 Zum Feld dieser älteren Zeitschriften vgl. die Charakterisierung von Fritz Schlawe, *Literarische Zeitschriften, Teil I, 1885–1910*, Stuttgart 1965, S. 9–15.

18 Bereits unter Rodenberg hatte sich das ‚Rundschau‘-Format von seinem ursprünglichen enzyklopädisch-wissenschaftlichen Anspruch gelöst und mit der Einführung neuer Genres wie dem Essay, Memoiren, Tagebüchern oder Briefen zu neuer Form gefunden. Vgl. dazu Grothe, *Die Neue*

sammeln“ – diesen Grundsatz machte sich auch die *Freie Bühne* zu eigen und brachte dies 1894, nachdem sie sich bereits zwei Jahre zuvor in eine Monatschrift gewandelt hatte,<sup>19</sup> mit einer Namensänderung zum Ausdruck: Als *Neue Deutsche Rundschau* wollte sie „[a]lle Strebungen des modernen Geistes, wie in der Kunst, so in der Wissenschaft, so auch im öffentlichen Leben, in Politik und socialen Verhältnissen“<sup>20</sup> in ihr Themenspektrum einbeziehen. So wurde auch der Frauenfrage von Anfang an große Aufmerksamkeit zuteil und schreibende Frauen waren in der Zeitschrift immer vertreten.<sup>21</sup>

Zehn Jahre später, 1904, änderte die Zeitschrift, um Verwechslungen mit der Rodenbergschen *Rundschau* zu vermeiden, nochmals ihren Namen: als *Die neue Rundschau*<sup>22</sup> vollzog sie mit ihrem 15. Jahrgang den endgültigen Wandel vom „Kampforgan“ der naturalistischen Bewegung hin zur führenden Kulturzeitschrift des liberalen Bürgertums.<sup>23</sup> (Dok 1, 2) Der Namenswechsel wurde von einer Erneuerung sowohl der äußeren Gestalt der Zeit-

*Rundschau* (wie Anm. 13), S. 2173f. u. Gustav Frank, Madleen Podewski, Stefan Scherer, *Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als ‚kleine Archive‘*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)*, Bd. 34, H. 2, 2009, S. 1–45, hier S. 22.

19 Dabei wurde der Titel geändert in *Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit*, vgl. dazu die redaktionelle Erklärung *Zu unserm dritten Kampfesjahr*, in: *Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit*, Jg. III, H. 1, Januar 1892, S. 1–3.

20 Vgl. [Otto Julius Bierbaum], *Zum fünften Jahre*, in: *Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne)*, Jg. V, H. 1, 1894, S. 1f.

21 Vgl. Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 270–275; Günther Butzer, Manuela Günther, *Literaturzeitschriften der Jahrhundertwende*, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 7: *Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890–1918*, hrsg. v. York-Gothart Mix, München 2000, S. 116–136, hier S. 122 mit Anm. 23.

22 Eine Übersicht über die Titeländerungen der Zeitschrift findet sich in: *100 Jahre S. Fischer Verlag. 1886–1986. Eine Bibliographie*, bearbeitet von Knut Beck, Frankfurt am Main 1986, S. 24; zur Titelschreibung vgl. oben Anm. 2.

23 Zum Lesepublikum der Zeitschrift vgl. Wolfgang Grothe, *Zur gesellschaftlichen Struktur des Mitarbeiter- und Lesekreises von S. Fischers Neuer Rundschau*, in: *Publizistik* 5/6, 1961, S. 164–174, hier S. 168 und das Kapitel *Die Publizisten- und Leserkreise der „Deutschen Rundschau“ und der „Neuen Rundschau“*, in: Margot Goeller, *Hüter der Kultur. Bildungsbürgerlichkeit in den Kulturzeitschriften „Deutsche Rundschau“ und „Neue Rundschau“ (1890 bis 1914)*, Frankfurt am Main 2011, S. 75–88.

schrift wie auch der inhaltlichen Komposition der Hefte begleitet.<sup>24</sup> Der auf Repräsentativität ausgerichteten Gestaltung (vgl. unten Abschnitt 3.1.3) sollte die sorgfältige Komposition der einzelnen Hefte inhaltlich entsprechen.<sup>25</sup> Betont wurde nun der Buchcharakter der Zeitschrift. Ein „gutes Buch [...]“, nicht bloß als Papier der Mitteilung, sondern als Kunstwerk der äußeren Darbietung“ versprach man den Lesern. (Dok 1, vgl. auch Dok 2) „Jedes Heft“, so der leitende Redakteur Oscar Bie, ist „ein Buch, in dem der Rhythmus der Zeit schlagen soll“. (Dok 11, S. 82) Die Zusammenstellung der Hefte wurde in zweimal wöchentlich stattfindenden Redaktionssitzungen konzipiert.<sup>26</sup> Bei der Auswahl der Autoren wurde auf Originalität, Individualität und gesellschaftliche Ausstrahlung gleichermaßen Wert gelegt.

Der Hauptteil brachte „die mehr produktiven Arbeiten“ in literarischer oder essayistischer Form, auf ihn folgten die Beiträge des *Rundschau*-Teils. „[K]urze Aufsätze“, die „die Aktualität der Zeit unmittelbarer als in den großen Essays, enthalten“ (Dok 4), sollten hier „aus dem Laboratorium aller Wissenschaften und Künste das Wissenswerte darstellen und beleuchten“. (Dok 11, S. 77) Die Aufgabe, „den schweren Anfang in ein leichteres Spiel des Geistes“ aufzulösen, übernahmen dann ab 1909 die *Anmerkungen*, kurze Essays und Feuilletons in schmucklosem und verdichtetem Layout. (Dok 11, S. 78 u. unten Abschnitt 3.1.4)

1908 wurde die Zeitschrift nochmals erneuert und inhaltlich erweitert. (Dok 8) Mit der Berufung Samuel Saengers in die Redaktion gewannen Politik und Gesellschaftswissenschaften einen eigenen Schwerpunkt.<sup>27</sup> Dem trug

24 Die neue Aufmachung der Zeitschrift wurde zum Weihnachtsgeschäft 1903 mit mehrseitigen Anzeigen und Probeheften beworben (vgl. Dok 2); vgl. Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 444–454.

25 Vgl. Vera Viehöver, *Diskurse der Erneuerung nach dem Ersten Weltkrieg. Konstruktionen kultureller Identität in der Zeitschrift „Die Neue Rundschau“*, Tübingen, Basel 2004, S. 107–109.

26 Vgl. Dok 11, S. 79; zu den Schwierigkeiten vgl. Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 454f.

27 Das Programm formulierte Saenger in seinem Essay *Kulturpolitik. Gedanken, Ziele, Wege*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XIX, H. 2, 1908, S. 161–167; vgl. auch Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 459f., 462f.

eine Erhöhung des Heftumfangs Rechnung. Die Heftstruktur wurde revidiert und die typographische Gestaltung vereinfacht. (Vgl. unten Abschnitt 3.1.3)

Nur wenige Jahre später stand die Zeitschrift vor neuen Herausforderungen. Ihr Modernitätsanspruch war durch die expressionistische Bewegung und die sie begleitenden Verlage und Zeitschriften ernsthaft konkurrenziert. Nach Herwarth Waldens *Sturm* (Jg. 1, 1910) und Franz Pfemferts *Aktion* (Jg. 1, 1911), die die Autoren der linken Avantgarde an sich banden,<sup>28</sup> kamen 1913 bei Kurt Wolff *Die Weißen Blätter* mit ihrem ersten Jahrgang heraus. In einer Ankündigung wurde die neue Zeitschrift als „Organ der jüngeren Generation“ in ausdrücklicher Abgrenzung von der *Neuen Rundschau* profiliert.<sup>29</sup> (Dok 13) Um eine Verbindung zu dieser jüngeren Autorengeneration zu finden, berief Fischer den damals 34-jährigen Robert Musil, der ihm vermutlich durch Franz Blei empfohlen worden war,<sup>30</sup> zum zweiten Literaturredakteur neben Oscar Bie. Im Verlagsvertrag wurde dieser Auftrag explizit festgehalten.<sup>31</sup> Zugleich hoffte Fischer, in Musil einen Redakteur zu gewinnen, der neben seinen Verbindungen zu den Frühexpressionisten auch die „Kontinuität zu Stammautoren Fischers wie Schnitzler, Rilke oder Hofmannsthal wahren“ konnte.<sup>32</sup> Um der jüngeren Literatur mehr Gewicht zu geben, wurde ein eigenes Beiblatt zur *Neuen Rundschau* in Erwägung gezogen: *Fischers Mitteilungen über neuere Literatur*.<sup>33</sup> Es erschien nur mit einer ersten Nummer

28 Seine Verbundenheit mit S. Fischers verlegerischem Engagement brachte Pfemfert 1914 mit einer ihm gewidmeten Sondernummer der *Aktion* zum Ausdruck, vgl. Mendelsohn, S. *Fischer* (wie Anm. 13), S. 651–653.

29 Dennoch schrieben etliche Autoren zunächst in beiden Zeitschriften, wie auch Robert Walser, der hier von Februar 1914 bis März 1919 23 Texte veröffentlichte, vgl. KWA II 6.

30 Robert Musil an Franz Blei, 12.6.1912, in: Oliver Pfohlmann, „Glücklich und feldzugsplanend“? Robert Musil, die *Neue Rundschau* und die „Jüngste Generation“, in: *Musil-Forum*, Bd. 33, 2013/2014, S. 82–100, hier S. 85.

31 Pfäfflin, Kussmaul, S. *Fischer, Verlag* (wie Anm. 15), S. 279f.

32 Vgl. Pfohlmann, „Glücklich und feldzugsplanend“? (wie Anm. 30), S. 91.

33 Vgl. Moritz Heimann an S. Fischer, 10.1.1914, in: Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 337–340; Pfäfflin, Kussmaul, S. *Fischer, Verlag* (wie Anm. 15), S. 285–288.

im Frühjahr 1914, zu der Musil die Einleitung entworfen hatte.<sup>34</sup> Die jüngere Literatur war mit Beiträgen von Alfred Wolfenstein, Max Hermann-Neiße und Georg Kaiser zwar nicht ausschließlich, aber doch namhaft vertreten. Musils Engagement für die Autoren des Expressionismus kam außerdem in der von ihm 1914 als Unterrubrik der *Rundschau* geschaffenen und ihm vorbehaltenen Rezensionen-Rubrik *Literarische Chronik* zum Tragen.<sup>35</sup> Bevor seine Initiativen sich jedoch richtig entfalten konnten, fanden sie durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs, bei dem Musil sich freiwillig zum österreichischen Militärdienst meldete, ihr Ende. In der öffentlichen Wahrnehmung war der Zeitschrift der Anschluss an die literarische Avantgarde nicht gelungen, wie Eduard Korrodi in einem Vergleich mit den *Weißten Blättern* befand. (Dok 15)

In den Kriegsjahren bekannte sich *Die neue Rundschau* entschieden zur „Notwendigkeit liberaler und demokratischer Formen“ und suchte ihren Kurs politisch unabhängig zu halten. (Dok 16) In den Jahren der Weimarer Republik richtete sie sich europäischer und internationaler aus.<sup>36</sup> Dies war das besondere Anliegen Rudolf Kaysers, der Oscar Bie 1922 als leitender Redakteur ablöste. (Vgl. Dok 23) Die neue Orientierung der Zeitschrift führte 1923 zur Etablierung einer eigenen Rubrik, der *Europäischen Chronik* (ab 1924 unter dem Titel *Europäische Rundschau*), die in jedem Heft „Bericht über das geistige und politische Geschehen des Auslands“ geben sollte. (Dok 24 u. unten Abschnitt 3.1.4)

Als literarisch-kulturelle Monatsschrift mit gegenwartsdiagnostischem Anspruch konnte sich *Die neue Rundschau* bis 1933 ihren Leserkreis, das gebildete liberale Bürgertum, erhalten.<sup>37</sup> Dazu trug vermutlich das erfolgreiche Bewahren ihres ‚Rundschau‘-Charakters wesentlich bei. Die kulturelle Repräsentativität der Zeitschrift liegt aus heutiger Sicht darin, dass sie keinem spezifischen Programm verpflichtet war, sondern sich als „mediale[r]

34 Pfohlmann, „Glücklich und feldzugsplanend“? (wie Anm. 30), S. 94f.

35 Vgl. im Einzelnen Pfohlmann, „Glücklich und feldzugsplanend“? (wie Anm. 30), S. 95f. und Dok 14 zu den vielerlei Rücksichten, die Musil bei der Planung zu nehmen hatte.

36 Zur Neuorientierung der Zeitschrift nach dem Ersten Weltkrieg vgl. Viehöver, *Diskurse der Erneuerung* (wie Anm. 25), S. 14–18.

37 Vgl. Grothe, *Zur gesellschaftlichen Struktur* (wie Anm. 23).

Knotenpunkt“ für die verschiedenen ästhetischen und politischen Diskurse<sup>38</sup> realisiert hat, als deren zeitgenössisches „Spiegelorgan“, wie Oscar Bie es formuliert hat. (Dok 11, S. 72)

Nach der sog. Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 und nach Samuel Fischers Tod im Oktober 1934 konnte die Zeitschrift nur unter großen Schwierigkeiten und inhaltlichen Einschränkungen am Leben gehalten werden.<sup>39</sup> Im Oktober 1944 auf Regierungsbeschluss hin eingestellt, wurde sie am 6. Juni 1945 in Stockholm neu gegründet, kehrte 1950 nach Deutschland zurück und ist die einzige literarische Zeitschrift, die von ihrer Gründung im 19. Jahrhundert an bis heute in Kontinuität erscheint.<sup>40</sup>

### 3.1.1 Die Redaktion und ihre ständigen Mitarbeiter

Von 1894 bis 1922 lag die Redaktionsleitung bei dem Musik- und Kunsthistoriker Oscar Bie (1864–1938), der die Entwicklung der Zeitschrift maßgeblich bestimmt hat. Bie war mit dem Berliner Kulturleben eng verbunden, publizierte selbst Opern-, Musik- und Kunstkritiken im *Berliner Börsen-Courier* und in der *Schaubühne/Weltbühne* und lehrte Ästhetik an der Berliner Musikhochschule.<sup>41</sup> 1908 berief Fischer Samuel Saenger (1864–1944) als Mitarbeiter in die Redaktion.<sup>42</sup> Von 1922 an fungierte Saenger neben Bie und Fischer als Herausgeber der *Neuen Rundschau*. In der Redaktionsleitung wurde Oscar Bie 1922 durch den Literaturhistoriker Rudolf Kayser (1889–1964) abgelöst, der seit 1919 Lektor im S. Fischer Verlag war und bis 1933 Chefredakteur blieb. Während dieses gesamten Zeitraums nahm auch der Verleger Samuel Fischer an der Redaktionsarbeit intensiven Anteil. (Vgl. Dok 11) 1933 ver-

38 Vgl. Viehöver, *Diskurse der Erneuerung* (wie Anm. 25), S. 23.

39 Vgl. dazu Peter Suhrkamp, *Die Neue Rundschau*, in: *Die Stockholmer Neue Rundschau. Auswahl*, Berlin, Frankfurt am Main 1949, S. 3–16.

40 Vgl. die Zeittafel zur Geschichte der Zeitschrift bei Grothe, *Die Neue Rundschau* (wie Anm. 13), S. 2260f.

41 Vgl. Grothe, *Die Neue Rundschau* (wie Anm. 13), S. 2195–2200.

42 Zur Berufung Saengers als Redakteur mit einem politisch-soziologischem Schwerpunkt vgl. Samuel Saenger, *In memoriam S. Fischer*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XLV, H. 12, 1934, S. 579–588, hier S. 579f.



ließen Saenger und Kayser die Redaktion.<sup>43</sup> Nach dem Tod Samuel Fischers übernahmen sein Schwiegersohn Gottfried Bermann Fischer und der Lektor Peter Suhrkamp die Leitung der *Neuen Rundschau* und führten sie bis 1945 durch die wohl schwierigste Redaktionsphase.<sup>44</sup>

Zusätzlich zu den leitenden Redakteuren wurden in der *Neuen Rundschau* zeitweise auch zweite Redakteure beschäftigt: unter Oscar Bie waren dies Robert Musil (Januar bis August 1914), Albert Ehrenstein (1916) und Alfred Döblin (Oktober 1919 bis April 1920; Pseudonym: Linke Poot).<sup>45</sup>

Daneben gab es einen Stamm ständiger Mitarbeiter, die für bestimmte Themenbereiche regelmäßig literarische Beiträge, Essays oder Kritiken lieferten. Für die Jahre zwischen 1907 und 1927, in denen Walser in der *Neuen Rundschau* zu lesen war, seien sie für die Bereiche Literatur, Theater und Kunst sowie Politik, (Kultur-)Soziologie und Wirtschaft, die das Themenspektrum der Hefte ausmachten, überblicksweise zusammengestellt:

#### *Literatur und Theater:*<sup>46</sup>

Peter Altenberg (1901–1919), Julius Bab (1908–1930), Hermann Bahr (1890–1929), Franz Blei (1904–1916), Alfred Döblin (1914–1946), Albert Ehrenstein (1915–1920), Arthur Eloesser (1897–1932), Otto Flake (1912–1940), Willi Handl (1907–1919), Moritz Heimann (1895–1934), Alfred Kerr (1895–1932), Eduard Graf von Keyserling (1901–1917), Oskar Loerke (1909–1954), Robert Musil (1913–1931), Felix Poppenberg (1896–1915) und Jakob Wassermann (1900–1933).

43 Samuel Saenger emigrierte 1939 nach Paris und 1941 in die USA, wo er 1944 starb; Rudolf Kayser emigrierte 1935 in die USA, wo er 1964 starb.

44 Zur Geschichte der *Neuen Rundschau* ab dem Zweiten Weltkrieg siehe Grothe, *Die Neue Rundschau* (wie Anm. 13), S. 2246–2250.

45 Vgl. Pfäfflin, Kussmaul, S. *Fischer, Verlag* (wie Anm. 15), S. 290.

46 Die Zeitangaben über die Mitarbeit der Autoren bei der *Neuen Rundschau* wurden aus dem jeweils ersten und letzten in der Zeitschrift erschienenen Beitrag gewonnen. Mit der Zuteilung zu einem bestimmten Themenbereich sollen lediglich die Hauptzuständigkeiten der Autoren bezeichnet werden, was Veröffentlichungen in anderen Bereichen nicht ausschließt. Hinsichtlich der Häufigkeit der Mitarbeit und der Anzahl der erschienenen Beiträge bestehen unter den genannten Autoren beträchtliche Unterschiede.

*Kunst:*

Max Jakob Friedländer (1915–1919), Wilhelm Hausenstein (1912–1932), Emil Heilbut (1907–1909), Julius Meier-Graefe (1896–1933) und Karl Scheffler (1901–1933).

*Politik:*

Theodor Barth (1907/08), Hugo von Gerlach (1902–1907), Willy Haas (1923–1946), Friedrich Naumann (1908–1912) und Albrecht Wirth (1901–1915).

*(Kultur-)Soziologie:*

Eduard Bernstein (1901–1911), Max Dessoir (1905–1915), Karl Lamprecht (1901–1910), Franz Oppenheimer (1895–1927), Georg Simmel (1897–1918), Werner Sombart (1896–1938) und Karl Jentsch (1906–1917).<sup>47</sup>

*Wirtschaft:*

Karl Joël (1895–1925) und Daniel Ricardo (1909–1916).

*3.1.2 Werbung und Vertrieb*

S. Fischer hat die Zeitschrift konsequent beworben. Im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* wurde für jedes Heft der Inhalt angezeigt. Zudem wiesen teilweise ganzseitige Annoncen auf konzeptionelle und gestalterische Änderungen hin. Die Abonnentenwerbung wurde durch an die Buchhandlungen verteilte Flyer (Abb. 9) und Einladungen zum Abonnement auf den jeweils neuen Jahrgang betrieben. Dabei signalisierten die Namen ausgewählter Autoren, darunter auch Robert Walser, sowie kurze Texte den Anspruch und die Ausrichtung der *Neuen Rundschau*. Letztere stellen daher im Rückblick auch Zeugnisse für ihre sich wandelnde Programmatik dar. (Vgl. Dok 2, 3, 4, 8, 16, 23, 24) Seit der Neugestaltung 1904 konnten die Abonnenten Einzelhefte jahrgangswise in repräsentativ gestaltete, mit Pergamentrücken

<sup>47</sup> Zur sog. Frauenfrage schrieben, durchaus kontrovers, u. a. Lou Andreas-Salomé (1890–1919), Gabriele Reuter (1897–1909), Ellen Key (1898–1907), Helene Lange (1908–1910) und Lucia Dora Frost (1908–1916).

versehene Einbanddecken binden lassen, wodurch die Zeitschrift auch für bibliophile Sammler an Wert gewann.

Von Beginn an hat S. Fischer die *Neue Rundschau* gezielt auch zur Unterstützung seiner Buchproduktion genutzt. Sie bot ihm die Möglichkeit, durch Anzeigen, Rezensionen und Vorabdrucke wirksam auf Verlagsautoren aufmerksam zu machen. Auch war es für den Verleger rentabel, bei Vorabdrucken den gleichen Satz für die Zeitschrift und den späteren Buchdruck zu verwenden. Daran hielt er fest, bis die Veränderungen der Zeitschrift in Format, Type und Gestaltung für den Buchdruck einen Neusatz erforderten.<sup>48</sup> Den Einzelheften der *Neuen Rundschau* wurde zudem ein Anzeigenteil externer Inserenten beigegeben, der der Querfinanzierung der Zeitschrift diente.<sup>49</sup> Autoren, die neu in das Verlagsprogramm aufgenommen werden sollten, wurden in der Zeitschrift durch eigene Beiträge und Besprechungen eingeführt.

### 3.1.3 *Erscheinungsweise, Auflage, Heftumfang und -preise, Format, Gestaltung*

#### *Erscheinungsweise*

Die *neue Rundschau* erschien in den ersten beiden Jahrgängen als Wochenschrift, ab dem dritten Jahrgang (1892) wandelte sie sich zu einer Monatschrift, die jeweils vordatiert am Ende des vorausgehenden Monats auf den Buchmarkt kam.<sup>50</sup> Nach wechselnder Erscheinungsweise in den Jahren 1943 bis 1949 wurde sie ab Jahrgang 61 (1950) auf einen vierteljährlichen Rhythmus umgestellt, der bis heute beibehalten wurde.

48 Vgl. Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 122.

49 Einzelhefte der *Neuen Rundschau* inklusive Anzeigenteil sind wegen der Jahrgangsbindingen nur selten überliefert.

50 Vgl. Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 451. In der Annahme, dass „es als Weihnachtshft großen Absatz finden dürfte“, erschien das Januarheft 1904 in der neuen Aufmachung bereits am 15. Dezember 1903. Vgl. die Anzeige in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 70, Nr. 270, 21.11.1903, S. 9569.

### *Auflage*

Zahlen über die Höhe der Auflage sind bis Ende der 1920er Jahre nur äußerst lückenhaft überliefert.<sup>51</sup> *Sperlings Zeitungs- und Zeitschriften-Adreßbuch* gibt die Höhe der Auflage mit 7.000 (1910, 1911), 10.000 (1926) und 9.500 (1927, 1928) an. Einen Anhaltspunkt für die Auflage bieten auch die brieflichen Äußerungen Fischers über Abonnentenzahlen, wonach *Die neue Rundschau* im Jahr 1903 knapp 2.000<sup>52</sup> Abonnenten bzw. 5.000<sup>53</sup> im Jahr 1913 hatte. Peter Suhrkamp resümiert: „Die Auflage der Zeitschrift war nie groß, aber ihre Wirkung auf allen Gebieten der Kunst und Kultur war sehr groß, auch dort, wo sie nicht gelesen wurde.“<sup>54</sup>

### *Heftumfang und -preise*

In den Jahren, in denen Walsers Beiträge in der *Neuen Rundschau* erschienen, schwankte der Umfang zwischen 6 und 10 Bogen (96 bis 160 Seiten). Mit dem Januarheft 1908 stieg der Heftumfang von 8 Bogen (128 Seiten) im Vorjahr auf 9 bis 10 Bogen (144 bis 160 Seiten) an. (Dok 8) Mit Ende des Ersten Weltkriegs verringerte sich der Umfang wiederum auf 8 Bogen und blieb – mit Ausnahme der Jahre 1924/25, in denen der Heftumfang auf 6 Bogen sank<sup>55</sup> – bis Ende der 1920er Jahre konstant.

Im Maiheft 1907, in dem Walser in der *Neuen Rundschau* debütierte, war der Umfang 8 Bogen und der Bezugspreis betrug 2,50 Mark; für das Vierteljahr mussten Abonnenten 6 Mark zahlen.<sup>56</sup> Im Folgejahr wurde aufgrund der Erweiterung des Heftumfangs der Preis für das Vierteljahr auf

51 Eine Zusammenfassung der widersprüchlichen Forschungsmeinungen findet sich bei Viehöver, *Diskurse der Erneuerung* (wie Anm. 25), S. 90, Anm. 24.

52 Vgl. S. Fischer an Hermann Hesse, 18.12.1904, in: Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 623.

53 Vgl. S. Fischer an Aage Madelung, 14.5.1913, ebd., S. 718.

54 Suhrkamp, *Die Neue Rundschau* (wie Anm. 39), S. 10.

55 Vgl. dazu Samuel Fischer, *Bemerkungen zur Bücherkrise*, in: *Fischer Almanach* 40, 1926, S. 80–85.

56 In der Regel lassen sich die Preise für die Einzelhefte und das Abonnement durch die Angaben auf den Umschlagseiten der Hefte ermitteln.

7 Mark angehoben (ganzjährig 28 Mark), während der des Einzelheftes bei 2,50 Mark blieb. 1920 stieg der Bezugspreis aufgrund der inzwischen anziehenden Inflation auf 20 Mark für das Vierteljahr und 7 Mark für das Einzelheft; ein Jahr später waren es bereits 48 Mark pro Quartal bzw. 18 Mark für das Einzelheft und im Frühjahr 1923 konnte man die *Neue Rundschau* für 2.800 Mark für das Vierteljahr bzw. 1.500 Mark für das Einzelheft erwerben. Nach Rückgang der Inflation pendelten sich die Preise wieder auf ihrem früheren Niveau ein: das Oktoberheft 1927, in dem Walsers mit *Drei Studien* zum letzten Mal in der Zeitschrift vertreten war, kostete 2 Reichsmark<sup>57</sup> pro Heft bzw. 6 Reichsmark im Quartal.

### *Format*

Ab Januar 1904 erschien *Die neue Rundschau* in einem Groß-Oktav-Format. Das Heftmaß betrug ca. 25 × 17 cm, der Satzspiegel schwankte zwischen 18 × 11,4 cm und 19 × 12 cm. Dies blieb während des gesamten Zeitraums, in dem Walsers Beiträge in der Zeitschrift abgedruckt wurden, unverändert.

### *Gestaltung*

Nach der zunächst zurückhaltenden Gestaltung der grünen, dann blauen Hefte, verbunden mit mehrfachem Wechsel der Druckereien und des Layouts, trat *Die neue Rundschau* 1904 mit dem Wechsel zur renommierten Leipziger Offizin W. Drugulin in ihre buchkünstlerisch bedeutende Phase ein. Sie erschien nun in einer Fraktur, die der Breiskopf-Fraktur sehr nahekam.<sup>58</sup> Bekannt für die hohe Qualität des Drucks und den umfassenden Bestand an Schriften inklusive eigener Schriftgießerei, arbeitete Drugulin neben Fischer auch für buchgestalterisch engagierte Verleger wie Kurt Wolff, Ernst Rowohlt und Eugen Diederichs.<sup>59</sup> *Die neue Rundschau* stand nun in einer Reihe hoch-

57 Auf dem Heftdeckel des Juliheftes 1927 ist der Preis mit Goldmark (Gm) angegeben.

58 Vgl. Wolfgang Grothe, *Die buchkünstlerische und graphische Gestaltung von S. Fischers „Neuer Rundschau“*, in: *Symbola Hans Jessen oblata*, Würzburg 1967, S. 61–74 (= *Beihefte zum Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau*, Bd. VII), hier S. 66.

59 Die in der Offizin entstandenen Bücher prägten die Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland einsetzende Buchkunstbewegung bedeutend mit. Zur Geschichte der Druckerei vgl. Georg

wertiger Zeitschriften wie *Die Insel*, *Pan* und die *Zeitschrift für Bücherfreunde*, die ebenfalls in dieser Druckerei hergestellt wurden und die sich der Buchkunstbewegung und dem sie prägenden Jugendstil verpflichtet sahen.

Für die graphische Gestaltung waren im Jahr 1904, heftweise wechselnd, Emil Rudolf Weiß, der sich durch seine Gestaltung der *Insel* einen Namen gemacht hatte,<sup>60</sup> sowie Adolfo de Karolis, Franz Christophe, Johann Vincenz Cissarz, Heinrich Vogeler, Carl Schnebel und Karl Walser<sup>61</sup> tätig. Der Buchschmuck des Januarheftes 1904 reicht von ganzseitigen Titelillustrationen wie in Gerhart Hauptmanns *Hirtenlied*, über prunkvolle Zierleisten, Vignetten und einfach gestaltete Initialen bis hin zu den den Textinhalt reflektierenden typographischen Elementen. Mit dem Februarheft, gestaltet von Karl Walser<sup>62</sup>, wurden die Initialen prachtvoller, wobei nicht unterschieden wurde zwischen einem Essay wie Eduard Bernsteins *Sozialistische Systeme*, der das Aprilheft 1904 mit einer bis zu 10 Zeilen hohen Initialen eröffnet, oder einem literarischen Text (Abb. 7a–e). Ab 1905 wurde die buch künstlerische Vielfalt wieder etwas zurückgenommen. Nun waren Emil Rudolf Weiß, Walter Tiemann oder Franz Christophe jeweils für einen Halbjahresband zuständig.<sup>63</sup> Das Layout wurde zunehmend schlichter, die Schmuckelemente sparsamer verwendet. Großflächige Ornamente fanden sich lediglich zu Beginn des Heftes (vgl. Abb. 7a) und als Rubriken-Titel, wobei auch diese ab 1909 nur noch durch schlichte florale Ranken verziert wurden (Abb. 8a–c). 1909 wurde die Fraktur modernisiert<sup>64</sup> (vgl. Dok 9) und der Zeilendurchschuss erhöht. Auch die Rubrik *Rundschau* wurde typographisch neu gestaltet (vgl.

Kurt Schauer, *Die Drugulin-Pressen in Leipzig*, in: *Philobiblon* 12 (1940), S. 46–51.

60 Vgl. Barbara Stark, *Emil Rudolf Weiß (1875–1942). Monographie und Katalog seines Werks*, Lahr 1994, S. 10f. und S. 122–132.

61 Karl Walser illustrierte das Februar-, Mai- und Novemberheft des Jahres 1904; vgl. Claire Badorrek-Hoguth, *Der Buchkünstler Karl Walser. Eine Bibliographie*, Bad Kissingen 1983.

62 Vgl. zu Walsers buch künstlerischer Arbeit Emil Rudolf Weiß, *Das Buch als Gegenstand*, in: *S. Fischer Verlag. Das XXVte Jahr. 1886–1911*, Berlin 1911, S. 52–66, hier S. 64f.

63 Pfäfflin, Kussmaul, S. *Fischer, Verlag* (wie Anm. 15), S. 101.

64 Die ab 1909 verwendete Schrift lässt sich in die Nähe der Unger-Fraktur rücken, die Mendelssohn bereits für die Layout-Revision von 1904 annimmt, vgl. Mendelssohn, S. *Fischer* (wie Anm. 13), S. 447.

Abschnitt 3.1.4 und Abb. 4 u. 5). 1912 fiel dann bis auf einfache Initialen und Zierleisten der Buchschmuck gänzlich weg. Dies blieb auch so, als im Jahr 1922 mit der zunehmenden Orientierung am europäischen Ausland (vgl. oben Abschnitt 3.1) die Schrift der *Neuen Rundschau* von der Fraktur zu einer Antiqua wechselte.<sup>65</sup>

Das Druckbild war aufgrund des großen Formats und des breiten Seitenrandes licht, das Papier hochwertig.<sup>66</sup> E. R. Weiß, der als Buchkünstler zur gleichen Zeit auch für die von Siegfried Jacobsohn herausgegebene *Schaubühne* tätig war,<sup>67</sup> entwarf 1904 den Hefteckel,<sup>68</sup> der in den folgenden Jahren bis zur radikalen Neugestaltung der Zeitschrift, die 1922 mit dem Wechsel zur Antiqua einherging, noch einige Variationen erfuhr.<sup>69</sup> Auf sepiafarbenem Karton fanden, handgezeichnet, in einem schlichten, dreigeteilten Rahmen der typographisch hervorgehobene Zeitschriftentitel, eine Inhaltsangabe des jeweiligen Heftes und Informationen zum Bezug der Zeitschrift ihren Platz. Außerhalb des Rahmens waren die Heftnummer mit Datum sowie der Verlagsname und -ort angegeben (Abb. 1a u. b). Weiß gestaltete außerdem die Original-Einbanddecken mit Pergamentrücken zu den Halb- bzw. Vierteljahresbindungen der *Neuen Rundschau*, sowie deren Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse. Auf diesen waren die von ihm entworfenen Verlags-Signets zu sehen, unter anderem das bekannte Oval mit dem aus einer Welle

65 Zwischen 1894 und 1896 war *Die neue Rundschau* bereits in einer Antiqua-Type erschienen.

66 Peter Suhrkamp erinnert sich an seinen Eindruck: „Auf dem Deckel jedes Heftes war mit gezeichneten Buchstaben in gedämpftem Farbton der Inhalt verzeichnet, die Abteilungen waren durch gezeichnete Schmuckstücke getrennt. In der Wirkung war etwas Großartiges. Meine Überraschung beim Blättern war nicht weniger groß: Wie geschlossen und großzügig die Druckkolumne auf jeder Papierseite stand; und dann die gezeichneten Buchstabeninitialen in einem Liniennetz zu Beginn jedes neuen Stückes!“ Suhrkamp, *Die Neue Rundschau* (wie Anm. 39), S. 10.

67 Zu Weiß' Tätigkeit für die *Schaubühne* vgl. das *Editorische Nachwort* KWA II 3, S. 288.

68 Vgl. Grothe, *Die buchkünstlerische und graphische Gestaltung* (wie Anm. 58), S. 66.

69 Es ist anzunehmen, dass auch diese auf Entwürfe von E. R. Weiß zurückgehen, vgl. Barbara Stark, *Der Buch- und Schriftkünstler Emil Rudolf Weiß*, in: *Philobiblion*, Jg. 32, H. 2, 1988, S. 106–131 (Erster Teil); H. 3, S. 196–212 (Zweiter Teil), H. 4, S. 282–306 (Dritter Teil), hier S. 207 und zur wechselnden Gestaltung der Hefteckel die Abbildungen in: Pfäfflin, Kussmaul, S. Fischer, *Verlag* (wie Anm. 15), S. 114.

empor springenden Fisch (Abb. 8e).<sup>70</sup> Für die Abonnentenwerbung griff der S. Fischer Verlag ebenfalls auf die Entwürfe von Weiß zurück: Die Anzeigen im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* entsprachen dem Layout der von Weiß gestalteten Heftdeckel, und auch für die den Heften vorgebundenen Papierstreifen *An unsere Leser!* lieferte Weiß die Entwürfe.<sup>71</sup> (Vgl. oben Abschnitt 3.1.2)

### 3.1.4 Heftstruktur und Rubriken

Der großzügig gestaltete Hauptteil der Zeitschrift umfasste jeweils circa 100 Seiten.<sup>72</sup> Besondere Bedeutung kam hier dem Essay als neuer wissenschaftlich-literarischer Darstellungsform zu.<sup>73</sup> (Dok 8) Dichtungen, Memoiren, Briefe, Tagebücher und Reiseberichte namhafter Zeitgenossen bildeten die anderen Gattungen im Hauptteil der Hefte, in dem ab 1910 insgesamt sechs Beiträge Robert Walsers gedruckt wurden.<sup>74</sup> An den Hauptteil schlossen sich seit 1892 wechselnde Rubriken mit Unterrubriken an. In dem Zeitraum, in dem Walsers Beiträge in der *Neuen Rundschau* erschienen, waren dies die *Rundschau*, die *Anmerkungen* und die *Europäische Chronik* bzw. die *Europäische Rundschau*.

#### Die Rubrik Rundschau

Die mit Jahrgang 1892 eingeführte Rubrik *Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit* ging 1894 in die komplexere und umfangreichere Rubrik *Rundschau* auf. Die Fülle an Themen, die in ihr zur Sprache kam, verteilte sich

70 Vgl. Grothe, *Die buchkünstlerische und graphische Gestaltung* (wie Anm. 58), S. 66 u. 68 und Pfäfflin, Kussmaul, S. Fischer, Verlag (wie Anm. 15), S. 102f.

71 Hierfür hatte Weiß das bekannte Fischersche Verlags-Signet von Otto Eckmann (vgl. Abb. 8d) überarbeitet, vgl. dazu die Abbildung in: Pfäfflin, Kussmaul, S. Fischer, Verlag (wie Anm. 15), S. 102.

72 Mit Ausnahme der Jahre 1924/25, in denen sich der Umfang der Zeitschrift erheblich verringerte (vgl. oben Abschnitt 3.1.3).

73 Vgl. Frank u. a., *Kultur – Zeit – Schrift* (wie Anm. 18), S. 32 u. S. 34.

74 Brentano, (November 1910), *Sechs Sachen* (März 1914), *Leben eines Malers* (Januar 1916), *Tobold* (Februar 1917), *Das Christkind* (Dezember 1920), *Drei Studien* (Oktober 1927).



in der Frühphase der Zeitschrift auf zahlreiche, unregelmäßig erscheinende Unterrubriken wie beispielsweise *Chronik*, *Soziale Dokumente*, *Zeitschriften-Rundschau*, *Kuriosa*, *Deutsche Litteratur im Auslande* oder *Neue Bücher*, die jedoch mit der Umgestaltung der Zeitschrift im Jahr 1904 wegfielen. In der als „kleine Rundschau“ beworbenen Rubrik (Dok 4, 5, 8) veröffentlichten „angesehene Autoren zu Ereignissen der Zeitgeschichte, zu Büchern, Auführungen und Ausstellungen ihre persönlichen Bemerkungen und Einfälle in bunter Reihe“. (Dok 5) Eingerückt wurden hier außerdem redaktionelle Hinweise. Im Unterschied zu den umfangreichen Essays des Hauptteils versprachen die kurzen, auch literarischen Aufsätze der *Rundschau* einen stärkeren Gegenwartsbezug. Mit zunehmendem Heftumfang kam es 1909 zur Neustrukturierung des Rubrikenteils, bei der die *Rundschau* durch einspaltigen Satz und größere Schrifttype typographisch dem Hauptteil angeglichen wurde (vgl. Abb. 4 u. 5) – mit dem einzigen Unterschied, dass die *Rundschau*-Texte nicht jeweils auf einer neuen Seite begannen. Eingeführt wurde die gesellschaftspolitische Unterrubrik *Chronik*, für die Samuel Saenger (unter dem Pseudonym Junius) verantwortlich war. Sie ging 1914 in der *Politischen Chronik* auf,<sup>75</sup> die bis Anfang der 1930er Jahre gedruckt wurde. 1914 wurde zudem als Unterrubrik eine *Literarische Chronik*, verantwortet durch Robert Musil, eingeführt, von der jedoch nur zwei Ausgaben erschienen. Mit dem ersten Heft des Jahres 1920 wurde die Rubrik *Rundschau* – nach fast 30-jährigem Bestehen – eingestellt.<sup>76</sup>

Von Walser erschienen in dieser Rubrik bis zum Jahr 1909 insgesamt zehn Beiträge, acht davon am Rubrikende.<sup>77</sup>

75 Unter diesem Titel waren, allerdings im Hauptteil der Hefte, bereits 1907/08 insgesamt acht Essays, verfasst von Theodor Barth, erschienen. Vgl. dazu Saenger, *In memoriam S. Fischer* (wie Anm. 42), S. 548f.

76 Ab dem Juliheft 1940 wurde die Rubrik *Rundschau* erneut eingeführt.

77 *Guten Tag, Riesin!* (Mai 1907), *Kutsch* (Juni 1907), *Der Park* (Oktober 1907), *Fabelhaft* (November 1907), *Aschinger* (Dezember 1907), *Wenn ich Pfarrer wäre* (Januar 1908), *Dinerabend* (März 1908), *Ballonfahrt* (September 1908), *Markt* (Dezember 1908), *Die kleine Berliner* (September 1909).

### Die Anmerkungen

Mit der Aufwertung der Rubrik *Rundschau* im Jahr 1909 übernahm die neu eingeführte, zweispaltig gesetzte Rubrik *Anmerkungen* (vgl. Abb. 6) die Aufgabe, die Hefte der *Neuen Rundschau* abzurunden. „Die kleinen Anmerkungen zum Schluß“, so Bie, „sind leichter anzuordnen. Sie halten die Mitte zwischen einer produktiven und einer mehr kritischen Art, sollen möglichst scharf und präzise sein“. (Dok 11, S. 78) Experimentiert wurde mit der Einführung einer Unterrubrik *Zeitgeschichtliches*, an der sich auch die Leser durch Einsendungen beteiligen sollten.<sup>78</sup> Ab 1921 erschien als Unterrubrik die *Chronik des Auslands*, eine internationale Zeitschriftenschau, verfasst von Rudolf Kayser, die 1922 in *Stimmen des Auslands* aufging und bis 1923 erschien.

Die Rubrik *Anmerkungen* bestand bis 1933, wobei sie in den Jahren zwischen 1924 und 1926 nur unregelmäßig erschien. Von Walser wurden zwischen 1909 und 1911 in dieser Rubrik insgesamt sechs Texte gedruckt, fünf davon am Ende der Rubrik.<sup>79</sup>

### Die Europäische Chronik / Europäische Rundschau

Mit der zunehmend internationalen Ausrichtung der Zeitschrift wurde von Otto Flake mit dem Oktoberheft 1923 die Rubrik *Europäische Chronik* ins Leben gerufen, die typographisch den *Anmerkungen* glich. Unter diesem Titel wurde, wie zuvor in der Unterrubrik *Stimmen des Auslands*, von Ereignissen des Auslands berichtet (vgl. Dok 24), wobei man sich besonders auf die Berichterstattung internationaler Zeitschriften bezog.<sup>80</sup> Von 1924 bis

<sup>78</sup> Vgl. dazu den [Aufruf an die Leser] in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXII, H. 3, 1911, S. [448]: „Es gibt keine Geschichte: *darum* bitten wir unsere Leser, Bemerkungen und Beobachtungen zu solchen Tatsachen einzusenden, die ihnen in irgendeinem Augenblick des Zornes oder der Freude als Geschichte erscheinen.“ Dieser Aufruf sorgte offenbar für Irritation unter den Lesern, vgl. die nachgeschobene Erläuterung *Wie es gemeint ist* in H. 4, 1911, S. [592].

<sup>79</sup> *Abschied* (Juni 1909), *Friedrichstraße* (August 1909), *Berlin W* (Oktober 1910), *Hose* (April 1911), *Tiergarten* (Juni 1911), *Blumentage* (August 1911).

<sup>80</sup> Vgl. Otto Flake, *Europäische Chronik*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXIV, H. 10, 1923, S. 950.

1931 erschien die Rubrik unter dem Titel *Europäische Rundschau*, verantwortet zunächst durch Willy Haas, der jedoch bereits nach wenigen Heften von Rudolf Kayser abgelöst wurde.

### 3.1.5 Die Autorenhonorare

Über die Honorarzahungen des S. Fischer Verlags an Robert Walser liegen keine Informationen vor. Aus der Korrespondenz von Samuel Fischer bzw. der *Neuen Rundschau*-Redaktion mit Autoren der Zeitschrift lässt sich jedoch erschließen, dass der Verleger stets große Mühe hatte, das Budget der Zeitschrift mit den Honorarwünschen seiner Autoren in Einklang zu bringen. Im Jahr 1903 schwankte der durchschnittliche Honorarsatz zwischen 80 und 150 Mark pro Druckbogen (etwa 5 bis 9 Mark pro Seite).<sup>81</sup> Die tatsächlichen Honorarzahungen lagen, besonders was die bekannten Autoren angeht, jedoch häufig weit darüber.<sup>82</sup> Wenngleich Fischer über den „allgemeinen Romanwettlauf“ der Zeitschriftenredaktionen um Vorabdrucke klagte, der die Autorenhonorare in die Höhe trieb, war er sich der Werbewirksamkeit großer Namen in der *Neuen Rundschau* für seinen Verlag durchaus bewusst (vgl. oben Abschnitt 3.1.2).<sup>83</sup> Dank steigender Abonnentenzahlen konnte die Zeitschrift bereits 1910 einen Honorarsatz von „25 Mark pro Seite für ihre besten und ausgezeichnetesten Mitarbeiter“ festsetzen.<sup>84</sup> Dieser feste Honorarsatz galt allerdings nur für Novellen,<sup>85</sup> Romane wurden aufgrund ihres großen Umfangs lediglich pauschal honoriert – was häufig für Unmut unter

81 Vgl. S. Fischer an Hermann Hesse, 18.12.1904, in: Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 623.

82 Vgl. ebd.: „Selbst die Rundschau, die doch ihre Aufgabe nicht in der Jagd nach berühmten Namen sieht, ist gezwungen, innerhalb ihres Etats solche Honorarunterschiede zu machen.“

83 Vgl. S. Fischer an Arthur Schnitzler, 8.10.1907, in: Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 69.

84 Mendelssohn, S. Fischer (wie Anm. 13), S. 449.

85 Vgl. S. Fischer an Aage Madelung, 14.5.1913, in: Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 718f.

den Autoren sorgte. Informationen über die Honorare in den verschiedenen kleineren Rubriken sind nicht überliefert.<sup>86</sup>

### 3.2 Robert Walser als Autor der Neuen Rundschau

#### 3.2.1 Die Beziehung zum S. Fischer Verlag

Die Verbindung zum S. Fischer Verlag verdankte Walser wohl zunächst den Beziehungen seines Bruders zu Samuel Fischer.<sup>87</sup> Karl Walser war bereits buch künstlerisch für den Verlag tätig, als Robert Walser 1905 nach Berlin zog. Er hatte Buchumschläge für Fischer-Autoren entworfen,<sup>88</sup> Werke von Kleist, Hofmannsthal, Keyserling und vielen anderen, später auch von Oscar Bie<sup>89</sup>, illustriert und verschiedene Hefte der *Neuen Rundschau* mitgestaltet.<sup>90</sup> 1905 hatte er das Haus des Verlegers in Berlin-Grünwald mit einem Freskenzyklus dekoriert. Abbildungen dieser Fresken erschienen, begleitet von Robert Walsers Prosastück *Leben eines Dichters*, im November des gleichen Jahres in Bruno Cassirers Zeitschrift *Kunst und Künstler*.<sup>91</sup> Ob Walser die Fres-

86 Ein Hinweis auf die Bezahlung für den Abdruck innerhalb der Rubrik *Anmerkungen* könnte eine briefliche Aussage Otto Flakes an S. Fischer vom 17.1.1917 sein: „Die Anfrage betr. Rundschauhonorar geschah nur, weil ich glaubte, die Anmerkungen würden wie früher mit 20 M. honoriert.“ Vgl. Rodewald, Fiedler, *Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren* (wie Anm. 15), S. 762.

87 Die Beziehung Walsers zum S. Fischer Verlag ist nur spärlich dokumentiert und in der Forschung bislang nicht eingehender behandelt worden; Briefe, die es gegeben haben muss (Dok 18), sind nicht erhalten.

88 Vgl. Badorrek-Hoguth, *Der Buchkünstler Karl Walser* (wie Anm. 61). Abbildungen der Buchumschläge zu den bei S. Fischer erschienenen Werken von Hofmannsthal und Thomas Mann bei Bernhard Echte (Hrsg.), *Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 2008, S. 228.

89 Badorrek-Hoguth, *Der Buchkünstler Karl Walser* (wie Anm. 61): Oscar Bie, *Der Tanz*, Berlin (Bard und Marquard) 1906; Ders., *Das Theater. Bühnenbilder und Kostüme von Karl Walser*, Berlin (Bruno Cassirer) 1911; Ders., *Die Oper*, Berlin (S. Fischer) 1913.

90 Robert Walser schickte seinen Schwestern Fanny und Lisa die Februar-, Mai- und Novemberhefte 1904 mit dem Buchschmuck des Bruders zu: Robert Walser an Fanny Walser, undatiert [vor dem 11.4.1904], Briefe Nr. 25, S. 22; Robert Walser an Fanny Walser, undatiert [11.4.1904], Briefe Nr. 28, S. 24; Robert Walser an Lisa(?) Walser, undatiert [April/Mai 1904], Briefe Nr. 29, S. 25.

91 *Kunst und Künstler*, Jg. IV, H. 2, 6.11.1905, S. 53–58 [KWA II 5].

ken im Original kannte, als er seinen Text geschrieben hat, ist ungewiss, denn erst für den Beginn des Jahres 1906 ist ein Besuch in Fischers Haus belegt. Am 7. Januar war Walser dort gemeinsam mit dem Bruder eingeladen, wie beider Eintrag in S. Fischers Gästebuch dokumentiert (Abb. 10).<sup>92</sup> Danach ist er noch mehrfach dort oder aber im Verlag, jedenfalls „bei S. Fischers“, zu Besuch gewesen: im Februar 1907 traf er dort Rudolf Alexander Schröder,<sup>93</sup> im März 1907 berichtet er Alfred Heymel, dass er bei Fischer „reizende kleine ältere Almanache“ gesehen habe, nach deren Vorbild er gerne seine Gedichte und Dramolette herausgeben würde. (Dok 6) Am 20. Dezember 1907 begegnete er bei S. Fischer Franz Hessel, der ihn viele Jahre später als Lektor des Rowohlt Verlags um Mitarbeit an der Zeitschrift *Vers und Prosa* bitten sollte.<sup>94</sup> Für den 6. Februar 1910 ist in einem Brief Max Dauthendey's ein Besuch erwähnt. (Dok 10) Von weiteren Begegnungen ist auszugehen. Noch 1920 erwähnte Walser in einem Brief an Curt Wüest, den Redakteur der Zeitschrift *Pro Helvetia*, die „sehr angeregte[n] Abende“ im Haus des Verlegers. (Dok 22) Sie eröffneten ihm als Autor mancherlei Möglichkeiten. Samuel Fischer war damals besonders interessiert an der jüngeren Schweizer Literatur und suchte verschiedene Autoren in seinem Verlag zu sammeln.<sup>95</sup> Moritz Heimann, der einflussreiche Cheflektor, hat Walser zu den Treffen der „Donnerstagsgesellschaft“ eingeladen, einem literarischen Zirkel,<sup>96</sup> dessen Mitglieder sich auf Initiative Heimanns bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs

92 Ob es frühere Besuche Walsers gegeben hat, wissen wir nicht. Das Gästebuch, das als Teil des S. Fischer Verlagsarchivs im DLA Marbach aufbewahrt wird, ist nur unvollständig, als Sammlung von 23 einzelnen Blättern (aus der vormaligen Heftung gelösten Doppelseiten) erhalten, mit Einträgen verschiedener Gäste aus den Jahren 1906, 1907, 1908, 1909, 1919, 1920, darunter zwei von Robert Walser; neben dem genannten findet sich sein Namenszug noch am 20.12.1907, vgl. Abb. bei Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 88), S. 228. Wir danken dem S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, für die freundliche Genehmigung zur Einsichtnahme.

93 Robert Walser an Alfred Walter Heymel, undatiert [22.2.1907], in: Briefe Nr. 53, S. 52.

94 Vgl. *Editorisches Nachwort* zu KWA I 12, S. 114.

95 Vgl. Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 88), S. 188.

96 „Eine Vereinigung, kein Verein, ein Kreis befreundeter Dichter, Maler, Musiker und sonstiger Bewohner der Künstlerlich-geistigen Welt“, so die Selbstbeschreibung des Kreises, zit. bei Mendelssohn, *S. Fischer* (wie Anm. 13), S. 405.

hinein in einer Weinstube am Kurfürstendamm trafen.<sup>97</sup> Zu ihm gehörten auch Oskar Loerke und Efraim Frisch – beide später wohlwollende Rezensenten von Walsers Büchern und teils auch publizistische Vermittler seiner Texte.<sup>98</sup> Walser scheint sich hin und wieder dort eingefunden zu haben, wie in einem mikrographischen Entwurf zu lesen ist:

[...] zu jener Zeit existierte am Kurfürstendamm eine Weinstube, worin Schriftsteller, Literaten, sich zu einem sogenannten Donnerstagstisch wöchentlicher zu unbefangener Besprechungszwecke zusammenfanden. Auch ich fand mich dort zuweilen mit einem für meinen Kopf wesentlich zu großen Hute ein, der aus meiner Figur beinahe etwas Theatralisches machte, eine Art Bereicherung, der ich Nebensächlichkeitswert beilegen zu wollen bitte. [...]<sup>99</sup>

In den Berliner Jahren könnte ihm S. Fischer den Vorschlag gemacht haben, eine Reise nach Polen oder aber in die Türkei zu unternehmen, zwecks literarischer Berichterstattung in der *Neuen Rundschau* – ein Vorschlag, den er jedoch abgelehnt habe, wie Walser im Dezember 1944 Carl Seelig berichtete. (Dok 28) Als Reminiszenz dieses Vorschlags könnte der Text *Koffermann und Zimmermann* in der Sammlung *Prosastücke* gelesen werden.<sup>100</sup>

Eine Buchveröffentlichung kam bei S. Fischer nicht zustande, vielleicht weil Walser bereits mit dem Bruno Cassirer Verlag in Verbindung stand. Offenbar hat er aber seine „Gedichte“, von denen damals nach seiner eigenen

97 Vgl. Mendelssohn, ebd., S. 405f.; Kirsten Steffen, „Haben sie mich gehasst?“. Antworten für Martin Beradt (1881–1949). *Schriftsteller, Rechtsanwalt, Berliner jüdischen Glaubens*, Oldenburg 1999 (= *Literatur- und Medienwissenschaft*, Bd. 70), S. 153–182; Stephen A. Aschheim, *Brothers and Strangers. The East European Jew in German and German Consciousness, 1800–1923*, Wisconsin 1982, S. 129.

98 Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 88), S. 229; zu den Mitgliedern gehörten Emil Orlik, Emil Rudolf Weiß, Franz Christophe, Otto Müller, Eduard Stucken, Martin Buber, Arthur Holitscher, Max Dauthendey, Oskar Loerke, Alfred Mombert, Emil Strauß, Efraim Frisch, Wilhelm Lehmann, teilweise auch S. Fischer und Eugen Diederichs, Walter Rathenau, Hauptmann, Hermann Stehr, Julius Levon, Martin Beradt, vgl. Mendelssohn, *S. Fischer* (wie Anm. 13), S. 405; weitere Namen bei Steffen, „Haben sie mich gehasst?“ (wie Anm. 97), S. 153–155.

99 Mkg. 422r/III [KWA Abt. VI], vgl. AdB, Bd. 5, S. 306–309, hier S. 308; vgl. AdB 6, S. 644.

100 Vgl. KWA I 8, S. 13f.

Aussage, „nur wenige Menschen“ wußten, Oscar Bie für die *Neue Rundschau* angeboten – vergeblich, so erinnerte er sich später in einem Brief an Emil Wiedmer. (Dok 20) Nach seiner Rückkehr in die Schweiz suchte Walser den Kontakt zu halten: er sandte dem Verleger ein Widmungsexemplar der bei Kurt Wolff erschienenen *Kleinen Dichtungen*.<sup>101</sup> Im Verkehr mit den einheimischen Verlegern berief er sich gern auf S. Fischer. (Dok 17, 19, vgl. auch Dok 12) Im Frühsommer 1917 scheint der Verlag sich nochmals um ein Buch-Projekt bemüht zu haben, wie Walser in seinen Verhandlungen mit dem schweizerischen Huber Verlag erwähnte. (Dok 18) 1925 berichtete er Frieda Mermet,<sup>102</sup> er habe „aus dem Verlag *Sami Fischer, Berlin* den neuen, 1300 Seiten langen Roman von Thomas Mann“ erhalten, den er „zu studieren, d. h. zu verifizieren“<sup>103</sup> haben werde. Die Bedeutung und den Einfluss des Verlegers und seiner Zeitschrift beobachtete er auch in den späten Zwanziger Jahren sehr genau. (Dok 25) Nach der Überlieferung Carl Seeligs hat Walser im Rückblick seine Einschätzung des Verlegers Samuel Fischer und seiner ‚Zeitgemäßheit‘ im Vergleich zu seinen Kollegen Bruno Cassirer und Ernst Rowohlt pointiert zum Ausdruck gebracht:

[...] Haben Sie schon bemerkt, wie jeder Verleger nur in einer bestimmten Epoche gedeiht? Die Offizinen Frobenius und Froschauer im Mittelalter; Cotta im aufkommenden Bürgertum, die Herren Cassirer im *dulci iubilo* der Vorkriegszeit, Sami Fischer im jungen, vom Kaisertum sich losgürtenden Deutschland, der abenteuerliche Ernst Rowohlt in der Vabanque-Nach-

101 Es handelt sich um die 2. Auflage (1915); Widmungstext: „Hern und Frau S. Fischer mit herzlichem Gruß Robert Walser Biel, Schweiz, Hotel Blaues Kreuz“ (DLA Marbach), vgl. Bernhard Echte, *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft*, Jg. 51, H. II, September 2008, S. 142.

102 Robert Walser an Frieda Mermet, undatiert [11.3.1925], Briefe Nr. 253, S. 227.

103 Es handelte sich um den 1924 erschienenen Roman „Der Zauberberg“. Vielleicht war an eine Besprechung in einer schweizerischen Zeitung oder Zeitschrift gedacht, denn in der *Neuen Rundschau* war der Roman bereits besprochen worden: Arthur Eloesser, *Thomas Manns „Zauberberg“*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXVI, H. 1, 1925, S. 59f.

kriegszeit. Jeder hat die Atmosphäre, die er für sein Unternehmen braucht und in der er saftig verdient. [...] <sup>104</sup>

### 3.2.2 Walsers Beiträge in der Neuen Rundschau

Quantitativ gehörte Walser nicht zu den prominenten Autoren der Zeitschrift und zählte nicht zu ihren „ständigen Mitarbeitern“ (vgl. Abschnitt 3.1.1). Doch die insgesamt 29 Beiträge, die von ihm in der *Neuen Rundschau* erschienen sind, decken einen langen Zeitraum ab, der von 1907 bis 1927 reicht, mit einer auffälligen Lücke in den Jahren 1921 bis 1926.<sup>105</sup> Während seiner Berliner Jahre war er hier regelmäßig zu lesen, vor allem zu deren Beginn so häufig, dass Christian Morgenstern sich darüber mokierte. (Dok 7)

Angefangen mit der Berlin-Skizze *Guten Tag, Riesin!* im Mai 1907 erschienen seine Texte bis 1911 überwiegend in den Rubriken *Rundschau* und *Anmerkungen*, immer gern am Schluss der Hefte. Vielleicht schätzte Oscar Bie sie als besonders geeignet, entsprechend der Bestimmung dieser Rubriken, „den schweren Anfang in ein leichteres Spiel des Geistes“ zu transponieren. (Dok 11) Walser hat in ihnen mit so gut wie allen Genres des klassischen Feuilletons gespielt und sie in seine Tonart übersetzt: Flanerien durch die „Weltstadt“ Berlin, Porträts des hauptstädtischen Gesellschaftslebens, atmosphärisch dichte Schilderungen der Stadt-Landschaft, Reportage-Texte,<sup>106</sup> Satiren auf den journalistischen Jargon. Dabei hat er gelegentlich auch seine verschiedenen Publikationsorte selbst einbezogen, wie im Spiel

104 Carl Seelig, *Aufzeichnung vom 10.9.1940*, in: Ders., *Wanderungen mit Robert Walser*, Frankfurt am Main 1977, S. 27.

105 Eine Untersuchung zum Corpus der *Neue Rundschau*-Feuilletons mit Blick auf den Kontext der Zeitschrift liegt bislang nicht vor.

106 Wie Walser in diesen Texten „mitbaut“ an der „literarischen Stadtlandschaft“ und am „Mythos der Metropole“ hat Peter Utz gezeigt und einige der Texte aus der *Neuen Rundschau* eingehender interpretiert: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, Frankfurt am Main 1998, S. 313 und S. 122–124 (*Leben eines Malers*), S. 314–320 (*Tiergarten*). Vgl. auch Susanne Scharnowski, „Berlin ist schön, Berlin ist groß“. *Feuilletonistische Blicke auf Berlin: Alfred Kerr, Robert Walser, Joseph Roth und Bernard von Brentano*, in: Matthias Harder, Almut Hille (Hrsg.), „Weltfabrik Berlin“. *Eine Metropole als Sujet der Literatur. Studien zu Literatur und Landeskunde*, Würzburg 2006, S. 67–82, bes. S. 68 und S. 74–77 (zu *Tiergarten* und *Friedrichstraße*).



mit den Figuren „Kutsch“ und seinem Kollegen „Kitsch“, denen er in Texten der *Neuen Rundschau* wie der *Schaubühne* Auftritte verschaffte.<sup>107</sup> Im Hauptteil der Zeitschrift erschien erstmals im Novemberheft des Jahres 1910 ein Beitrag von ihm. Es war das erste seiner literarisch-fiktiven *Brentano*-Porträts, das gedruckt erschien. Walser hat es später in die Sammlung *Aufsätze* übernommen.<sup>108</sup> Hier waren nach Walsers Rückkehr in die Schweiz 1913 auch alle weiteren, jetzt nur noch in größeren Abständen erscheinenden Beiträge zu lesen: 1914 eine Gruppe kürzerer Prosastücke unter dem Obertitel *Sechs Sachen* und in der Folge dann längere Texte: die Novelle *Leben eines Malers* (1916), die Erzählung *Tobold* (1917) und 1920 eine Art Dramolett, *Das Christkind*, ein „kleines Versspiel“. Danach war Walser etliche Jahre nicht mehr in der *Neuen Rundschau* zu finden. Erst 1927 erschien nochmals eine Zusammenstellung szenischer Texte, als Erstdruck zu mikrographischen Entwürfen, deren Reinschrift nicht überliefert ist, betitelt *Drei Studien*. Form, Ton und Sujet waren nun verändert. Der Berlin-, bzw. Großstadt-Bezug spielte keine Rolle mehr, das feuilletonistische Genre wurde abgelöst durch die Arbeit an neuen und alten Formen und Textsorten, an der Novelle oder am Dramolett, dem Walser sich in seiner Berner Zeit wieder intensiver zugewandt hatte.

### 3.2.3 Die neue Rundschau als Veröffentlichungskontext

*Die neue Rundschau* bildete einen wichtigen Veröffentlichungszusammenhang für Walser. Das Renommé der Zeitschrift sorgte für eine breite Wahrnehmung seiner Texte, die durch Fischers intensive Werbearbeit weiter unterstützt wurde.<sup>109</sup> Der Blick auf die Inhaltsverzeichnisse der Hefte, in denen

107 Vgl. dazu *Editorisches Nachwort* zu KWA II 3, S. 296f.

108 Der früheste Text, das Manuskript *Brentano. Eine Phantasie* [KWA V 3] war vermutlich bereits 1902 oder noch früher entstanden und lag lange bei der Redaktion der *Insel*, blieb aber ungedruckt, vgl. Jochen Greven, *SW* 15, S. [140]; im November 1920 erschien ein weiteres *Brentano*-„Porträt“ in der *Neuen Zürcher Zeitung* [KWA III 3, S. 153–156], im April 1926 wurde das dritte in der *Prager Presse* gedruckt: *Prager Presse*, Jg. 6, Nr. 105, III. Auflage, Morgenausgabe, 16.4.1926, S. 4f. [KWA III 4], vgl. Jochen Greven, *SW* 3, S. 158.

109 Zahlreiche Zeitungen verarbeiteten in ihren Zeitschriftenschauen regelmäßig und oftmals

seine Beiträge erschienen, zeigt ihn im Kontext von Autoren der Wiener Moderne, wie Hofmannsthal, Schnitzler, Bahr und Altenberg, des Symbolismus und des Impressionismus wie Verhaeren und Keyserling und dann auch von Hermann Hesse, Annette Kolb, Rainer Maria Rilke, Thomas Mann oder Arthur Holitscher. An Schweizer Autoren waren hier Jakob Schaffner und Albert Steffen zu lesen. Er zeigt aber auch, dass in all diesen Jahren nicht die eigentlich literarischen Beiträge den Inhalt der Hefte prägten, sondern die Vielzahl von Essays zu Themen der Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft, die Zeugnisse namhafter Zeitgenossen in Reiseberichten und Memoiren im Hauptteil, die Berichterstattung und insbesondere Kunst- und Literaturkritik in den kleineren Rubriken.

Einige der Redakteure und Mitarbeiter der Zeitschrift wurden Teil von Walsers publizistischem Beziehungsnetz, manche waren es bereits. Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Christian Morgenstern, Franz Blei sind ebenso wie Max Brod unter den bereits bestehenden Kontakten zu nennen. Neu hinzu kamen Oskar Loerke und Efraim Frisch, deren Aufmerksamkeit für Walser sich im Umfeld der *Neuen Rundschau* geschärft haben dürfte. In der Person Robert Musils lassen sich einige der Beziehungsfäden fassen, die Walser mit dem literarischen Umfeld der Prager Zeitungen und der pragerdeutschen Autoren, insbesondere Franz Kafka verbanden.<sup>110</sup> Kafka hat die *Neue Rundschau* zeitlebens regelmäßig gelesen und ist hier, wie Brod überliefert, auch erstmals Walsers Texten begegnet.<sup>111</sup> Max Brod hatte in seiner Sammel-Besprechung *Kleine Prosa* (1913) eine Beziehung zwischen

textidentisch die vom Verlag vorbereiteten Inhaltsangaben der aktuellen Hefte, in denen dann jeweils auch Walsers Name genannt war.

110 Vgl. Kurt Ifkovits, *Robert Walsers Prager Spuren*, in: Groddeck u. a. (Hrsg.), *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘* (wie Anm. 12), S. 107–124.

111 Max Brod, *Streitbares Leben. Autobiographie 1884–1968*, München 1979, S. 244–253, bes. S. 252f. Die Beziehung Kafkas zur *Neuen Rundschau* wurde erstmals ausführlich dargestellt durch Hartmut Binder, *Kafka und „Die Neue Rundschau“*. Mit einem bisher unpublizierten Brief des Dichters zur Druckgeschichte der „Verwandlung“, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*, Jg. 12, 1968, S. 94–111; vgl. außerdem: Pfäfflin, Kussmaul, S. Fischer, *Verleger* (wie Anm. 15), S. 282–284 und Oliver Pfohlmann, „Ein Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften“: Robert Musil, die „Neue Rundschau“, der Expressionismus und das „Sommererlebnis

Walters *Aufsätzen* und Kafkas ebenfalls bei Kurt Wolff erschienener *Betrachtung* sowie der Novelle *Der Heizer* hergestellt, indem er beiden Autoren die gleiche Souveränität des Stils über den Stoff zuschrieb.<sup>112</sup> Musil hat diese Beziehung in seiner *Literarischen Chronik* nochmals ausführlich entwickelt (vgl. unten Abschnitt 3.2.4) und suchte auch Kafka als Mitarbeiter zu gewinnen. (Dok 14)

Doch weder über das Verhältnis Walters zu Musil noch zu den anderen Redakteuren der *Neuen Rundschau* läßt sich Genaueres sagen, da keine brieflichen Zeugnisse bekannt sind. An wen er seine Beiträge schickte, ob und von wem er allenfalls angefragt wurde, ist nicht bekannt. An Rudolf Kayser hat er noch im Juni 1933 einen Brief geschrieben, in dem er dem Redakteur drei „Skizzen“ für seine „Revü“ anbot. (Dok 27) Doch dieser Brief wurde nicht abgesandt, und um welche Texte es sich handelte, geht aus dem Entwurf nicht hervor. Es ist der letzte erhaltene Brief, in dem Walser sich um eine Publikationsmöglichkeit bemüht hat.

### 3.2.4 Rezensionen und Würdigungen von Büchern Robert Walters in der Neuen Rundschau

Alle Bücher, die Walser während seiner Berliner Zeit veröffentlichte, wurden in der *Neuen Rundschau* eingehend und positiv besprochen. Nach der Rückkehr in die Schweiz jedoch wurde von seinen Büchern kaum noch Notiz genommen. Einzig die Sammlung *Poetenleben* wurde 1918 nochmals ausführlich gewürdigt; zu *Kleine Dichtungen*, erschienen 1914/15 bei Kurt Wolff, und zu den vier in Schweizer Verlagen publizierten Büchern *Prosastücke*, *Kleine Prosa* und *Der Spaziergang* (alle 1917) sowie *Seeland* (1920) finden sich keine Rezensionen. Auch die 1925 bei Ernst Rowohlt erschienene Sammlung *Die Rose* wurde nicht mehr eigens besprochen, Hermann Hesse hat sie jedoch in seinen *Erinnerungen an Lektüre* kurz erwähnt. Da die Be-

im Jahre 1914“, in: *Weimarer Beiträge*, Bd. 49, H. 3, 2003, S. 325–360; Ders., „Glücklich und feldzugsplanend?“ (wie Anm. 30).

112 Walser bedankte sich für die Besprechung, vgl. Robert Walser an Max Brod, 31.7.1913, in: Briefe Nr. 74, S. 66.

sprechungen zur Wahrnehmung Walsers in der *Neuen Rundschau* beitragen, werden sie hier bibliographisch zusammengestellt und mit knapper inhaltlicher Charakteristik ergänzt.<sup>113</sup>

Felix Poppenberg, *Die tiefen Blicke*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XVIII, H. 3, März 1907, S. 375–377.

Poppenberg, ständiger Mitarbeiter der *Neuen Rundschau* für den literarischen Bereich, besprach Walsers Erstling *Geschwister Tanner* zusammen mit Jakob Wassermanns *Schwestern* und Friedrich Huchs *Mao*, beides neue Titel des S. Fischer Verlags, mit Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (Wiener Verlag) und den ebenfalls bei S. Fischer erschienenen Novellen<sup>114</sup> des Grafen Eduard von Keyserling. Als verbindende Perspektive dieser Sammelbesprechung hatte Poppenberg den Umgang mit den psychischen Konflikten und sexuellen Erfahrungen insbesondere in der Adoleszenz gewählt. Nach den bei Musil geschilderten „dumpfen Beklemmungen“ empfand er die Geschichte Simon Tanners als „Morgenlicht“. (Vgl. KWA I 2, S. 323)

Felix Poppenberg, *Robert Walsers Wanderer*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XIX, H. 10, Oktober 1908, S. 1548f.

Walsers zweitem Berliner Roman *Der Gehülfe* widmete Poppenberg eine eigene, ausführliche Besprechung. Mehr an einer „Geschichte vom dichterischen Erleben der Umwelt“, betonte er, sei Walser hier gelegen als an realistischer Darstellung der Figuren und der Handlung. (Vgl. KWA I 3, S. 299)

Efraim Frisch, *Ein Jüngling*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXII, H. 3, März 1911, S. 416–420.<sup>115</sup>

Frisch, der Walser im Haus Samuel Fischers oder in Moritz Heimanns „Don-

113 Die vollständigen Texte finden sich in KWA Abt. VIII.

114 Der Titel blieb ungenannt; es dürfte sich um die 1906 bei S. Fischer erschienene Sammlung *Schöne Tage* handeln.

115 Wieder abgedruckt bei Katharina Kerr (Hrsg.), *Über Robert Walser*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1978, S. 70–75, vgl. Robert Walser an Efraim Frisch, 5.1.1919, in: Briefe Nr. 175, S. 161.

nerstagsgesellschaft“ kennenlernte und ihn später für die von ihm herausgegebene Zeitschrift *Der Neue Merkur* gewann (vgl. KWA III 6), veröffentlichte einen kleinen Essay zu Walsers *Jakob von Gunten*. Er hob besonders die traumanaloge Kombinatorik des Romans und ihre „beglückende, aufrüttelnde und beunruhigende“ Wirkung hervor. (Vgl. KWA I 4, S. 160f.)

Max Brod, *Kleine Prosa*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXIV, H. 7, Juli 1913, S. 1043–1046, hier S. 1043f.<sup>116</sup>

Max Brod stellte Walsers Sammlung *Aufsätze* (Kurt Wolff 1913) vor, zusammen mit Kafkas Sammlung *Betrachtung* und seiner Erzählung *Der Heizer*, beide ebenfalls 1913 bei Kurt Wolff erschienen, sowie mit Heinrich Eduard Jacobs Novellen *Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria* (Erich Reiss Verlag, Berlin 1912), vgl. oben S. 192 und KWA I 5.

Robert Musil, *Literarische Chronik*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXV, H. 8, August 1914, S. 1166–1172, hier S. 1167–1169.<sup>117</sup>

Musil begann seine *Chronik* mit Bemerkungen zum literarischen Anspruch der Kunstform Novelle<sup>118</sup> und eröffnete dann die Reihe seiner Besprechungen mit Walsers bei Kurt Wolff erschienener Sammlung *Geschichten* (1914). Ausgehend von dem Prosastück *Theaterbrand* stellte er als einer der ersten Literaturkritiker die Selbstreferentialität von Walsers Sprachkunst heraus: „Wenn er schwärmt oder sich entrüstet, läßt er nie aus dem Bewußtsein, daß er es schreibend tut und daß seine Gefühle auf Draht stecken“. Wie Max Brod ein Jahr zuvor mit Blick auf Walsers *Aufsätze*, zog auch er einen allerdings sehr viel eingehenderen Vergleich zu Kafkas *Betrachtung* und *Der Heizer*. Vgl. KWA I 6.

116 Wieder abgedruckt bei Kerr, *Über Robert Walser* (wie Anm. 115), S. 83–85, vgl. oben Anm. 112.

117 Gekürzt wieder abgedruckt bei Kerr, *Über Robert Walser* (wie Anm. 115), S. 89–91.

118 Die Besprechung verdeutlicht den literaturkritischen Anspruch, den Musil mit seiner Tätigkeit als Redakteur der *Neuen Rundschau* verband, vgl. Nicole Streitler, *Musil als Kritiker*, Bern 2006, bes. S. 31–38.

Oskar Loerke, *Vielerlei Zungen*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXIX, H. 7, Juli 1918, S. 1228–1240, hier S. 1238.<sup>119</sup>

Loerkes Sammelbesprechung *Vielerlei Zungen* behandelte vor allem expressionistische Lyrik und Prosa und weitere Neuerscheinungen der Verlage Kurt Wolff, Die Aktion und S. Fischer, darunter Werke von Carl Sternheim, Gottfried Benn, Franz Jung, Wilhelm Lehmann und Arthur Holitscher. Doch brachte er hier Walsers *Poetenleben* eigenständig in den Blick. (Vgl. KWA I 9, S. 155)

Hermann Hesse, *Erinnerung an Lektüre*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXVI, H. 9, September 1925, S. 964–972, hier 970–971.<sup>120</sup>

Zu den wenigen Büchern, die ihm unter den Neuerscheinungen des Jahres 1925 erwähnenswert waren, zählte Hesse auch Walsers letztes Buch *Die Rose*. Doch wiewohl sie ihm gefielen, konnten es für ihn die „lieben Tändeleien“ dieser wie auch der früheren Prosasammlungen mit den Romanen *Der Gehülfe* und *Geschwister Tanner* nicht aufnehmen. (Vgl. KWA I 12, S. 129)

Eduard Korrodi, *Fragmentarische Schweiz*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXXI, H. 3, März 1930, S. 303–313, hier S. 307.<sup>121</sup>

In seinem Essay über die europäische, insbesondere deutsche Wahrnehmung der Schweiz wies Korrodi auf die besondere Beziehung der literarischen Schweiz zu Berlin hin und erwähnte unter den „Rekruten“ der *Neuen Rundschau* „den feinen Jean Paulschen Robert Walser, den mystischen Albert Steffen, und vor allem Jakob Schaffner“, die in die „Kerntruppen“ der Zeitschrift aufgenommen worden seien.

Basel, im Frühjahr 2017

Barbara von Reibnitz und Caroline Socha

119 Wieder abgedruckt bei Kerr, *Über Robert Walser* (wie Anm. 115), S. 125.

120 Wieder abgedruckt in: Hermann Hesse, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Volker Michels, Bd. 18, Frankfurt am Main 2003, S. 524–533, hier S. 532.

121 Wieder abgedruckt in: Eduard Korrodi, *Aufsätze zur Schweizer Literatur*, Bern 1962, S. 95–108.

## Dokumentarischer Anhang

### Vorbemerkung

Die Dokumentation ist chronologisch geordnet und begleitet die Jahre, in denen Robert Walsers Texte in der *Neuen Rundschau* erschienen sind.

### Zur Textgestalt

Im Kopf eines jeden Dokuments werden ein Kurztitel und die Textvorlage angegeben. Die Texte folgen den jeweils angegebenen Vorlagen; wo in den Text eingegriffen werden musste, wird dies durch spitze Klammern < > kenntlich gemacht. Bei den gedruckten Vorlagen wurde auf die Differenzierung zwischen Fraktur und Antiqua verzichtet, bei den handschriftlichen Vorlagen wurde zwischen deutscher und lateinischer Schreifschrift nicht differenziert. Hervorhebungen in den Vorlagen (Sperrung, Fettdruck, Kursivierung in den Drucken bzw. Unterstreichungen in den Handschriften) wurden einheitlich kursiv wiedergegeben. Die verwendeten Schreibmaterialien wurden nicht vermerkt.

1 Redaktionelle Ankündigung des Namenswechsels mit dem Jahrgang 1904

*Neue Deutsche Rundschau*, Jg. XIV, H. 12, 1903, S. 1344

*Die Neue Rundschau.*

Die „Freie Bühne“ hatte zuerst ein Kampforgan zu sein. Nachdem sich die Zeiten geklärt und die Anschauungen verbreitert hatten, durfte sie sich zu einer allgemeineren modernen Monatsschrift entwickeln, die den Titel „Neue Deutsche Rundschau“ annahm. An zehn Jahre hat sie sich zu einem Sammelpunkt moderner Bestrebungen in allen öffentlichen Dingen herausgebildet. Dem steigenden Interesse ihrer Leser verdankt sie es jetzt, daß sie wiederum in eine neue und reichere Phase treten darf. Wie der Prospekt auf das Jahr 1904 zeigt, ist sie in der günstigen Lage, nicht bloß eine selten glückliche Auswahl geeigneter Beiträge darzubieten, sondern diesen endlich auch einmal die Form und das Äußere entsprechend zu gestalten. Wandlungen haben vielleicht im Augenblick etwas Peinliches, aber wenn sie sich bewähren, sind sie nur das gute Zeichen eines Wachstums und einer Assimilationsfähigkeit, die zu einer Zeitschrift lebendigen Charakters besser passen will, als das Festhalten an gewohnten und unzeitgemäßen Überlieferungen. Die Schönheit, die sie offen oder versteckt in allen ihren Teilen gepredigt hat, wird die Rundschau jetzt in dem ruhigen Maße ihres Wesens auf sich selbst anwenden können. Sie wird ein gutes Buch werden, nicht bloß als Papier der Mitteilung, sondern als Kunstwerk der äußeren Darbietung. Und bei dieser Gelegenheit erlaubt sie sich auch den letzten Schönheitsfehler zu tilgen, den Titel, den sie niemals so liebte wie den Inhalt. Der neue, nur ein wenig variierte Titel läßt das Wort „Deutsch“ selbstverständlich aus keinen anderen Gründen fort, als aus denen besserer Rhythmik und geringerer Verwechslungs-Möglichkeit.



Diese drei ersten neuen Worte sind nichts als die letzte Folge der formalen Reinigung: Die Neue Rundschau.

1904

2 Redaktionelle Ankündigung des Jahrgangs 1904 [Faltblatt, 4 S., unpag., vermutl. Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XIV, H. 12, 1903 oder Jg. XV, H. 1, 1904]  
DLA (Prospektesammlung: Konvolut S. Fischer Verlag)<sup>122</sup>

/1/ *Die neue Rundschau*

*XVter Jahrgang der freien Bühne*

Vom Januar 1904 ab wird die alte „Freie Bühne“, spätere „Neue deutsche Rundschau“ unter dem Titel „*Die neue Rundschau*“ erscheinen. Die Veränderung ihres Namens soll eine neue Phase ihrer Entwicklung bezeichnen. Sie hat bisher die ersten Mitarbeiter am geistigen Leben unserer Zeit zu einer bedeutsamen publizistischen Einheit verbunden und sich dadurch zur führenden modernen Monatsschrift Deutschlands emporgeschwungen. Sie will fortan das Bild des modernen geistigen Lebens, das sie inhaltlich darbietet, auch äußerlich sichtbar machen, *indem sie jedes einzelne Heft zu einem Kunstwerk des Druckes und der Ausstattung erheben wird*. Sie rechnet dabei auf den Geschmack gebildeter Leser, die die geistigen Dokumente der Zeit lieber in schöner als in gleichgiltiger Form empfangen wollen. Doch werden wir die Form nicht überschätzen. Sie soll uns kein Ersatz wertvollen Inhalts sein, sondern uns vielmehr verpflichten, diesen Inhalt immer edler und bedeu-

122 Als dreiseitige Anzeige in leicht abgeänderter Form erschienen in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 70, Nr. 270, 21.11.1903, Umschlag u. S. 9568f. Dort findet sich der Hinweis: „Wir werden das erste (Januar-)Heft Mitte Dezember ausgeben, weil es durch seine literarischen Darbietungen, seinen künstlerischen Schmuck (von Josef Sattler) und seine vorzügliche Ausstattung nicht nur zur Gewinnung neuer Abonnenten besonders geeignet ist, sondern auch, weil es als *Weihnachtsheft* großen Absatz finden dürfte. [...]“.

tender zu gestalten. Die Beiträge, die der neue Jahrgang enthalten wird, kennzeichnen am besten unser Programm. [...]

## 1905

3 Redaktionelle Ankündigung des Jahrgangs 1905 [Faltblatt, 4 S., unpag., vermutl. Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XV, H. 12, 1904 oder Jg. XVI, H. 1, 1905]

DLA (Prospektesammlung: Konvolut S. Fischer Verlag)

/1/ *Die neue Rundschau*

*An unsere Leser*

Kulturbildend und kulturveredelnd zu sein, ist der Wunsch und Wille dieser Zeitschrift. Immer mehr konzentriert sich in ihr der führende moderne Geist Deutschlands. Sie vereinigt als ein gemeinsames Band alle diejenigen, die in Kunst und öffentlichen Dingen zu den Wortführern der Gegenwart geworden sind. Der große Beifall, den sie im ersten Jahre ihrer neuen, künstlerischen Gestaltung errungen hat, beweist, daß ihre Absichten von einem weiteren Publikum gefühlt und verstanden werden. [...]

## 1906

4 Einladung zum Abonnement auf den neuen Jahrgang 1906 [Faltblatt, 4 S., unpag., vermutl. Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XVI, H. 12, 1905 oder Jg. XVII, H. 1, 1906]

DLA (Prospektesammlung: Konvolut S. Fischer Verlag)

/1/ *Die neue Rundschau*

*XVIIter Jahrgang der freien Bühne*

Der große Aufschwung, den die Neue Rundschau, auch äußerlich, in den letzten Jahren genommen hat, ist ein Zeichen dafür, daß unsere Absicht, eine kulturbildende Kraft in der Zeitschrift-

tenliteratur darzustellen, in immer weiteren Kreisen erkannt und gebilligt wird. Wir wissen die heranwachsende Generation auf unserer Seite, und von Tag zu Tag wächst die Berührung der führenden Geister mit uns, und die unsere mit den Lesern. [...]

/4/ *Die kleine Rundschau*, die jedem Hefte angehängt ist, bringt kurze Aufsätze, die die Aktualität der Zeit unmittelbarer als in den großen Essays, enthalten. Wir dürfen eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter gerade für diesen Teil der Zeitschrift versprechen. [...]

1907

5 Einladung zum Abonnement auf den neuen Jahrgang [Faltblatt, 4 S., unpag., Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XVIII, H. 1, 1907 archive.org (letzter Aufruf 20.3.2017)]

[...] /4/ In der *Kleinen Rundschau* werden angesehene Autoren zu Ereignissen der Zeitgeschichte, zu Büchern, Aufführungen und Ausstellungen ihre persönlichen Bemerkungen und Einfälle in bunter Reihe veröffentlichen. [...]

6 Robert Walser an Alfred Walter Heymel, [März 1907]  
Briefe Nr. 54, S. 52

[...] Ich habe gestern bei S. Fischer's solche reizende kleine ältere Almanache gesehen. Könnte man nicht meine Gedichte und vielleicht die lyrische Prosa zusammen in dieser Art herausgeben? [...]

7 Christian Morgenstern an Bruno Cassirer, 13.10.1907  
Christian Morgenstern, *Werke und Briefe. Kommentierte Ausgabe*, Bd. VIII, *Briefwechsel 1904 bis 1908*, hrsg. v. Katharina Breitner, Stuttgart 2011, Nr. 1490, S. 373f., hier S. 374

[...] Hören Sie mal, was der gute W. jetzt in Schaubühne u. Rund-

schau zusammenkliert, ist schauerhaft. *Dafür* entflammt sich wohl nur Bie und Jacobsohn, – nicht ich.

1908

8 Redaktionelle Ankündigung des Jahrgangs 1908 [Faltblatt, 4 S., unpag.]  
Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XVIII, H. 12, 1907<sup>123</sup>  
archive.org (letzter Aufruf 20.3.2017)

/1/ *An unsere Leser!*

Die „Neue Rundschau“ wird vom nächsten Jahre ab in bedeutend vergrößertem Umfang erscheinen; jedes Heft wird auf 9 bis 10 Bogen erweitert, der Bezugspreis aber nur um ein ganz Geringes – um eine Mark für das Vierteljahr – erhöht werden. Durch die Vermehrung des Inhalts kann unsere Zeitschrift, ohne an ihrem bisherigen Charakter etwas einzubüßen, das Gebiet ihres Interesses so erweitern, daß auch die unmittelbaren Aeußerungen und damit die Totalität unserer Zeit und unserer Kultur hineinbezogen werden können. Der Leser wird also fortan außer den gewohnten Darbietungen – *besten zeitgenössischen Dichtwerken, Memoiren, Briefen und Reisewerken, großen der Form und dem Inhalt nach zur Kunsthöhe entwickelten Essays* – eine Fülle behrender Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und der Politik, kurz aus der Zeitgeschichte finden. [...]

/4/ *Kleine Rundschau:*

Angesehene Autoren werden zu Ereignissen der Zeitgeschichte

123 Als dreiseitige Anzeige in leicht abgeänderter Form erschienen in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 74, Nr. 801, 28.12.1907, S. 13998–14000. Darin findet sich die Ergänzung: „Mit dieser stofflichen Erweiterung ist der langvorbereitete Ausbau unserer Zeitschrift in eine umfassende Revue großen Stiles vollendet. ‚Die neue Rundschau‘ wendet sich fortan nicht nur an einen literarisch und ästhetisch interessierten Kreis, sondern an die Gesamtheit der geistig fortgeschrittenen Lesewelt.“

ihre persönlichen Bemerkungen und Einfälle in bunter Reihe veröffentlichen.

1909

9 Oscar Bie, *Die neue Schrift*

*Die neue Rundschau*, Jg. XX, H. 1, 1909, S. [160]

[...] Die neue Schrift bringt Klarheit, und Klarheit die scharfe neue Disposition. Klarheit und Rhythmus in dem wundervollen Chaos unserer Zeit. Wir beginnen hoffnungsvoll das Werk mit der ewigen Himmelsnahrung, gehen tapfer zur Chronik der Zeitgeschichte über, schließen vergnügt mit dem Dessert der kleinen Anmerkungen, wir lesen ruhiger, werden zufriedner, empfinden Bildung als Heiterkeit, Sinnlichkeit als Kunst, lassen alle Quartale binden und danken Gott, daß wir leben.

1910

10 Max Dauthendey an Annie Dauthendey, 7.2.1910

Max Dauthendey, *Mich ruft dein Bild. Briefe an seine Frau*, München 1930, S. 202

[...] Berlin, Café Bauer, Montag, 7. Februar 1910, 6 Uhr. Mulden-schatz, es war gestern bei Fischers eine riesige Gesellschaft, lauter Kunstriesen, fünfundfünfzig Personen. [...]

[...] Weiß und Frau, Heimann und Frau, Meier-Graefe und Frau, Kellermann mit Geliebter, Corinth mit Frau, Robert Walser, natürlich Hofmannsthal und eine Unmenge andere, auch Rilkes waren da. [...]

11 Oscar Bie, *Die neue Rundschau*

S. Fischer Verlag. *Das XXVte Jahr. 1886–1911*, Berlin 1911, S. 67–82, hier S. 72, 74, 77–82

[...] /72/ das Bewußtsein der Zeitschrift steigert sich, aus einem Kampforgan ein Spiegelorgan der ganzen modernen Weltanschauung zu werden. [...]

[...] /74/ Der ständige Pol der Zeitschrift blieb doch der Verleger, und er ruhte keinen Augenblick, bis er die Organisation der Zeitschrift nach seinen Einsichten so durchgesetzt hatte, wie es unter deutschen Verhältnissen nur irgend möglich war. Er ging davon aus, daß die Neue Deutsche Rundschau, je mehr sie zu einer allgemeinen, nicht bloß auf das Literarische beschränkten Monatsschrift deutschen Geistes werden sollte, sich immer weniger vom Zufall der Einsendungen abhängig machte, sondern das Bestreben zeigte, aus den bestehenden Verhältnissen, aus den Änderungen in der Weltanschauung, aus den neuen Zielen der Dichtung Mitarbeiter und Beiträge so zu gewinnen, daß sie von einem festen Willen gelenkt schien. [...]

/77/ Nachdem ihre [*Die neue Rundschau*, Anm. d. Hrsg.] Interessen und ihr Umfang so zugenommen hatten, empfahl es sich, auch äußerlich die Stoffmenge so zu gruppieren, daß dem Blick des Lesers gleich von Anfang an die innere Arbeit und das System der Zeitschrift klar wird. Statt der wenigen oft sehr ähnlichen Artikel der früheren Jahrgänge findet man jetzt eine kluge Zusammenstellung von oft 12, 13, 14 größeren und vielen kleineren Artikeln in einem Hefte, die so geordnet sind, daß zuerst die mehr produktiven Arbeiten kommen, seien sie Essays oder Dichtungen, dann, in einem mittleren Abschnitt, aber in demselben Druck, die mehr kritischen und aktuellen Aufsätze, die aus dem Laboratorium aller Wissenschaften und Künste das Wissenswerte darstellen und beleuchten, und zum Schluß die kleinen Anmerkungen, die

den schweren Anfang in ein leichteres Spiel des Geistes auflösen.  
[...]

Der erste Teil dieses Heftes hat /78/ die verschiedensten Arten der Produktion zu bewältigen. Ein politisch-sozialer Artikel am Anfang hat sich als das natürliche Schema erwiesen. Ein Roman, der sich durch mehrere Hefte fortsetzt, gibt trotz der monatlichen Unterbrechung der Haltung der Zeitschrift eine gewisse Stange, die niemand entbehren will. Eine kürzere Novelle, die dazu gegeben wird, muß in der Farbe und im Charakter möglichst davon abstechen. Memoiren oder Briefe, Tagebücher, Reisen empfehlen sich als unersetzliches Dokument persönlicher Bekenntnisse, die die Kraft einer Dichtung und die Belehrung eines Aufsatzes in sich vereinigen. Daneben ist ein Aufsatz angebracht, der über solche Memoiren oder irgendwie aus alten Kulturen berichtet und das starke fortschrittliche Element durch einen behaglichen Konservatismus des literarischen Interesses kompensiert. Kleinere Essays belehrenden oder berichtenden Charakters haben daneben noch ihren Platz und ein künstlerisches Feuilleton macht sich am besten zum Schluß dieser Abteilung. In der zweiten Abteilung, die wesentlich kritisch zu halten ist, kommt es darauf an, die verschiedenen Gebiete der Literatur, Kunst, Soziologie, Medizin, Naturwissenschaft, Finanz so darzubieten, daß mit den 80 Artikeln dieser Art, die der Jahrgang bringt, eine fast vollkommene Übersicht über die augenblickliche Arbeit aller Kunst und Wissenschaft gegeben wird. Jedes Heft hat außerdem seine politische Chronik. Die kleinen Anmerkungen zum Schluß sind leichter anzuordnen. Sie halten die Mitte zwischen einer produktiven und einer mehr kritischen Art, sollen möglichst scharf und präzise sein, was in Deutschland sehr schwer zu erreichen ist. [...]

/79/[...] Wir kommen zweimal wöchentlich in unserer Redaktionsstube zusammen, bei Herrn Fischer, der selbst das /80/ regste Interesse und eine unermüdliche Initiative bewährt. Ist mit einem Mitarbeiter eine besonders wichtige Abmachung zu besprechen,

so wird er gebeten. Wir fragen uns, welche Stoffe und Probleme in der nächsten Zeit zu behandeln sind, raten uns gegenseitig zu den Autoren, die wir dafür auffordern, und besprechen auf diese Weise den Inhalt der laufenden Hefte, so daß wenige Beiträge erscheinen, die nicht von uns angeregt und disponiert sind. Wenn sich die Zeitschrift frisch und lebendig erhalten hat, so ist es nur auf diesem Wege möglich gewesen. [...]

/82/ Jedes Heft ist ein Buch, ein Buch, in dem der Rhythmus der Zeit schlagen soll und in dem der Rhythmus der Redaktion geschlagen hat. Denn all diese Schwierigkeiten und alle diese Interessen bringen das Heft auf einen Takt, den der freundliche Leser als etwas Selbstverständliches hinzunehmen hat. Der Raum ist gegeben, die Arbeit schweigsam und das Ziel kein anderes, als daß, wenn man diese Hefte einst in hundert Jahren liest, sie den besten und feinsten Spiegel unserer Freuden und Leiden geben, den man findet.

1913

12 Robert Walser an Efraim Frisch, undatiert [6. Januar 1913, vermutl. Datumsvermerk des Empfängers]  
Briefe Nr. 70, S. 63

[...] Wenn Herren wie S. Fischer und Harden mit Bitten kommen, so denke ich ist es eigentlich geboten, diese Bitten<sup>124</sup> zu erfüllen.  
[...]

124 Es ist unklar, worum es sich bei den erwähnten „Bitten“ handelte; möglicherweise ging es um Zweitverwertungen von Texten, die in der *Neuen Rundschau* bzw. in der von Maximilian Harden herausgegebenen *Zukunft* erstgedruckt worden waren.



*Die Weißen Blätter. Eine Monatsschrift*

Wie sich die ältere Generation in der Neuen Rundschau ausspricht, so sollen die Weißen Blätter das Organ der jüngeren Generation sein, zu denen noch einige von denen zu zählen sind, die zuerst in der Insel und dem Hyperion auftraten. Die Weißen Blätter werden bei aller Lebendigkeit und Aufmerksamkeit auf das, was unserer Zeit eigentümlich ist, ihre Leser doch nur mit dem Fertigen und Gelungenen bekannt machen. Die Weißen Blätter werden an keinem Gebiete des heutigen Lebens vorbeigehen. Sie wollen nicht nur der künstlerische Ausdruck der neuen Generation sein, sondern auch ihr sittlicher und politischer. [...]

1914

14 Robert Musil an Franz Kafka, 22.2.1914

Franz Kafka, *Briefe 1913 – März 1914*, hrsg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt 1999, S. 579f.

[...] Vielen Dank für Ihr Schreiben! Ich muß Sie zugleich wegen der Expresßsendungsweise um Entschuldigung bitten (oder die verdächtige Post), denn der erste Brief, wie ich nun feststellte, war durch einen Irrtum im Verlag liegen geblieben. Es stand darinnen, daß S. Fischer mir ungefähr drei bis vier Bogen der Rundschau ein paarmal im Jahr zur Verfügung stellt, damit ich darinnen neue (d.h. dem Rundschauublikum noch unbekannt), wertvolle Schriftsteller vor diese zahlreiche Öffentlichkeit bringe. Ähnlich also, als ob eine neue Zeitschrift erschiene; mit dem Unterschied, daß sie einen gesicherten Leserkreis vorfindet.

Betrachten Sie diese „Zeitschrift“ als Ihr persönliches Organ für alles, was Sie in Kunst oder damit zusammenhängenden

Gebieten durchgesetzt wissen wollen. Vor allem sich selbst. Beschränkung einzig in der Länge der Beiträge, die 20 Rundschau-seiten nicht wesentlich übersteigen darf, denn Fortsetzungen sind unmöglich. [...] Der Standpunkt, den ich offiziell einnehmen muß, ist ungefähr: Die Rundschau hat bei der Wahl ihrer Beiträge sehr viele Rücksichten zu nehmen. Sie hat ihre Tradition, von der sie glaubt, daß sie ihr Experimente verbietet. Nun wuchs aber sehr viel Kräftiges eben deshalb neben ihr. Dem will sie sich zur Verfügung stellen. Bei der etwas unübersichtlichen Vielfalt der Erscheinungen, kann sie sich nicht identifizieren, indem sie einfach in sich aufnimmt (das gäbe auch in der Tat ein schwer erträgliches Gemisch); sie läßt daher jeden einzelnen und jede Gruppe für sich selbst sprechen und wirken. Typus: ein besuchter Kunstsalon mit fester Tendenz macht in einigen Zimmern eine jury-freie Ausstellung.

Ich fürchte, daß Ihr Geschmack zu exklusiv dafür ist, aber ich möchte Sie bitten, trotzdem mitzutun, denn rein praktisch ist eine große Publizität damit verbunden, und wenn ich bloß einige bedeutende Mitarbeiter habe, kann ich der Sache etwas später eine ideell wirklich bedeutsame Wendung geben und den Charakter des Provisorischen ganz abstreifen. [...]

15 Eduard Korrodi, *Die Jüngsten der deutschen Literatur*

*Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 135, Nr. 771, 20.5.1914, 1. Morgenblatt, S. [1]

I.

„Die Weißen Blätter“.

Als kürzlich „Die neue Rundschau“ das fünfundzwanzigste Jahr ihres Bestehens feierte, vergaß sie in ihrer Jubiläumsbilanz freilich etwas mitzurechnen: das erste Silberhaar der Jubilanten. Immer jung gab sich der Geist der „Neuen Rundschau“, als David mit der Harfe oder der Schleuder; jetzt aber, da seine Zauberlehrlinge Hauptmann, Schnitzler, Bahr, Altenberg zu Jahren kommen und ergraute Meister werden, wird „Die neue Rundschau“ ein getreuer

Eckart werden müssen, der seine Meister beschützt, bis sie Patriarchen werden. – „Die neue Rundschau“ hat zwar jeden Atemzug der neuen Generation belauscht und manches junge Talent – wie das Witzwort geht – ins Leben geohrfeigt, aber da sie ihren Wohnsitz in Berlin hat, glaubte sie, die deutsche Literatur müßte sie in der preußischen Kapitale besuchen. Ihr kritischer Hochmut gab ihr Profil, und ihre Einseitigkeit Charakter. Statt daß nun das neue junge Geschlecht, „das aus dem Dunkeln in das Helle strebt“, ihr höflich zum Jubiläum gratuliert, gründet es eine – und darin liegt die schmerzliche Bosheit – gut fundierte, kluge Zeitschrift, und projiziert nun all seinen Geist schwarz auf „Weiße Blätter“. Diese beweglichen Wortführer der „Weißen Blätter“ würden „Die Deutsche Rundschau“ Rodenbergs ihren Großvätern als Lektüre empfehlen; so ganz anders und viel interessanter kommen die jungen Herrschaften sich vor, die eilig genug uns von ihrer Existenz überzeugen wollen. Wie? Durch Talentunterschied natürlich! Unterstehen Sie sich, daran zu zweifeln? Ewig jung an diesen Jüngsten ist die Art, wie sie die Aeltern erledigen. Nicht mehr so ungezogen wie früher, nein, in Pagenanmut beugen sie ihre Knie vor den ältern beehrten und verehrten Meistern; aber dann drohen sie höflich wie der rheinische Scharfrichter: „Tu mir den einzigen Gefallen, Jakobche, u laß dich köppen“.

Ich übertreibe nicht. In dem (an dieser Stelle seinerzeit zum Abdruck gebrachten und ähnlich gewürdigten. Die Red.<sup>125</sup>) Programmartikel: Vom Charakter der kommenden Literatur (Oktoberheft der „Weißen Blätter“) steht klipp und klar, daß *„wir heute nach dreißig Jahren vor der Tatsache vieler Bücher, aber keines Werkes stehen. „Wie schnell ist das alles historisch geworden, da es nichts als zeitlich war.“* – Lächelndem Mitleid begegnet der Tor, der noch an Hauptmann, an Stefan George, an Schnitzler, an Liliencron, an Rilke, an

125 F. M. [Fritz Marti], *Die künftige Literatur*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 134, Nr. 344, 12.12.1913, 2. Abendblatt, S. [1].

Wassermann sich klammern will, der ein paar Bücher aus diesem Trümmerhaufen – „Die Buddenbrooks“, „Caspar Hauser“, „Peter Camenzind“, „Jesse und Maria“ triumphierend gen Himmel hebt! Der noch an Dehmel oder Spitteler glaubt und zu dieser Meinung steht. So steh' er denn – in alle Ewigkeit! Wir gehen weiter, „wir“, d. h. die Jünger der „Weißen Blätter“ – die noch nicht *die* Jungen aller deutschen Himmelsstriche, vorderhand nur eine literarische Sekte sind, die aber doch manchmal den Keil in die Sache treiben und mit inquisitorischem Blick erkennen, wie es um den Herzschlag der Aeltern steht, dieser abgelaufenen Periode“, von der sie behaupten, sie habe sich noch an zu vielen Idealen der bürgerlich-kapitalistischen Welt erwärmt. „Die soziale Frage saß ihnen wie eine Harpune im Fleisch und man verblutete an ihr“. Diese Jüngsten wollen nämlich sagen, die Dichter, auch die sozial angehauchten, hätten keine tiefere Sehnsucht gehabt – als das Huhn im Topf! – Daß die ältere Generation sich am Gängelbände der exakten Wissenschaften führen ließ, der Vererbungstheorie eingeschworen war, daß sie den Himmel auf die Erde zog, nicht weltfromm war, aus Stoffhuberei harmlos wurde, aus Originalitätssucht „psychologisch“: dies alles wird ihr jetzt als Rückständigkeit aufgemutzt. Doch wird man erstaunt, wenn man den bescheidenen Ton hört, mit dem diese Jüngsten sich als Zukunftsträger charakterisieren, die doch soeben nicht zu „bescheiden“ die Aeltern beklopften.

„Der kommenden Literatur wird die anspruchsvolle Geste der abtretenden nicht eigen sein, *bescheidener wird sie sein und in der Ordnung eines größeren Ganzen sich zu finden wissen!* ... sie wird keine Stoffe entdecken, die sie mit Fanfaren ausbläst; sie wird deutlich und einfach sein und vor der komplizierten Seele nicht in die Knie brechen, sondern die Wunder der einfachen Seele anbeten; Zorn wird Zorn sein, ganz undifferenziert, und Haß wird Haß sein ebenso, aber doch wird sie froh sein, weil sie von der Welt ist, von dieser Erde und dem Himmel darüber.“ – Zweifellos

eine sympathische Geste, mit der hier die Jugend die Gefahr jener Autoren abwehrt, die sich hauptsächlich im Kreise der „Neuen Rundschau“ oder nun im „Neuen Merkur“ G. Müllers heimisch fühlen: Zergliederer und Gedankenspalter, die das Glas Wasser analysieren, bevor sie es an die Lippen führen, eine grade Linie in die Spirale verwandeln, kurz, an den Fremdwörtern „Differenziertheit“ und „Kompliziertheit“ eigentlich zugrunde gehen. – Aber die Jüngsten irren, wenn sie glauben, die Aeltern hätten die Sanduhr nicht umgedreht. Der „Nurliterat“, der Kunst und Literatur – wieder literarisch auspreßt, künstlerische Inzucht begeht, und der Dichter, der sich von der Gesellschaft, vom Staat und vom Vaterland freiwillig enterbt, führt die Literatur unter eine Glasglocke! Mögen ein paar „Nur-Künstler“ das Artistentum zu Tode hetzen, ihr einseitiger, unzeitgemäßer Wille führt sie wie Brand in eine Eis- und Gletscherkirche, aber am Leben und an unserer Zeit haben sie nicht mehr teil. – Ob S. Fischer die Sackgasse der Aestheten wohl erkannte, als er manchen seiner Autoren „auf Reisen“ schickte, damit sie – da die meisten aus Gründen des Blutes in Preußen nicht an die Krippen des Staates kommen – Patrioten der Erde würden und Wirklichkeit atmeten? „Die neue Rundschau“ pflegt den politischen und nationalökonomischen Essay immer mehr! Sie weiß wohl, daß ein Industrieller wie Walter Rathenau oder Werner Sombart mehr zu sagen hat (und mehr Erlebtes im Hintergrunde seiner Rede lauert), als wenn ein heimatloser, sendungsloser junger Seelenzergliederer in Worten herumirrt wie Hamlet auf den Terrassen von Kronberg und nicht *eine* Tat wagt.

16 Einladung zum Abonnement auf den im Januar beginnenden neuen Jahrgang [Faltblatt, 4 S., unpag., vermutl. Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXVI, H. 12, 1915 oder Jg. XXVII, H. 1, 1915]  
DLA (Prospektesammlung: Konvolut S. Fischer Verlag)

*/1/ Die neue Rundschau  
XXVIIter Jahrgang der freien Bühne*

Der große Krieg ist noch nicht beendet, doch mit wachsender Deutlichkeit läßt sich erkennen, wie groß die materiellen Folgen des europäischen Völkerringens sein werden. Die feindliche Koalition wird an dem Wahn ihrer Aufgabe zerschellen, sich Deutschlands europäischer und mitteleuropäischer Sendung entgegenzustemmen. Denn diese ist kein Erzeugnis ausschweifender Willkür oder krankhaften Machtwillens, sie ergibt sich notwendig aus dem Geist der deutschen und der europäischen Geschichte. Politische und soziale Umschichtungen sind zuerst nur materielle Folgen eines Krieges; daß sie zu geistigen werden, ist die Aufgabe aller kulturellen Arbeit.

An dieser Arbeit einen immer größeren Anteil zu haben, ist das Ziel, das sich die Neue Rundschau von jeher gesetzt hat und dem sie mit Ernst und, wie sie hoffen darf und wie der Wert ihrer Mitarbeiter bezeugt, mit Erfolg nachstrebt. Sie wird, wie bisher, die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung bekämpfen und alle Maßnahmen der Gesetzgebung fördern, die das Gemeinschaftsleben nach sozialen Gesichtspunkten regeln; und wird schärfer noch als bisher, wenn auch ohne programmatische Bindung, die Notwendigkeit liberaler und demokratischer Formen betonen. Sie steht politisch so wenig wie literarisch und künstlerisch im Dienste einer Clique oder eines Vorurteils; alles Zukünftige, Bauende und Vorwärtsweisende ist ihr willkommen. [...]

1917

17 Robert Walser an A. Francke, 5.3.1917  
NMB, Sig. Inv. 1990.101

[...] Verleger wie S. Fischer würden dieses Buch bereits auf dem Markt haben. Wozu denn um Gotteswillen so langsam vorgehen?  
[...]

18 Robert Walser an den Huber Verlag, 10.6.1917  
Salathé Nr. 50.1, S. 133f., hier S. 134

[...] Der Verlag S. Fischer schrieb mir kürzlich, dass er „furchtbar“ gern ein Buch von mir herausgeben würde. Da nun aber Ihr Haus sich auf so freundliche und entschlossene Art für mein Schaffen interessiert zeigt, so fühle ich mich verbunden, mit dem Buch im Land zu bleiben, was mir sympatisch ist. [...]

1918

19 Robert Walser an den Rascher Verlag, 1.4.1918  
Briefe Nr. 148, S. 125

[...] Ich habe ein druckfertiges Buch, betitelt  
„Seeland“

das ich Ihnen hiemit zum Verlag anbiete. Das Buch wird zirka 250–300 Druckseiten stark werden und enthält die sechs bedeutendsten Prosaarbeiten aus meinem bisherigen künstlerischen Schaffen hier in Biel, [...]

Meine Bedingungen sind folgende: Zwei Wochen Zeit zur Prüfung, d. h. Entscheidung über Annahme oder das Gegenteil. Verleger wie z. B. Fischer nehmen meines Wissens so viel Zeit in Anspruch. Einige Tage mehr oder weniger wäre ja natürlich gleichgültig. [...]

20 Robert Walser an Emil Wiedmer, 7.1.1918

Transkription: Bernhard Echte, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 23, 2016, S. 10f., hier S. 11

[...] Um die „G.“ [*Gedichte*] wußten nur wenige Menschen. Bie, dem ich sie später für die Rundschau einmal offerierte, refüsierte sie. [...]

1919

21 Robert Walser an den Rascher Verlag, 14.5.1919

Briefe Nr. 186, S. 169f.

[...] In Bezug auf „Seeland“ habe ich Ihnen folgendes mitzuteilen: Meinem Bruder Karl gefällt das Stück „Leben eines Malers“ nicht, da es sich hier um eine Schilderung seiner Persönlichkeit handelt. Er fürchtet, daß dieses Stück, das s. Zt. in der S. Fischer'schen Neuen Rundschau veröffentlicht wurde, ihm speziell hier in der Schweiz schaden könnte. Nur ungern verzichte ich meinerseits auf dieses Stück; erkläre mich aber nichts destoweniger einverstanden, daß es aus dem Buch herausgenommen wird, falls dies noch möglich ist und Sie darin einwilligen. [...] Meinem Bruder wäre die Wegnahme jedenfalls lieb. Ich erhielt s. Zt. über das Stück Anerkennungen, so z. B. von Frau Verleger Hedwig Fischer und vom Schriftsteller Emil Wiedmer<sup>126</sup>. Meinem Bruder zulieb will ich aber drauf verzichten. [...]

126 Es handelt sich wohl um eine Verwechslung Walsers; Emil Wiedmer hatte sich in seiner Besprechung zu Walsers *Kleine Prosa*, in: *Der Lesezirkel*, Jg. 5, H. 2, 1917/18, S. 31f. auf den Text *Leben eines Dichters* bezogen, dessen Erstfassung in *Kunst und Künstler*, Jg. IV, H. 2, 6.11.1905, S. 53–58 [KWA II 4] erschienen war. *Leben eines Malers* hat er in keiner der heute bekannten Rezensionen erwähnt.



## 1920

22 Robert Walser an Curt Wüest (Redaktion *Pro Helvetia*), 15.12.1920  
Briefe Nr. 202, S. 183

[...] Hier ist eine Villa angeklebt. Raten Sie welche? Sie steht im Grunewald bei Berlin. Es gab dort mitunter sehr angeregte Abende. Ich will es Ihnen sagen: S. *Fischer's* Haus, des Verlegers. [...]

## 1923

23 Redaktionelle Ankündigung des Jahrgangs 1923 [2 S., unpag., vermutl. Einbinder in: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXIII, H. 12, 1922 oder Jg. XXXIV, H. 1, 1923] DLA (Prospektesammlung: Konvolut S. Fischer Verlag)

*/1/ Die führende deutsche Monatschrift!*

*Die Neue Rundschau*

*XXXIV. Jahrgang der freien Bühne*

*Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, Samuel Saenger*

Das abgelaufene Jahr hat die Hoffnungen auf Konsolidierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Europas nicht erfüllt. Die materiellen Nöte sind immer furchtbarer geworden, und weder hilfreiche Ideen noch rettender Wille konnten eine widerstrebende Wirklichkeit meistern. Ist so die materielle Welt mehr denn je verdunkelt, so ist desto stärker die Hingabe an jene andere: die des Geistes geworden. Sie allein gibt uns die Kraft, diese Gegenwart der Verzweiflungen und ruhmlosen Untergänge zu ertragen und an eine Erlösung des deutschen Schicksals zu glauben.

Auch im kommenden Jahrgang muß es deshalb unsere wesentlichste Aufgabe sein, das geistige Gewissen wachzuhalten und seiner Gewalt jede Wirklichkeit zu unterstellen. Frei von Parteiengedanken und dem Pathos der Schlagworte ist die „Neue Rundschau“ eine kritische Tribüne. Nie aber ist uns Kritik Selbstzweck, sondern

allein Mittel der kulturellen Erziehung. Es gilt, die durch die Not der Zeit bedrohte geistige Lebenssubstanz zu schützen und zu stärken, da nur von ihr aus eine neue europäische Wirklichkeit gewonnen werden kann.

Bei aller Problematik der deutschen Gegenwart ist sie doch nur Teil einer weltgeschichtlichen Situation. Darum werden wir wie im abgelaufenen Jahre auch im kommenden das Leben des Auslandes unseren Lesern unter verschiedenen Beleuchtungen vor Augen führen. Tritt im Laufe der Ereignisse ein Land oder ein besonderes Problemgebiet als ein geschlossener Komplex hervor, so wird er in Sonderheften zur Darstellung gebracht werden.

Politik, Kritik, Dichtung, Zeugnisse persönlichen Lebens (wie Reisen, Tagebücher, Briefe) und wissenschaftliche Arbeiten werden in jedem Hefte vertreten sein. Trotz der dauernd steigenden Herstellungs- und Vertriebskosten wird auch in Zukunft der Preis unserer Zeitschrift so niedrig wie möglich gehalten werden. Wir wollen kein Organ der Wenigen sein, sondern zu allen sprechen, die geistigen Verpflichtungen und Wirkungen zugänglich sind. [...]

1925

24 Werbeanzeige, in: Festgabe zum hundertjährigen Jubiläum des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vom S. Fischer Verlag [Almanach S. Fischer Verlag], Berlin u. Leipzig, 1925

### *Die neue Rundschau*

#### *XXXVI. Jahrgang der Freien Bühne*

Die „Neue Rundschau“ ist das anerkannt führende Organ für das künstlerische und geistige Schaffen der Deutsch sprechenden Länder wie für ihre großen politischen und soziologischen Probleme und in Gesinnung und Einstellung eine wahrhaft europäische Revue. Frei von der Enge der Parteien und dem Pathos der

Schlagworte ist die „Neue Rundschau“ eine kritische Tribüne. Wie dem deutschen Leben der Gegenwart wendet sie sich auch dem des Auslandes zu und sucht so die deutsche Gegenwart als Teil einer weltgeschichtlichen Situation zu begreifen. In jedem Heft gibt eine „Europäische Rundschau“ Bericht über das geistige und politische Geschehen des Auslands. So widmet sich die „Neue Rundschau“ kritisch und aufbauend allen Fragen der Wirtschaft, Politik, Literatur, Kunst, Philosophie und den Problemen der Weltanschauung und richtet ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Fragen und Kräfte, welche alle guten Europäer angehen. Sie läßt es sich besonders angelegen sein, die Kunst der Dichtung in ihren repräsentativen Äußerungen zu pflegen. Ebenso veröffentlicht sie ständig interessante Zeugnisse persönlichen Lebens, wie Reisen, Tagebücher, Briefe und wissenschaftliche Arbeiten der bedeutendsten deutschen und ausländischen Autoren. [...]

1927

25 Robert Walser an Willy Storrer, 16.9.1927  
*Briefwechsel Storrer* Nr. 82, 179–181, hier S. 179f.

/179/ [...] Sie pröbeln ja vielleicht ein bischen oft und kräftig, und vielleicht gestatten Sie mir, Sie zu fragen, ob beispielsweise nicht ein andauernder Umschlag, ich will nicht sagen schicklicher, aber vorteilhafter für die Zeitschrift wäre. Die *Annalen* haben ja sichtlich bezüglich ihres Gewandes die Fischer'sche *Neue Rundschau* imitiert, ob mit Geschicklichkeit und Glück, vermag ich nicht zu beurteilen. [...] /180/ [...] Was die Zeitschrift betrifft, so scheint mir S. Fischer die Macht in der Hand zu haben, die bis in die Schweiz hineinwirkt, die ja bekanntlich eine kulturelle Provinz Deutschlands ist. [...]

1930

26 Eduard Korrodi, *Fragmentarische Schweiz*

*Die neue Rundschau*, Jg. XXXXI, H. 3, März 1930, S. 303–313, hier S. 307

[...] Als Fischers „Neue Rundschau“ Rekruten sammelte, hat sie nicht den feinen Jean Paulschen Robert Walser, den mystischen Albert Steffen, und vor allem Jakob Schaffner in ihre Kerntruppen aufgenommen? Wo immer einer dieser Schweizer weilt, trägt er auf seiner Zunge sein Vaterländchen, im Kehlkopf, noch gewisser im mystischen Grund seines Wesens. Er kann sich nicht verleugnen. Merkwürdig ist die Polarität seines Geistes. Ohne es im prahlerischen Sinne zu präbendieren, hat er europäischen Zuschnitt und zugleich etwas Verlorenes in der Welt, bis ihn die Nestwärme der Heimat beruhigt. [...]

1933

27 Robert Walser an die Redaktion der *Neuen Rundschau* (Rudolf Kayser)

[nicht abgesandt], 1.6.1933

Briefe Nr. 378, S. 351

Sehr verehrter Herr Dr. Kayser.

Inliegend erlaube ich mir Ihnen drei Skizzen mit der höflichen Bitte zu übermachen, sie prüfen und mir sagen zu wollen, ob sie Ihnen für Ihre Revue passen könnten. Ich hoffe, dies sei der Fall, und indem ich glaube, ich dürfte dazu berechtigt sein, grüße ich Sie hochachtungsvoll und freundlich Ihr  
Robert Walser.

*Beilage: 3 Skizzen*

28 Carl Seelig, *Aufzeichnung vom 28.12.1944*  
 Ders., *Wanderungen mit Robert Walser*, Frankfurt am Main 1977,  
 S. 84–88, hier S. 87f.

[...] /87/ Unterwegs erzählt Robert, daß sein Bruder Karl vom Verlag Cassirer mit dem Schriftsteller Bernhard Kellermann nach Japan geschickt wurde, um dessen Reiseberichte zu illustrieren. In Moskau habe Karl mitten auf einem öffentlichen Platz dem Kollegen Kellermann eine saftige Ohrfeige verabreicht, weil er arrogant geworden sei. Einige Zeit später habe der Verleger Samuel Fischer Robert zu sich kommen lassen und gefragt: „Wollen Sie /88/ nach Polen fahren und darüber ein Buch schreiben?“ – Robert: „Wozu? Es gefällt mir in Berlin ebenso gut!“ – „Oder wollen Sie in die Türkei reisen?“ – „Nein, merci! Es kann ja auch anderswo türkisch zugehen, vielleicht noch türkischer als in der Türkei. Ich will überhaupt nirgendwo hin. Was brauchen Schriftsteller zu reisen, solange sie Phantasie haben?“ – Ich setze beiläufig hinzu: „Diesen Standpunkt habe ich übrigens schon in einem Ihrer Bücher angetroffen, in dem es heißt: ‚Geht denn die Natur ins Ausland? Ich blicke immer die Bäume an und sage mir, die gehen ja auch nicht, warum sollte ich nicht bleiben dürfen?‘<sup>127</sup> – Robert: „Ja, wichtig ist nur die Reise zu sich selbst.“ [...]

127 Vgl. Robert Walser, *Geschwister Tanner* (1907) [KWA I 2], S. 242f.



## Abbildungen

- 1a u. 1b *Die neue Rundschau*, Jg. XVIII, H. 5, Mai 1907: Heftdeckel außen und innen
- 2 *Die neue Rundschau*, Jg. XXXVIII, H. 10, Oktober 1927: Heftdeckel außen
- 3 *Die neue Rundschau*, Jg. XXI, H. 11, November 1910, S. 1578: Hauptteil: Robert Walser, *Brentano*
- 4 *Die neue Rundschau*, Jg. XVIII H. 5, Mai 1907, S. 639: Rubrik *Rundschau* (zweispaltig): Robert Walser, *Guten Tag, Riesin!*
- 5 *Die neue Rundschau*, Jg. XX, H. 9, September 1909, S. 1356: Rubrik *Rundschau* (einspaltig): Robert Walser, *Die kleine Berlinerin*
- 6 *Die neue Rundschau*, Jg. XX, H. 6, Juni 1909, S. 927: Rubrik *Anmerkungen*: Robert Walser, *Abschied*
- 7 Collage: Buchschmuck der Jahrgänge 1904 und 1907 der *Neuen Rundschau*
- 8 Collage: Rubrikentitel und Verlags-Signets des S. Fischer Verlags in der *Neuen Rundschau*
- 9 Werbezettel für: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXVIII (1927) mit Ankündigung von Robert Walsers *Drei Studien*
- 10 Eintrag Robert Walsers vom 7.1.1906 im Gästebuch von Hedwig und Samuel Fischer 1906–1920. DLA Marbach, Sig. A:Fischer, Samuel Verlag°Fischer, Samuel.





# Die neue Rundschau



XVIII<sup>ter</sup> Jahrgang der  
Freien Bühne



Werner Sombart/*Probleme des Kunstgewerbes* in der Gegenwart  
Helene Böhlau/*Das Haus zur Flamme*/Roman  
Künstlerbriefe aus zwei Generationen  
Julie Wassermann-Speyer/*Moderne Erziehung*  
André Gide/*Die Heimkehr des verlorenen Sohnes*  
Henning Berger/*Der Traum von der Hölle*/*Kavale*  
Eduard Bernstein/*Wo steht die Sozialdemokratie?*

*Kunstschau:*

In Uetfall: Das Problem der tierischen Formbildung / Albr. Wriß / Persien /  
Kurt Giger: Umkehr / Friedrich Glafer: Börsenelegie / Emil Heilbut:  
Herr Eberlein / Karl Teufel: Lange Gesichter und Massen / Oskar Bie:  
Langschule / Robert Walser: Guten Tag, Kiesel!

Bezugspreis für das Vierteljahr: Sechs Mark /  
Preis des einzelnen Heftes: Zwei Mark 50 Pf.

Berlin / G. Fischer / Verlag

1a Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 5, Mai 1907: Heftdeckel außen  
(ca. 25 x 17 cm)



# Die neue Rundschau

Heft 5

Mai 1907

Redaktion: Prof. Dr. Oscar Die, Berlin W. 35  
Verlag: E. Fischer, Verlag, Berlin W. 37

## Inhalt:

	Seite
Werner Sombart, Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart . . . . .	113
Helene Böhlau, Das Haus zur Flamme. Roman (Schluss) . . . . .	137
Künstlerbriefe aus zwei Generationen . . . . .	172
Julie Wassermann-Speyer, Moderne Erziehung . . . . .	189
André Gide, Die Heimkehr des verlorenen Sohnes . . . . .	196
Henning Berger, Der Traum von der Hölle. Novelle . . . . .	609
Eduard Bernstein, Wo steht die Sozialdemokratie . . . . .	625
Rundschau:	
V. v. Uexküll, Das Problem der tierischen Formbildung . . . . .	629
Albrecht Mieß, Perlen . . . . .	632
Kurt Singer, Umkehr . . . . .	633
Friedrich Glaser, Mörsenelegie . . . . .	635
Emil Heilbut, Herr Eberlein . . . . .	636
Karl Jentsch, Lange Gefächter und Wasfen . . . . .	637
Oscar Die, Tanzschule . . . . .	638
Robert Walser, Guten Tag, Niesin . . . . .	639

Zierstücke von E. R. Weiß

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag vierteljährlich 6 Mark, ganzjährig 24 Mark. Einzelhefte Mark 2,50.  
Jeden Monat erscheint ein Heft von 128 Seiten Umfang.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge und Zierstücke vorbehalten. Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Vom Jahrgang 1906 der „Neuen Rundschau“ (zwei Bände) sind komplett in Originaldecke gebundene Exemplare in Schutzkarton zum Preise von 30 Mark in allen Buchhandlungen oder direkt beim Verlage erhältlich.

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei: Martin Dödenburg, Berlin;  
E. H. Seemann, Leipzig.

1b Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 5, Mai 1907: Heftdeckel innen  
(ca. 25 × 17 cm)

ZEHNTES HEFT

OKTOBER 1927

# DIE NEUE RUNDSCHAU

*XXXVIII. Jahrgang der freien Bühne*

Herausgeber: Oscar Bie, S. Fischer, S. Saenger

---

## *Inhalt*

Georges Duhamel, Moskauer Betrachtungen  
Rudolf Kayser, Stendhal und die Gegenwart  
Arthur Holitscher, 5000 Kilometer durch Südwesteuropa mit 120 PS  
Herbert Schlüter, Die Kinderhochzeit (Novelle)  
Wilhelm Michel, Das weltlose Drama  
Robert Walser, Drei Studien  
Samuel Saenger, Politische Chronik  
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

## *Anmerkungen:*

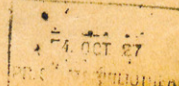
Carl Einstein, Gottfried Benns „Gesammelte Gedichte“

---

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig



2 Die neue Rundschau, Jg. XXXVIII, H. 10, Oktober 1927: Heftdeckel außen  
(ca. 25 x 17 cm)

## Brentano/ von Robert Walser



sah keine Zukunft mehr vor sich, und die Vergangenheit glich, wie sehr er sich auch bemühte, sie erklärlich zu finden, etwas Unverständlichem. Die Rechtfertigungen zerfielen, und das Gefühl der Wollust schien immer mehr zu verschwinden. Reisen und Wanderungen, ehemals seine geheimnisvolle Freude, waren ihm seltsam zuwider geworden; er fürchtete sich, einen Schritt zu tun, und er erbeute wie vor etwas Ungeheuerlichem vor dem Wechsel des Aufenthaltsortes. Er war weder ehrlich heimatlos noch auch redlich und natürlich irgendwo in der Welt zu Hause. Er hätte so gern ein Orgelmann oder ein Bettler oder ein Krüppel sein mögen, damit er Ursache hätte, um das Mitleid und um das Almosen der Menschen zu flehen, aber noch inbrünstiger wünschte er zu sterben. Er war nicht tot und doch tot, nicht bettelarm und doch solch ein Bettler, aber er bettelte nicht, er trug sich auch jetzt noch elegant, machte auch jetzt noch, ähnlich einer langweiligen Maschine, seine Verbeugungen und machte Phrasen und enttäuschte und entsetzte sich darüber. Wie qualvoll kam ihm sein eigenes Leben vor, wie lügenhaft seine Seele, wie tot sein elender Körper, wie fremd die Welt, wie leer die Bewegungen, Dinge und Geschehnisse, die ihn umgaben. Er hätte sich in einen Abgrund hinunterstürzen mögen, er hätte einen Glasberg hinaufklettern mögen, er hätte sich auf die Folter spannen lassen mögen, und mit Wollust würde er sich als ein Ketzer haben mögen langsam verbrennen lassen. Die Natur glich einer Gemäldeausstellung, durch deren Räumlichkeiten er mit geschlossenen Augen wanderte, ohne sich gelockt zu fühlen, die Augen zu öffnen, da er doch alles mit den Augen schon längst durchschaut hatte. Es war ihm, als sähe er den Menschen durch die Körper mitten durch die elendiglichen Eingeweide, es war ihm, als höre er sie denken und wissen, als sähe er sie Irrtümer und Albernheiten begehen, als könne er es einatmen, wie unzuverlässig, dumm, feig und treulos sie seien, und es war ihm zuguterletzt, als sei er selber das Unzuverlässigste, Listernste und Treulosste, was es gebe auf der Erde, und er hätte laut aufschreien, laut um Hilfe rufen, in die Knie sinken und laut weinen, tage-, wochenlang schluchzen mögen. Dessen aber war er nicht fähig, er war leer, hart und frostig, und vor der Härte, die ihn erfüllte, schauderte es ihn. Wo waren die Schmelzungen, die Bezauberungen, die er empfand, wo die Liebe, die ihn beseligte, die Güte, die ihn durchglühte, das endlose meergleiche Vertrauen, an das er glaubte, der Gott, der ihn durchtanzte, das Leben, das er umarmte, die Wonnen und die Verherrlichungen, die ihn umarmten, die Wälder, die er durchwandert, das Grün, das sein Auge erfrischte, der Himmel, in dessen Anblick er sich verloren? Er wußte es nicht, so wenig wie er noch wußte, was er sollte und wohinaus es mit ihm mußte. O seine Person. Abreißen von seinem

1578

3 *Die neue Rundschau*, Jg. XXI, H. 11, November 1910, S. 1578: Hauptteil:  
Robert Walser, *Brentano*

nische" Apparat schon zurücktritt vor der eigentlichen Durchseelung der Körperübungen, die sich zu den Tanziagrammatiken des achtzehnten Jahrhunderts verhalten, wie eine moderne Villa zum Vitruvianischen Bausystem. Die Grenze zum schönen Spiel wird erreicht, die Spielbewegung wird, wie auf einem Bilde Ludwig v. Hofmanns, rhythmisches Kunstwerk, und die Musik tritt hinzu, als äußeres Mittel und Zeichen der Begeisterung. Man vergleiche die Delsartesche Komposition eines Mädchens, das eine Tür schon öffnet, mit den Komplimentierparagrafen eines alten Damenatmanachs: Romantik gegen Klassizismus. Die Tuncanschule versucht bei uns diese freie Befähigung der Bewegung und das Gefühl für Körperlichkeit zu bilden. Aber wenn man die Kinder gleich wieder auf Bühnen Ballett tanzen läßt, jählen sie die Buße der Pensionärinnen von Bedefinds Mine-Saba.

Der Zusammenschluß von Gymnastik und Musik hat in dem System von Jaques-Dalcroze, Genf stattgefunden. In seinen eignen Kompositionen recht geziert, hat er in der Pädagogik eine schlechte Auffassung bewährt. Die Märsche, mit denen begonnen wird, stärken rhythmisches Gefühl, und die Pausen, die er auf Kommando macht, oder die entgegengesetzten Bewegungen, die er Teile des Körpers ausführen läßt, pflegen den Rhythmus des Willens, die Selbstbeherrschung. Die rhythmische Übung erscheint als eine sehr interessante Regeldröckel von Zeit, Raum und Kraft, oder Hören, Sehen und Fühlen. Kinderreigen und Gebärdenlieder lassen die ersten musikalischen Kenntnisse auf dem Boden der natürlichen Körperrhythmik wachsen. Die Musiklehre erweitert sich dann systematisch von den Notizen auf die Tonleitern und Akkorde, bis man bei der Improvisation angelangt ist, die der freien Organisation der Körperbewegung, des harmonischen Benehmens entspricht. Die Musik wird Gefühl, das Gefühl Musik; die musikalische Körperübung wird aus einem Symbol der Energie ein wirkliches Erziehungsmittel zu jener Selbstrhythmik des Willens und Geistes, die wir gewöhnlich Lebenskunst nennen.

Wer sich für die Literatur interessiert: in der Sammlung „Kultur“ unter dem Titel

„Erziehung zur Körperlichkeit“ gibt Margarete Zepfer das nötige Material über Delsarte. Die Jaques-Dalcrozeschule, acht Bände mit drei Beilagen, ist bei Sandoz, Jobin & Co., Neuchâtel, erschienen.

Oscar Bie

Guten Tag, Riesin!

**G**s ist einem, als schüttle da eine Riesin ihre Locken und strecke ein Bein zum Bett heraus, wenn man am frühen Morgen, noch ehe die Elektrischen fahren, von irgend einer Pflicht angetrieben, in die Weltstadt hineingeht. Kalt und weiß liegen die Straßen wie ausgestreckte Menschenarme da; man läuft, reibt sich die Hände und sieht, wie zu den Toren und Türen der Häuser Menschen heraustreten, als spreie ein ungeduldiges Ungeheuer seinen warmen, flammenden Speichel aus. Augen begegnen die, wenn du so dahergehst, Mädchen- und Männeraugen, trübe und frohmütige; Weine laufen hinter und vor dir, und du selber beinehst auch, was du nur kannst und schaust mit deinen eigenen Augen, mit denselben Blicken, wie alle blicken. Und die Brüste tragen alle irgend ein verschlafenes Geheulnis, und in den Köpfen allen spukt irgend ein wehmütiger oder ansponnender Gedanke. Herrlich, herrlich. Da ist es also kalter, halb sonniger, halb trüber Morgen, viele, viele Menschen liegen noch in ihren Betten, Schwärmer, die die Nacht und den halben Morgen durchgelebt und behütet haben, Bornehme, zu deren Lebensgewohnheiten es gehört, spät aufzustehen, faule Hunde, die zwanzigmal erwachen, gähnen und wieder einschnarchen, Greise und Kranke, die sich überhaupt nicht mehr, oder nur mühsam erheben können, Frauen, die geliebt haben, Künstler, die sich sagen: a was, anatsch, früh aufstehen, Kinder von reichen, schönen Eltern, fabelhaft gepflegte und behütete Wesen, die in ihren eigenen Stuben, hinter schneeweißen Jalousierumbhängen, das Mündchen offen, märchenhaft träumend, bis neun, zehn oder elf Uhr schlafen. Was zu solch früher Morgenfründe auf den wild ineinander verschlungenen

## Die kleine Berliner/ von Robert Walser

Seute hat mir Papa eine Ohrfeige gegeben, natürlich eine echt väterliche, eine zärtliche. Ich gebrauchte die Redensart: „Water, du hast wohl einen Knall.“ Das war allerdings ein wenig unvorsichtig. „Damen sollen sich einer gewählten Sprache bedienen“, sagt unsere Deutschlehrerin. Sie ist entsetzlich. Aber Papa will nicht haben, daß ich diese Person lächerlich finde, und vielleicht hat er recht. Man geht schließlich zur Schule, um einen gewissen Verneifer und einen gewissen Respekt an den Tag zu legen. Übrigens ist es billig und unedel, an den Mitmenschen Komisches zu entdecken und darüber zu lachen. Junge Damen sollen sich an das Feine und Edle gewöhnen, das sehe ich sehr gut ein. Man verlangt keine Arbeit von mir, man wird nie eine solche von mir fordern, dafür aber wird man vornehmes Wesen bei mir voraussetzen. Werde ich im späteren Leben irgendetwelchen Beruf ausüben? Nicht doch. Ich werde eine junge feine Frau sein, ich werde mich verheiraten. Es ist möglich, daß ich meinen Mann quälen werde. Doch das wäre fürchterlich. Man verachtet sich immer selbst, sobald man einen Andern glaubt verachten zu sollen. Ich bin zwölf Jahre alt. Ich muß geistig sehr entwickelt sein, sonst würde ich niemals an so etwas denken. Werde ich Kinder haben? Und wie wird das zugehen? Wenn mein zukünftiger Mann kein achtungswürdiger Mensch sein wird, dann, ja dann, das glaube ich bestimmt, werde ich ein Kind haben. Dann werde ich dieses Kind erziehen. Aber ich bedarf ja selber noch der Erziehung. Wie man nur so dummes Zeug denken kann.

Berlin ist die schönste, die bildungsreichste Stadt der Welt. Ich wäre abscheulich, wenn ich hiervon nicht felsenfest überzeugt wäre. Lebt nicht hier der Kaiser? Würde er hier zu wohnen nötig haben, wenn es ihm hier nicht am besten gefiele? Neulich sah ich Kronprinzens im offenen Wagen. Sie sind entzückend. Der Kronprinz sieht wie ein junger, heiterer Gott aus, und wie schön erschien mir die hohe Frau an seiner Seite. Sie war ganz in duftende Pelze gehüllt. Es schien Blüten aus dem blauen Himmel auf das Paar herabzuregnen. Der Tiergarten ist herrlich. Ich gehe beinahe jeden Tag mit unserem Fräulein, der Erzieherin, darin spazieren. Man kann stundenlang, auf geraden und krummen Wegen, unter dem Grün gehen. Auch Water, der sich doch eigentlich nicht zu begeistern brauchte, begeistert sich für den Tiergarten. Water ist ein gebildeter Mensch. Ich glaube, er liebt mich rasend. Schrecklich, wenn er dies läse, aber ich werde das Geschriebene zerreißen. Im Grunde schickt es sich ja gar nicht, zugleich noch so dumm und so unreif zu sein wie ich und schon ein Tagebuch führen zu wollen. Aber manchmal langweilt man sich ein wenig, und dann läßt man sich sehr leicht zu Unpassendem hinreißen. Das Fräulein ist sehr nett. Nun ja, im allgemeinen. Sie ist treu, und sie liebt mich.

1356

5 Die neue Rundschau, Jg. XX, H. 9, September 1909, S. 1356: Rubrik Rundschau (einspaltig): Robert Walser, Die kleine Berlinerin

## Abschied

Ich konnte stets tun, was ich wollte. Ziel mir etwas ein, so klingelte ich, und man brachte mir das Gewünschte. Rauchte ich aus der Pfeife und hatte sie keinen rechten Zug, so sprang dafür der Kopf eines meiner Sklaven von der Untertanenschulter herunter. Mein Leben glich einem Traum, und ich glaube, wenn ich mir die Sache jetzt so überlege, sah ich einem Herrscher sehr, sehr ähnlich. Ich ritt oft aus, umgeben von zahllosen Wächtern. Regiert habe ich offenbar schlecht, ich habe mir in dieser Beziehung keine Mühe geben mögen, wofür sie mich denn jetzt auch in der Tat weggejagt haben. Regieren? Ich lächelte träge: das hat mir als Regierung vorgeleuchtet. Lag ich auf dem schwellenden Sofa, so trat einer zu mir heran, d. h. er kroch auf den vieren und sagte irgend etwas. Das nannte ich Staatsgeschäfte erledigen. Ich bin nie auf die Politik erpicht gewesen, d. h. ich verfolgte die Bewegungen meiner Länzerinnen, das war die Politik, welcher ich huldigte. Ich bin natürlich in der ganzen Welt verschrien als ein fiesliches Ungeziefer. Wohlan, säubert jetzt das Land, wenn ihr könnt, aber seht zu, daß euch der Orient nicht stirbt unter den Händen, die da reine machen. Ihr habt eigentlich ganz recht gehabt, mich abzusehen, denn ich würde euch jedenfalls durch meine vollkommene kaiserliche Gleichgültigkeit bei der Ausübung eurer Pflichten schikanieren haben. Ich soll auch gemordet haben. Nun, davon wollen wir nicht reden. Es soll viel in den europäischen Zeitungen gegen mich geschrieben worden sein, ich aber, ich habe noch nie eine Zeitung in die Hand genommen, geschweige denn meine hohen Augen damit geplagt, eine zu lesen. Armer Orient, ah, jetzt töten sie dich. Ich war nur ein kleiner Mörder, ich tötete meine Kreaturen, sie aber töten die halbe Erde. Denn was sind wir, wenn sie uns zivilisiert haben? Es hat in der Türkei, deren gefalfter Herrscher ich

war, nie tüchtige Leute gegeben, doch jetzt gibt es welche. Unsere Gärten werden welken, unsere Menschen werden bald überflüssig sein, unsern Propheten wird man auslachen. Ich saß und lag in meinen Gemächern und glich einem unantastbaren Gott. Gearbeitet habe ich nie, ich bin sogar zu schläfrig gewesen zu befehlen; ich habe mit den Augen befohlen, und die Leute, die mich umgaben, verstanden diese Sprache. Oft habe ich sogar mit meiner langen Großtürkennase Befehle erteilt, und wenn ich nieste, so wurden die Provinzen von meinen Banden verwüstet. Ich war ihnen die leuchtende und verfinsterte Sonne, doch jetzt haben sie sie nicht mehr nötig. Es gibt weder Gnade noch Ungnade mehr unter dem Halbmond. Jetzt erst sehe ich so recht ein, wie seltsam es gewesen ist, dieses mein Herrscherleben. Wenn es mich juckte am Schädel oder irgendwo anders, so entstand Unruhe im Palast, und durch mein Reich ging ein Zittern, gleich den Erschütterungen eines zernigigen Erdbodens. Ah, ich, ich herrschte noch. Dann kam das langweilige, fade Japan mit seinen militärischen Erfolgen. Ja, das fehlte noch. Man japanisiert euch eurerpäisiert nun jetzt, das ist dasfelbe. O es war so seltsam. Ich, muß man wissen, herrschte im Grunde genommen gar nicht, ich saß nur so da und blies Rauch aus der Pfeife. Meinen Kreaturen überließ ich das Amt des Herrschens. Das war vielleicht ein Fehler, doch ich verbiete mir, darüber irgendwelche Betrachtungen anstellen zu wollen. Man glaubte, mir eines Tages sagen zu sollen, Paris sei eine schöne Stadt. Ich ließ denjenigen kochen und braten, der mit das sagte, und der arme Schuft lächelte. Sie lächelten, wenn ich sie markten ließ. Sie haben an mich geglaubt, und jetzt fangen sie an, an nichts mehr zu glauben, und daher, glaube ich, wird es langweilig werden in der Türkei. Ich kann nun nach Paris gehen und im Grand Hotel wohnen, den Tag zu tausend Franken. Und das



a



eit le  
Auge  
schau  
gestal  
abgab  
Appa  
oder  
es sic  
hand  
und 1

Künstler in diesem Sinne soll auc b



u S  
Re,  
Kon  
Nä  
lieg  
zu e  
er f  
wa  
Dei  
sein  
han  
die

ausgeschwungen schauilt c



d

momentan ein wenig Ruhe, aber nicht lange, seit beansprucht, der darf ein Herz haben, man denn es wälzt sich wieder von draussen herein erlaubt ihm das.  
und wirft sich durstig an die sprudelnde Quelle.

Robert Walser



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Die, Berlin III 35.  
Verlag von E. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

e

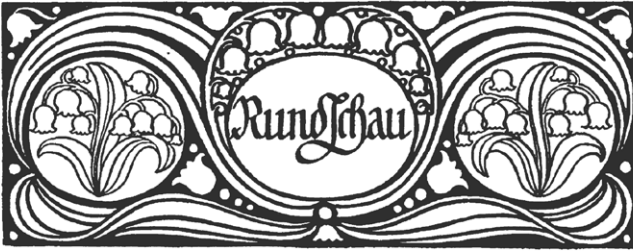
7 Collage: Buchschmuck der Jahrgänge 1904 und 1907 der *Neuen Rundschau*, Gestaltung E. R. Weiß (a, b, e) und Karl Walser (c, d)





Rundschau

a



b

Rundschau

Anmerkungen

c



d



e

8 Collage: Rubrikentitel in den Jahrgängen der *Neuen Rundschau* vor 1909 (a, b) und nach 1909 (c); Verlags-Signets des S. Fischer Verlags, Gestaltung Otto Eckmann (d) und E. R. Weiß (e)



## DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVIII. Jahrgang der Freien Bühne

Jeden Monat ein Heft. Preis 2 RM  
Quartalspreis 6 RM

*Wie in ihren früheren Jahrgängen wird die „Neue Rundschau“ auch in Zukunft das geistige Leben Deutschlands und des Auslandes widerspiegeln und eine kritische Tribüne für Literatur, Kunst und Politik sein.*

Für den Jahrgang 1927 sind u. a. folgende Beiträge in Aussicht genommen:

### POLITIK · WIRTSCHAFT SOZIOLOGIE:

M. J. Bonn, Amerikanische Prosperität

Otto Flake, Eine neue Zeit

Willy Hellpach,  
Krisis des Parlamentarismus

Emil Lederer, Japans Gesellschaft und  
Wirtschaft im Übergang

René Schickele,  
Menschenjagd hinter der Front

### LITERATUR · KUNST WISSENSCHAFT UND REISEN:

Iwan Bunin, Erinnerungen an Tolstoi

Joseph Conrad, Erinnerungen

Alfred Döblin, Vom Ich und vom Ur-Sinn

Georges Duhamel, Reise nach Moskau

Wilhelm Hausenstein,  
Notizen aus Südfrankreich

Arthur Holitscher, 5000 Kilometer  
durch Südwesteuropa mit 120 PS

Rudolf Kayser, Stendhal und unsere Zeit  
Alfred Kerr, Aussichten der Sprechbühne

Valéry Larbaud,  
Vom Lesen und vom Leser

Oskar Loerke,  
Von Künstlern der Übersetzung

Heinrich Mann,  
Erinnerungen an Frank Wedekind

Rainer Maria Rilke,  
Briefe an eine Freundin

Frank Thieß, Geist und Sport

Stefan Zweig, Casanova

### DICHTUNGEN:

Gerhart Hauptmann, Der große Traum  
Moritz Heimann,

Reinold (Dramatische Szenen)

Alexander Lernet-Holenia,  
Saul (Drama)

Robert Walsers, Drei Studien

Franz Werfel, Das Trauerhaus (Novelle)

Ferner Beiträge von

Knut Hamsun / Hermann Hesse

Heinrich Mann / Thomas Mann

Joseph Ponteu / Arthur Schnitzler

Paul Valéry / Jakob Wassermann  
u. a. m.

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

9 Werbezettel für: *Die neue Rundschau*, Jg. XXXVIII (1927) mit Ankündigung von Robert Walsers *Drei Studien*

7 Januar 1906

Gabrielle Keuter.

Dr. Helene Köpfer.

Paula Gross mit Frau  
und Tochter Lili.

O. Brahm, persönlich.

Max Manstreck

Max Meysfeldt

Johannes Wias

Otto Diemer

Robert Walsers

87.12.382

10 Eintrag Robert Walsers vom 7.1.1906 im Gästebuch von Hedwig und Samuel Fischer 1906–1920. DLA Marbach, Sig. A:Fischer, Samuel Verlag°Fischer, Samuel (Abb. mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main)



## Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen

Dieses Verzeichnis ist ein Auszug aus dem der *Elektronischen Edition* beigegebenen Findbuch der KWA. Es verzeichnet alle Drucke in der *Neuen Rundschau* mit ihren zugehörigen Manuskripten sowie die Nachweise früherer und späterer Drucke zu Lebzeiten bzw. in den von Carl Seelig besorgten Sammlungen. Drucke, die einer anderen Vorlage folgen als dem Erstdruck, wurden eingerückt gesetzt.

Abschied	41
Die neue Rundschau, H. 6, Juni 1909	
Aschinger	22
Die neue Rundschau, H. 12, Dezember 1907	
Aufsätze, 1913, S. 109–113	
Ballonfahrt	33
Die neue Rundschau, H. 9, September 1908	
Aufsätze, 1913, S. 132–136	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers Dichtungen“	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 108–111	
Berlin W	59
Die neue Rundschau, H. 10, Oktober 1910	
Aufsätze, 1913, S. 128–131	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 104–107	
Blumentage	77
Die neue Rundschau, H. 8, August 1911	
Brentano	63
Die neue Rundschau, H. 11, November 1910	
Aufsätze, 1913, S. 157–164	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 129–135	
Das Christkind	140
Die neue Rundschau, H. 12, Dezember 1920	

Der Park	15
Die neue Rundschau, H. 10, Oktober 1907	
Geschichten, 1914, S. 66–72	
Dichtungen in Prosa, Bd. 5, S. 158–162	
Der Dichter s. Sechs Sachen	
Der nächtliche Aufstieg s. Sechs Sachen	
Der Schäfer s. Sechs Sachen	
Die Einladung s. Sechs Sachen	
Die kleine Berlinerin	49
Die neue Rundschau, H. 9, September 1909	
Aufsätze, 1913, S. 142–156	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 116–128	
Die Landschaft s. Sechs Sachen	
Dinerabend	29
Die neue Rundschau, H. 3, März 1908	
Der Bund, Jg. 59, Nr. 126, 15.3.1908, S. 2f.	
Aufsätze, 1913, S. 118–122	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 95–99	
Drei Studien	151
Die neue Rundschau, H. 10, Oktober 1927	
– Kabarettbild	152
Mkg. 170r, Nr. 1	
Druckbeleg RW	
– Schillerfiguren	155
Mkg. 168v, Nr. 2	
– Szene aus dem Leben des Malers Karl Stauffer-Bern	158
Mkg. 165r, Nr. 1	
Fabelhaft	19
Die neue Rundschau, H. 11, November 1907	
Friedrichstraße	45
Die neue Rundschau, H. 8, August 1909	
Aufsätze, 1913, S. 123–127	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 100–104	

Guten Tag, Riesin!	6
Die neue Rundschau, H. 5, Mai 1907	
Aufsätze, 1913, S. 103–108	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 83–87	
Hose	69
Die neue Rundschau, H. 4, April 1911	
Der Bund, Jg. 62, Nr. 151, 30.3.1911, S. [1]f.	
Kabarettbild s. Drei Studien	
Kutsch	11
Die neue Rundschau, H. 6, Juni 1907	
Leben eines Malers	91
Die neue Rundschau, H. 1, Januar 1916	
Ms. RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MS SL (fol. 1–12).	
Seeland, 1919, S. 7–36	
Markt	37
Die neue Rundschau, H. 12, Dezember 1908	
Aufsätze, 1913, S. 114–117	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 92–95	
Sechs Sachen	81
Die neue Rundschau, H. 3, März 1914	
– Spazieren	82
Kleine Dichtungen, 1914, S. 116–118	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 289–291	
– Der Schäfer	83
Kleine Dichtungen, 1914, S. 119f.	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 292f.	
– Die Einladung	85
Kleine Dichtungen, 1914, S. 121–123	
Das Bodenseebuch, Jg. 30, 1943, S. 82, Obertitel „Drei Prosastücke“	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 294f.	
– Der nächtliche Aufstieg	86
Kleine Dichtungen, 1914, S. 124–126	

Das Bodenseebuch, 1943, S. 82f., Obertitel „Drei Prosastücke“	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 296–298	
– Die Landschaft	87
Kleine Dichtungen, 1914, S. 127f.	
Das Bodenseebuch, Jg. 30, 1943, S. 82, Obertitel „Drei Prosastücke“	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 298f.	
– Der Dichter	89
Kleine Dichtungen, 1914, S. 129f.	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 300f.	
Schillerfiguren s. Drei Studien	
Spazieren s. Sechs Sachen	
Szene aus dem Leben des Malers Karl Stauffer Bern s. Drei Studien	
Tiergarten	73
Die neue Rundschau, H. 6, Juni 1911	
Aufsätze, 1913, S. 137–141	
Dichtungen in Prosa, Bd. 1, 1953, S. 112–116	
Tobold	114
Die neue Rundschau, H. 2, Februar 1917	
Kleine Prosa, 1917, S. 148–201	
Wenn ich Pfarrer wäre	26
Die neue Rundschau, H. 1, Januar 1908	



## Chronologisches Verzeichnis der Texte

Guten Tag, Riesin! (Mai 1907)	6
Kutsch (Juni 1907)	11
Der Park (Oktober 1907)	15
Fabelhaft (November 1907)	19
Aschinger (Dezember 1907)	22
Wenn ich Pfarrer wäre (Januar 1908)	26
Dinerabend (März 1908)	29
Ballonfahrt (September 1908)	33
Markt (Dezember 1908)	37
Abschied (Juni 1909)	41
Friedrichstraße (August 1909)	45
Die kleine Berlinerin (September 1909)	49
Berlin W (Oktober 1910)	59
Brentano (November 1910)	63
Hose (April 1911)	69
Tiergarten (Juni 1911)	73
Blumentage (August 1911)	77
Sechs Sachen (März 1914)	81
Spazieren	82
Der Schäfer	83
Die Einladung	85
Der nächtliche Aufstieg	86
Die Landschaft	87
Der Dichter	89
Leben eines Malers (Januar 1916)	91
Tobold (Februar 1917)	114
Das Christkind (Dezember 1920)	140

Drei Studien (Oktober 1927)	151
Kabarettbild	152
Schillerfiguren	155
Szene aus dem Leben des Malers Karl Stauffer-Bern	158

## Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danken wir dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums in Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Für Hinweise und konstruktive Kritik sei Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pellouquin (Basel) und Dr. Peter Staengle (Heidelberg) gedankt.

Dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach, insbesondere Herrn Dr. Mirko Nottscheid, Frau Elli Unruh und Frau Dr. Sabine Fischer danken wir für die freundliche Unterstützung bei der Benutzung der dort liegenden Materialien, Frau Corinna Fiedler (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main) für hilfreiche Hinweise und für die Vermittlung der Genehmigung zur Einsicht in das Gästebuch des S. Fischer Verlags.

Unser Dank gilt Leander Diener, Rebecca Lötscher, Monika Philippi, Simon Truog, Sabine Steinhart, Nadine Wülser und Julia Wyss für ihre Unterstützung bei der Korrektur der Primärtexte und des Dokumentarischen Anhangs.

Doris Kern (Stroemfeld Verlag) danken wir für Layout und Satz, Barbara Handwerker Küchenhoff und Florian Henri Besthorn (Schwabe Verlag) für die Begleitung der Herstellung und Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde unterstützt durch finanzielle Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds, der Universitäten Basel und Zürich, der Ernst Göhner-Stiftung, Zug, der Max Geldner-Stiftung, Basel und der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, Basel.

## Editorische Zeichen und Abkürzungen

normale Type	Text des Referenzdrucks, Grundschrift (Fraktur oder Antiqua)
serifenlose Type	Text des Referenzdrucks, Typenwechsel: Antiqua im Frakturdruck
¶ Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck
¶ Neue Spalte	Markierung des Spaltenwechsels im Referenzdruck
< >	Editorische Textänderungen im Dokumentarischen Anhang
Kontextdokumentation	
*	Kennzeichnung der im S. Fischer Verlag erschiedenen Bücher
Sigle der Textzeugen	
NRs	Referenzdruck in der <i>Neuen Rundschau</i>
Siglen und Abkürzungen	
AdB	Robert Walser, <i>Aus dem Bleistiftgebiet</i> , hrsg. v. Bernhard Echte u. Werner Morlang, 6 Bde., Frankfurt am Main 1985–2000
Briefe	Robert Walser, Briefe, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979
Briefwechsel Storrer	Der Kreis der „Individualität“. Willy Storrer im Briefwechsel mit Oskar Schlemmer, Hermann Hesse, Robert Walser und anderen, hrsg. v. Ralf Lienhard, Bern, Stuttgart, Wien 2003
Dichtungen in Prosa, Bd. 1	Robert Walser, <i>Dichtungen in Prosa</i> , Bd. 1, <i>Aufsätze</i> , <i>Kleine Dichtungen</i> , hrsg. v. Carl Seelig, Genf, Darmstadt 1953

Dichtungen in Prosa, Bd. 5	Robert Walser, <i>Dichtungen in Prosa</i> , Bd. 5. <i>Komödie, Geschichten und Der Spaziergang</i> , hrsg. v. Carl Seelig, Genf, Frankfurt am Main 1961
DLA	Deutsches Literaturarchiv, Marbach
KWA	Kritische Robert Walser-Ausgabe
KWA <sup>e</sup>	Elektronische Ausgabe der KWA
Mkg.	Mikrogramm
Ms.	Manuskript
Nl.	Nachlass
NMB	Neues Museum Biel
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
Salathé	André Salathé, <i>„Man muss nicht hinter alle Geheimnisse kommen wollen.“ Robert und Karl Walsers Briefwechsel mit dem Verlag Huber Frauenfeld (1916–1922) samt einer Biografie von Verleger Walther Lohmeyer (1890–1951) (= Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 150)</i> , Frauenfeld 2013
Sig.	Signatur
SW	Robert Walser, <i>Sämtliche Werke in Einzelausgaben</i> , hrsg. v. Jochen Greven, Zürich, Frankfurt am Main 1985–1986



*Stroemfeld* Frankfurt/Basel ISBN 978-3-86600-275-3

**Schwabe** Basel ISBN 978-3-7965-3677-9